Das leben Friedrich Nietzsche's

Elisabeth Förster-Nietzsche

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche's Geburtshaus.

Digitized by Google

Das Leben

Friedrich Nietzsche's

[illegible]

Elisabeth Förster-Nietzsche.

[illegible]

Leipzig
[illegible] C. G. Naumann
[illegible]

Das Leben Friedrich Nietzsche's

von

Elisabeth Förster-Nietzsche

Erster Band

Leipzig
Druck und Verlag von C. G. Naumann
1895.

„Dort ist die Gräberinsel, die schweigsame; dort sind auch die Gräber meiner Jugend. Dahin will ich einen immergrünen Kranz des Lebens tragen.“

Also im Herzen beschließend fuhr ich über das Meer. —

Oh ihr, meiner Jugend Gesichte und Erscheinungen! Oh, ihr Blicke der Liebe alle, ihr göttlichen Augenblicke! Wie starbt ihr mir so schnell! Ich gedenke eurer heute wie meiner Todten.

Von euch her, meinen liebsten Todten, kommt mir ein süßer Geruch, ein herz- und thränenlösender. Wahrlich, er erschüttert und löst das Herz dem einsam Schiffenden.

Immer noch bin ich der Reichste und Bestzubeneidende — ich der Einsamste! Denn ich hatte euch doch, und ihr habt mich noch: sagt, wem fielen, wie mir, solche Rosenäpfel vom Baume?

(Also sprach Zarathustra II.)

Inhalt.

Anhang:

Aufsätze und Aufzeichnungen Friedrich Nietzsche's.

(1861—1869.)

Vorwort.

Die Liebe hat dieses Buch geschrieben, treue, innige Geschwisterliebe. Als ich im tiefsten Herzeleid, grenzenlos vereinsamt im fremden Land, am Rande des Urwaldes, diese Aufzeichnungen niederzuschreiben begann, da geschah es mir selbst zum Trost. Der Blick auf das Glück meiner Jugend sollte den Schmerz meiner Verlassenheit lindern. Aber seltsam! unter der Hand wurde mir diese Niederschrift zu einer Lebensbeschreibung meines Bruders. Da fühlte ich erst, wie all mein Jugendglück er selbst gewesen war, wie jeder gute und große Augenblick ihn zum Urheber gehabt, wie mein ganzes Fühlen und Denken von frühester Kindheit an sich nur mit ihm beschäftigt hatte. Alles Andere war in meiner Erinnerung verschwunden, aber jede kleine Geschichte, die von ihm handelte, war mit allen Einzelheiten in mein Gedächtniß eingegraben.

Diese Aufzeichnungen sind jedoch nicht aus der Erinnerung allein hervorgegangen, sondern stützen sich auf eine überreiche Fülle persönlicher Niederschriften meines Bruders. Die große Liebe und Verehrung, die ich für ihn schon als kleines Mädchen hatte, ließ mir jedes von ihm geschriebene Wort als außerordentlich wichtig erscheinen, deshalb sammelte ich von klein an Alles, was ich nur irgendwie finden konnte, oft zu seinem lebhaften Ergötzen oder Gespött. Niemand legte sonst den geringsten Werth auf diese alten Papiere, am allerwenigsten mein Bruder selbst. Wie alle reichen, productiven, vorwärtsdrängenden Naturen, deren Entwicklung einen Weg von ungeheurer Länge umfaßt, hatte er für seine früheren Gedanken wenig Interesse, ja einige Geringschätzung. Alljährlich, bei sehr stürmischer Entwicklung sogar halbjährlich, machte er Versuche all das „alte Zeug“ zu

verbrennen. Wieviel Ueberredung, Aufmerksamkeit, ja selbst List mußte ich dann aufwenden, um das zur Vernichtung Bestimmte für meine Sammlung zu retten. Mit Stolz und Glück darf ich jetzt sagen: das gesammte Material (Briefe ausgenommen), das in dieser Biographie benutzt wird und zur Veröffentlichung kommt, ebenso ein großer Theil dessen, was die zweite Abtheilung der Gesammtausgabe seiner Werke bringt, würde überhaupt nicht mehr existiren, wenn ich nicht mein ganzes Leben hindurch mit solchem Eifer gesammelt und die Vernichtung der alten Büchlein und Hefte verhindert hätte.

Und so erzähle ich denn sein Leben: seine eignen Aufzeichnungen sind die führende Melodie durch alle Lebensalter hindurch, ich füge nur die Begleitung hinzu, und wenn diese, vorzüglich in der Kindheit etwas zu breit geworden sein sollte, so verzeihe man dies einer vereinsamten Frau, die gerade in der fernen, sonnigen Kinderzeit am leichtesten die Schwere der Gegenwart vergißt.

Schließlich ist dieses Buch für die Nietzsche liebenden und verehrenden Herzen bestimmt, welche die Stimmung nachfühlen können, aus der es geschrieben ist. Vielleicht wird die breitere Ausmalung vieler intimer Einzelheiten auch für den Psychologen werthvoll sein.

Aber dieses Buch hat noch einen andern Zweck: es soll Alle, die in der Nähe meines Bruders gelebt haben, auffordern, auch ihre Erinnerungen an dieses Zusammensein aufzuzeichnen, damit ein möglichst treues Bild seines ganzen Lebens und der Wirkung dieser mächtigen Persönlichkeit auf seine Umgebung geschaffen wird. Nur möchte ich dabei um Eines bitten: mit der gleichen peinlichen Gewissenhaftigkeit wie ich selbst zu verfahren, denn ich glaube, mein großer Bruder wird am besten dadurch geehrt, daß man in allen Stücken die schlichte Wahrheit redet — ein Leben, wie das seine, bedarf keiner Ausschmückung.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

Naumburg a. d. Saale, Anfang Mai 1895.

I. Abtheilung.

Kindheit und Knabenzeit.

(1844—1858).

I. Capitel.

Unsere Vorfahren. — Einleitung.

Motto: „Immer noch bin ich eurer Liebe Erbe und Erdreich, blühend zu eurem Gedächtnisse von bunten wildwachsenden Tugenden, oh ihr Geliebtesten!"
(Zarathustra II.)

Unser Vater, Karl Ludwig Nietzsche, ward geboren in Eilenburg am 10. Oktober 1813, kam im Jahre 1828 auf die Klosterschule Roßleben, wo er fünf Jahre blieb und offenbar ein sehr guter Schüler gewesen ist, wie auch sein Abgangszeugniß zeigt, woraus ich einige Sätze anführen will:

„Hinsichtlich der sittlichen Führung hatte Abiturient die ganze Zeit seines hiesigen Schullebens sich des ungetheilten Beifalls zu erfreuen und sich durch pünktlichen Gehorsam, musterhafte Ordnungsliebe und unermüdeten Pflichteifer die herzliche Liebe und Achtung seiner Lehrer erworben. Mit seinen ältern Mitschülern lebte er immer in freundschaftlichem Vernehmen und den jüngern derselben wußte er sich durch Beispiel und Unterricht werth und nützlich zu machen.

„In seinem Fleiße zeigte er stets eine rühmliche Ausdauer und Stetigkeit und sah denselben in denjenigen Objecten, welchen er seine Anstrengung zuwendete, namentlich in der Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache mit erfreulichem Erfolge belohnt." —

Im Frühjahr 1833 bezog er die Universität Halle um Theologie zu studieren, auch dort wird bei Abgang von der Universität bezeugt: „daß sich derselbe durch Wohlverhalten stets

rühmlichst empfohlen hat, auch für eine ausgearbeitete Predigt von der theologischen Fakultät mit dem Preise beehrt worden und in ökonomischer Beziehung nichts gegen ihn vorgekommen ist."

Einer seiner Universitätslehrer, Professor Dr. Marks, Direktor des königlichen theologischen Seminars stellt ihm ein geradezu begeistertes Zeugniß, allerdings in recht wunderlichem Stil, aus:

28. Mai 1836

„Herr Karl Ludwig Nietzsche, aus Eilenburg, in mehreren meiner Vorlesungen mein Zuhörer, und Mitglied der homiletisch-lithurgischen Klasse des Königlichen theologischen Seminariums, durch eifrigen mit erwünschten Fortschritten bekrönten Fleiß ausgezeichnet, durch ein seinen frommen, ernsten, bescheidenen Sinn überall wahr ausprägendes Verhalten seinen jugendlichen Genossen ein Muster, hat durch seine vorzüglichen Leistungen im Seminar, zu welchen mehrere Predigten, (darunter im vorigen Winterhalbjahr eine mit dem akademischen Preise bekrönt worden), die durch Reichhaltigkeit der sehr gut aus dem Texte entwickelten Gedanken, durch Lebendigkeit und Rundung der Sprache, durch Herzlichkeit und Würde des Vortrags ihrem Zwecke in einem hohen Grade entsprechen, — einige gehaltvolle Beurtheilungen und auch ein wohlgelungener freier Vortrag gehören, seinem innern Beruf zu dem kirchlichen, nach seiner hohen Bedeutung von ihm erkannten Lehramt, zu welchem er mit rechtem Ernst und inniger Liebe sich vorzubereiten trachtet, auf eine so erfreuliche Weise beurkundet, daß die Kirche sich in ihm einen so geschickten als würdigen Diener zu versprechen hat."

Nachdem er die Examina trefflich bestanden hatte, wurde er zuerst kurze Zeit Hauslehrer bei Hauptmann B. in Altenburg, sodann Erzieher am dortigen herzoglichen Hof. Seine drei Schülerinnen waren Prinzeß Therese (unvermählt geblieben), Prinzeß Elisabeth (Großherzogin von Oldenburg) und Prinzeß Alexandra (Großfürstin Constantin von Rußland). Zwischen dem Lehrer und den hohen Schülerinnen blieb auch später ein sehr freundliches Verhältniß, was beide Theile ehrt.

1841 erhielt er auf besondere Veranlassung Friedrich Wilhelm IV. die Pfarrstelle in Röcken. Unser Vater hatte mit diesem frommen gütigen Könige eine persönliche Begegnung gehabt, die offenbar auf beiden Seiten warme Empfindungen hervorgerufen

hatte. Er erhielt darauf ungewöhnlich schnell „auf allerhöchsten Befehl“ seine Pfarrstelle, und man sah schon große Dinge für ihn voraus. Stets war er von der innigsten Verehrung für diesen so verschieden beurtheilten Monarchen erfüllt, und seine Freude war unbeschreiblich, als ihm sein erster Sohn am 15. Oktober 1844, gerade dem Geburtstag des Königs, geboren wurde. Er sagt bei der Namengebung am Schluß der Taufe:

„Du gesegneter Monat Oktober, in welchem mir in den verschiedenen Jahren alle die wichtigsten Ereignisse meines Lebens geschehen sind, das, was ich heute erlebe, ist doch das Größeste, das Herrlichste, mein Kindlein soll ich taufen!! O seliger Augenblick, o köstliche Feier, o unaussprechlich heiliges Werk sei mir gesegnet im Namen des Herren! — Mit dem tiefbewegtesten Herzen spreche ich es aus: So bringt mir denn dies mein liebes Kind, daß ich es dem Herren weihe. Mein Sohn, Friedrich Wilhelm, so sollst du genennet werden auf Erden, zur Erinnerung an meinen königlichen Wohlthäter an dessen Geburtstag du geboren wurdest.“ —

Mein zweiter, früh verstorbener Bruder wurde nach dem Herzog von Altenburg Joseph genannt; ich nach den drei Prinzessinnen Therese, Elisabeth, Alexandra, die dann später aus Verehrung für meinen Vater so freundlich waren mich zu ihrem Pathchen zu machen.

Ende August 1848 geleitete er am Abend Freunde nach Hause; bei seiner Rückkehr nach dem Pfarrhause kam ihm an der Thür desselben unser kleiner Hund zwischen die Füße, — er stolperte und stürzte rückwärts sieben steinerne Stufen auf das Pflaster des Hofes hinab. Dadurch zog er sich eine Gehirnerschütterung zu, fing an zu kränkeln und starb 11 Monate darauf am 28. Juli 1849.

Ein noch lebender theurer Jugendfreund unseres verstorbenen Vaters schrieb mir noch kürzlich: „In Röcken gewann er durch seine warme Theilnahme und seine begeisterten Predigten die Herzen der Gemeinde, die in seinem persönlichen und Familien-Leben ein leuchtendes Vorbild hatte. Sein früher Tod nach einer langen Leidenszeit wurde allgemein tief beklagt. Die von Trauer erfüllte Gemeinde bei der Begräbnißfeier steht noch lebendig vor meiner Seele.“

An vielen Stellen dieser Biographie wird die edle, poetische, besonders auch in Musik ungewöhnlich begabte Persönlichkeit unseres Vaters geschildert werden, ich füge deshalb hier nichts hinzu.

Unser Vater hatte zwei Brüder und sieben Schwestern. Vier der Geschwister waren verheirathet und erreichten bei großer geistiger Frische das hohe Alter von 81—84 Jahren. Die fünf unverheirathet gebliebenen Geschwister, ein Bruder und vier Schwestern, sind früher gestorben: zwei im Alter von 40 und 41 Jahren (Magenleiden) drei im Alter von 57—67 Jahren (Grippe und Magenleiden).

Hauptzüge sämmtlicher Geschwister Nietzsche waren ein lebhafter fröhlicher Geist, ein festes Zusammenhalten und eine rührende Fürsorge untereinander. Außerdem trat bei ihnen ein strenger Wahrheitssinn, die Liebe zu würdigen höflichen Formen auch im häuslichen Verkehr und ein Zug zu einsamer Unabhängigkeit gegenüber allem, was nicht zur Familie gehörte, stark hervor. Mein Bruder charakterisirt unsere Familie im Jahre 1873, als die letzte der lieben Tanten im Alter von 82 Jahren starb, folgendermaßen:

Er schreibt an unsere Mutter:

„So ist denn unsere gute Tante dahin, und wir sind wieder einsamer. Alt werden und einsam werden scheint dasselbe, und ganz zuletzt ist man wieder nur mit sich zusammen und macht Andere durch unsern Tod einsamer.

„Gerade weil ich wenig von meinem Vater weiß und ihn nur aus gelegentlichen Erzählungen errathen muß, waren mir seine nächsten Anverwandten mehr als sonst Tanten zu sein pflegen. Ich freue mich, wenn ich an Tante Rieckchen, wie an die anderen denke, daß sie alle eine sonderliche Natur bis in ihr hohes Alter festhielten und in sich Halt hatten, um weniger von außen her und von dem so zweifelhaften Wohlwollen der Menschen abzuhängen; ich freue mich dessen, weil ich daran die Rasseeigenschaft derer, die Nietzsche heißen, finde und sie selbst habe.

„Deshalb war die gute Tante mir immer auf das Freundlichste gewogen, weil sie es fühlte, wie wir in Einer Hauptsache verwandt waren, nämlich eben in der Nietzsche'schen Hauptsache. Und so ehre ich denn ihr Angedenken, indem ich von Herzen

begehre, wenn ich alt werden sollte, wenigstens nicht von mir selber, das heißt von dem Geiste meiner Väter abzufallen."

Unser Großvater (der Vater unseres Vaters), Superintendent Dr. theol. Friedrich August Ludwig Nietzsche, wurde geboren am 29. Januar 1756 in Bibra und starb am 16. März 1826 in Eilenburg. Einer seiner Freunde hat damals einige Nachrichten über sein Leben zusammengestellt, aus welchem ich das Folgende hervorhebe:

„Vortreffliche Anlagen des Geistes und Herzens waren schon an dem Knaben sichtbar, und bestimmten die Aeltern, ihn dem Studium zu widmen. In dem dreizehnten Lebensjahre bezog er die damals unter dem Rectorate des berühmten Fischer blühende Thomasschule z Lueipzig, wo eine gründliche Bekanntschaft mit den Sprachen des classischen Alterthums die solide Grundlage seiner ferneren Ausbildung wurde. Im Jahre 1776 begann er ebenfalls zu Leipzig seine academische Laufbahn, während welcher er Morus, Körner, die beiden Ernesti, Platner und andere berühmte damalige Lehrer der Universität zu hören so glücklich war. Theils schon während seiner Schuljahre, theils während seiner academischen Studien knüpften sich die schönen freundschaftlichen Verbindungen an, in welchem er mit einem Böhme, Döring, Fest, Eisenhuth, John, Kindervater, Lohdius, Maffau, Starke, Strubel und andern vortrefflichen Männern stand. Auch erfreute er sich während seines Aufenthaltes in Leipzig des besonderen Wohlwollens des berühmten Zollikofer, dessen Predigten ihm immer vor andern Muster waren. . . .

„Im Jahre 1782 wurde er Magister und bald darauf ging er als Substitut des Pfarrers Montag nach Wollmirstädt in Thüringen, wo er schon 1784 nach dem Tode des Seniors wirklicher Pastor wurde. Nach einer zwanzigjährigen Amtsführung in Wollmirstädt, wo er die meisten trefflichen, von seinen Kenntnissen und Einsichten wie von seinem frommen Sinne und seinem Eifer für's Gute zeugenden Schriften*) verfaßte, wurde er 1803

*) Verzeichniß seiner Schriften: 1. Viro max. Rever. Car. Frid. Lohdio, art. lib. Mag. S. S. theol. Baccal, et ad aed. Paul. conc. matut., munus Diaconi ecclesiae Grimmensis suo et caeterorum nomine, qui ipso moderatore exercitationes homileticas in aede Paulina instituerunt, gratulatur et simul hymnum Davidis octavum explicare conatur F. A. L. Nietzsche, Bibra

nach Eilenburg als Superintendent und Pastor an der Stadtkirche daselbst berufen. Hier trübte sein Glück der schon den 14. Oktober 1805 erfolgte Tod seiner ersten Gattin, einer gebornen Richter, welche ihm sieben Kinder hinterließ. Nach 4 Jahren führte ihm jedoch Gott in der Wittwe des Hofadvokat Krüger zu Weimar, einer Schwester des eben daselbst als General-Superintendent verstorbenen Dr. Krause, eine zweite Lebensgefährtin zu (unsere Großmutter), durch welche er noch 3 Kinder erhielt. Im Jahre 1817 ehrte die theologische Facultät der Universität zu Königsberg seine schriftstellerischen und anderweitigen Verdienste dadurch, daß sie ihm die theologische Doctorwürde ertheilte."

Ein Jugendfreund schreibt über ihn: „Wer so glücklich war, Blicke in sein Inneres zu thun und seines Wandels Zeuge zu werden, der muß sie auch rühmen, die liebenswürdigen Eigenschaften seines Geistes und Herzens: den frommen Sinn vor Allem, der das ganze Leben ihm verklärte, jede Pflicht ihm heilig machte, bei jeder Freude ihn beseelte, und ihm jeden Schmerz zu einem Rufe der Gottheit und des Himmels weihte; das herzliche Wohlwollen, mit welchem er freundlich jedem Menschen entgegen kam, jedem Bedrängten, dem er helfen konnte, seine Hülfe bot, und selbst für die, die ihm wehe gethan, zu dem Gott der Liebe betete; die Geradheit, Biederkeit und Redlichkeit, mit welcher er das Rechte stets ergriff und das Gute in seinen Schutz nahm und sein Aeußeres zum treuen Spiegel seines Inneren machte; die edle, mit Freundlichkeit und Bescheidenheit gepaarte Würde endlich, mit welcher er unsre Achtung zugleich und unsre Liebe gewann." Beide oben angeführten Urtheile sind einer kleinen

---

Thuf. Lips. 1780. 4. — 2. Epistola Petri posterior auctori suo inprimis contra Grotium vindicata atque adserta. Lips. 1789. 4. — 3. Ueber Vorzüge, Beschwerden und Trost im Alter, bey Gelegenheit des Amtsjubiläi, das sein Vater als Accisinspector zu Bibra und Freyburg feyerte. Leipzig 1789. 8. — 4. Ueber die höchst nöthige Verbesserung der Dorfschulen; ein freymüthiges Wort für alle diejenigen, die etwas zur Verbesserung dieser Schulen beytragen wollen und dürfen. Leipzig, bei Göschen. 1792. 8. — 5. Gamaliel, oder über die immerwährende Dauer des Christenthums, zur Belehrung und Beruhigung bey der gegenwärtigen Gährung in der theologischen Welt. Leipzig, bey Supprian. 1796. 8. — 6. Beyträge zur Beförderung einer vernünftigen Denkensart über Religion, Erziehung, Unterthanenpflicht und Menschenleben (als Superint. zu Eilenburg). Weimar, bei Gädike. 1804. 8.

Schrift entnommen, welche unserem Großvater zum ehrenden Gedächtniß 1826 gedruckt wurde.

Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, als ich öfters in Eilenburg war, von alten Leuten, die meinen Großvater Nietzsche noch persönlich gekannt hatten, gehört zu haben, daß er „ein sehr würdiger und gelehrter Herr gewesen sei". Auch in den Erzählungen der Verwandten kamen die Worte „Würde" und „Gelehrsamkeit" so oft vor, daß es wohl hervorstechende Eigenschaften gewesen sein müssen.

Er erkrankte am 12. März 1826 an einer heftigen Erkältung und starb nach vier Tagen.

Unsere liebe Großmutter Nietzsche war geboren am 11. December 1778. Sie stammte auch aus einer Pastorenfamilie, doch weiß ich nichts mehr von diesen Urgroßeltern, als daß sie heitere, thätige Leute waren. Sie sind gestorben, ehe unsere Großmutter in ihrem 31. Jahre ihre zweite Ehe mit unserm Großvater einging, somit haben sie unsere Tanten, die uns am meisten von alten Zeiten erzählten, nicht persönlich gekannt. Sie hatte drei Brüder und eine Schwester, auf Letztere kann ich mich noch besinnen. Sie war in Eilenburg verheirathet und noch in ihrem Alter eine hübsche rüstige Frau, die mit 81 Jahren starb. Von den Brüdern war der älteste erst Domprediger in Naumburg an der Saale. Während er diese Stellung hier einnahm, war meine Großmutter als junge Wittwe lange Zeit, 1808—1809, bei ihm zum Besuch (die beiden Geschwister waren besonders eng in Liebe mit einander verbunden) und knüpften sich damals alle jene Freundschaftsbande, welche meine Großmutter später veranlaßten, mit uns nach Naumburg zu ziehen. Nachher wurde dieser Domprediger Dr. Krause als Professor und Generalsuperintendent nach Königsberg berufen, konnte aber das Klima dort nicht gut vertragen, so daß er einen Ruf als Generalsuperintendent nach Weimar mit Freuden annahm und dort auch bis zu seinem Tode geblieben ist.

Der zweite Bruder unserer Großmutter war ein Großindustrieller in Plauen im Voigtlande. Ich fand als Kind in einer Gewerbeausstellung in Dresden sein Bild mit der Unterschrift: „Begründer der Voigtländischen Nadelei- und Stickerei-Industrie. Ein Wohlthäter des Voigtlandes." Er hatte seiner

Zeit 16 Stickerinnen aus Paris kommen und durch diese der armen Stadt- und Landbevölkerung von Plauen und Umgegend das Sticken lehren lassen, sodaß sich für lange Jahre hin eine sehr blühende Hausindustrie in dieser sonst so armen Gegend entwickelt hatte.

Von unsrer geliebten Großmutter Nietzsche Persönlichkeit füge ich an dieser Stelle nichts weiter hinzu, da an vielen andern Orten noch von ihr ausführlich die Rede sein wird.

Die Familie Nietzsche ist eigentlich eine langlebige, denn der Vater unseres Großvaters wurde 92 Jahre alt und ritt noch mit 90 Jahren Galopp; die Mutter soll im 85. Jahre gestorben sein, von Beiden wird „große geistige und körperliche Frische bis in's Alter" erwähnt. Von diesem Urgroßvater weiß ich nur: daß er ein sehr gesunder, frohmüthiger Mann gewesen ist, der in seiner Jugend in Leipzig studirt hat. Was seine Lebensstellung eigentlich war, ist mir nicht ganz klar; hier und da wird er als Accisinspector für die Kreise Bibra und Freyburg bezeichnet. In einem Briefe an meinen Großvater Nietzsche sagt ein Freund: „Ihr Herr Vater, der Herr Commissionsrath, wird sich wohl noch aus seiner Studienzeit in Leipzig der Vorfahren des p. p. Weise erinnern" u. s. w., er wird also wohl beides, Accisinspector und Commissionsrath gewesen sein. Mit diesem Urgroßvater beginnt der Mythus in der Herkunft unsrer Familie. Ich will hier eine Aufzeichnung meines Bruders aus dem Jahre 1883 einschalten.

„Man hat mich gelehrt, die Herkunft meines Blutes und Namens auf polnische Edelleute zurückzuführen, welche Niëtzky hießen und vor mehr als hundert Jahren ihre Heimath und ihren Adel aufgaben, unerträglichen religiösen Bedrückungen endlich weichend; es waren nämlich Protestanten. Ich will nicht leugnen, daß ich als Knabe keinen geringen Stolz auf diese meine polnische Abkunft hatte: was von deutschem Blute in mir ist, rührt einzig von meiner Mutter, aus der Familie Oehler, und von der Mutter meines Vaters, aus der Familie Krause, her, und es wollte mir scheinen, als sei ich in allem Wesentlichen trotzdem Pole geblieben. Daß mein Äußeres bis jetzt den polnischen Typus trägt, ist mir oft genug bestätigt worden; im Auslande, wie in der Schweiz und in Italien, hat man mich oft als Polen

angeredet; in Sorrent, wo ich einen Winter verweilte, hieß ich bei der Bevölkerung il Polacco; und namentlich bei einem Sommeraufenthalt in Marienbad wurde ich mehrmals in auffallender Weise an meine polnische Natur erinnert: Polen kamen auf mich zu, mich polnisch begrüßend und mit einem ihrer Bekannten verwechselnd, und Einer, vor dem ich alles Polenthum ableugnete und welchem ich mich als Schweizer vorstellte, sah mich traurig längere Zeit an und sagte endlich: „es ist noch die alte Rasse, aber das Herz hat sich Gott weiß wohin gewendet". Ein kleines Heft Mazurken, welches ich als Knabe componirte, trug die Aufschrift „Unserer Altvordern eingedenk!" — und ich war ihrer eingedenk, in mancherlei Urtheilen und Vorurtheilen. Die Polen galten mir als die begabtesten und ritterlichsten unter den slavischen Völkern, und die Begabung der Slaven schien mir höher als die der Deutschen, ja ich meinte wohl, die Deutschen seien erst durch eine starke Mischung mit slavischem Blute in die Reihe der begabten Nationen eingerückt. Es that mir wohl, an das Recht des polnischen Edelmanns zu denken, mit seinem einfachen Veto den Beschluß einer Versammlung umzuwerfen; und der Pole Copernikus schien mir von diesem Rechte gegen den Beschluß und den Augenschein aller andern Menschen eben nur den größten und würdigsten Gebrauch gemacht zu haben. Die politische Unbändigkeit und Schwäche der Polen, ebenso wie ihre Ausschweifung, waren mir eher Zeugnisse für ihre Begabung als gegen dieselbe. An Chopin verehrte ich namentlich, daß er die Musik von den deutschen Einflüssen, von dem Hange zum Häßlichen, Dumpfen, Kleinbürgerlichen, Täppischen, Wichtigthuerischen freigemacht habe: Schönheit und Adel des Geistes und namentlich vornehme Heiterkeit, Ausgelassenheit und Pracht der Seele, insgleichen die südländische Gluth und Schwere der Empfindung hatten vor ihm in der Musik noch keinen Ausdruck."

In demselben Winter 1883—84 lernte mein Bruder in Genua oder Nizza einen Polen kennen, der sich erbot, Erkundigungen über den Ursprung unsrer Familie anzustellen. Im Herbst 1884, als ich mit Fritz in Zürich zusammentraf, präsentirte er mir ein umfangreiches Schriftstück in polnischer Sprache mit der französischen Ueberschrift: „L'Origine de la famille seigneuriale de Niëtzky".

Einige Abschnitte des polnischen Textes besaß mein Bruder in französischer Uebersetzung; daraus ging hervor: daß ein sächsischer Kurfürst oder König die Familie in den Grafenstand erhoben und daß jeder der Familie, der Handel oder Gewerbe trieb, für sich und seine Nachkommen des Adels verlustig ging. Weiter hieß es: daß im Jahre 1716 ein Mitglied der Familie (also unser Ururgroßvater) wegen religiös-politischer Verschwörung zum Tode verurtheilt gewesen sei, mit Frau und Kind aber geflohen wäre.

Hier setzt die Familientradition ein. In der That erzählten unsere Tanten: daß unsere Vorfahren religiöser Bedrückung wegen geflüchtet seien und die Ururgroßmutter auf der Flucht und während des Hin- und Herwanderns ihr einziges Kind (eben jenen rüstigen Urgroßvater) drei Jahre lang mit ihrer eigenen Milch genährt habe. Unser Urgroßvater hätte sein hohes Alter und seine Rüstigkeit von dieser Thatsache hergeleitet.

Das erwähnte polnische Schriftstück hat sich nach der Erkrankung meines Bruders nicht wieder aufgefunden; — ich kann nicht sagen, daß das Document, trotz der vielen Stempel und Siegel, auf mich einen durchaus glaubwürdigen Eindruck gemacht habe.

Unsere liebe Mutter Franziska, aus der Familie Oehler, ist geboren am 2. Februar 1826, heirathete mit beinah achtzehn Jahren am 10. October 1843 unsern Vater und zeichnete sich immer durch Anmuth und große körperliche Rüstigkeit aus. Ihr Vater war Pfarrer in Pobles, einem kleinen Dorfe, 2 Stunden von Weißenfels entfernt. Er war ein heiterer kluger Mann, noch von der alten Art behaglicher Pfarrherren, der es durchaus nicht als Unrecht empfand auf die Jagd zu reiten (hinter ihm der Reitknecht mit den Gewehren) oder ein gemüthliches Partiechen zu spielen. Er liebte Musik und Poesie ohne diese Künste selbst zu üben, und manche musikalische Aufführung, wie Haydns Schöpfung, wurde in dem Pfarrhause von Freunden und Familienmitgliedern zur allgemeinen Freude aufgeführt. Auch gab es jede Woche einen Abend, wo die Kinder Gedichte vortrugen, und öfters wurde Theater gespielt, zumeist nur von den eigenen Kindern, ohne daß ein Mangel an Acteuren besonders fühlbar geworden wäre, denn der gute Großpapa besaß eine große Familie: 11 gesunde, blühende

Kinder, von denen noch eine Anzahl leben. Uebrigens war sein Haus meistens auch voll von Gästen, da er die Geselligkeit sehr liebte. Er starb im Jahre 1859 mit 70 Jahren an einer starken Erkältung.

Die liebe Großmama Oehler war eine echte deutsche gesunde Hausfrau, die sich um die Zukunft ihrer vielen Kinder nicht allzuviel Sorge machte. Sie war diesen gegenüber ohne jede ostentative Zärtlichkeit, und ich glaube immer, daß wir, die Enkel, am meisten von ihrem warmen liebevollen Herzen verspürt haben. Ihre Vorfahren gehörten einer sehr begüterten, Jahrhunderte lang in der Zeitzer Gegend angesessenen Familie an. Ihr Vater hatte das Rittergut Wehlitz als Eigenthum und eine königliche Domäne bei Zeitz in Pacht. Als Großmama heirathete, gab ihr der Vater Equipage, Kutscher, Köchin u. s. w. mit, — für eine Pfarrfrau etwas ungewöhnlich. Durch die Kriegsjahre, Anfang dieses Jahrhunderts, verlor er einen großen Theil seines Vermögens.

Von den Oehler'schen Großeltern muß ich noch besonders erwähnen, daß sie der Naturheilkunde (Prießnitz) sehr zugethan waren, und der Arzt nie als Arzt, sondern nur als Freund in's Haus kam. Dagegen rettete der Großpapa das Töchterchen des Arztes, das dieser schon aufgegeben hatte, durch Prießnitz'sche Einpackungen und Bäder vom Tode.

Die Großmama Oehler starb an einem Schlaganfall mit 82 Jahren. Auch sie stammte aus einer langlebigen sehr gesunden Familie, ihre Mutter starb im 82., ihr Vater im 75. Jahre am Schlagfluß und sie pflegte zu erzählen, daß ihre sämmtlichen Vorfahren in diesem Alter „am Schlag“ gestorben seien.

Bei den Eltern des Großpapa Oehler bricht die Tradition ab, da dieselben, Beide im jugendlichen Alter, von einer in Zeitz grassirenden Krankheit dahingerafft worden sind und der Großpapa in einem Waisenhaus erzogen wurde.

II. Capitel.

Röcken und Naumburg.

— —

Ihr Vöglein in den Lüften,
Schwingt mit Gesang euch fort
Und grüßet mir den theuren,
Den lieben Heimathsort!

Ihr Lerchen, nehmt die Blüthen,
Die zarten mit hinaus!
Ich schmückte sie zur Zierde
Für's theure Vaterhaus.

Du Nachtigall, o schwinge
Dich doch zu mir herab
Und nimm die Rosenknospe
Auf meines Vaters Grab!

Friedrich Nietzsche.
(1858 gedichtet.)

Es war in Naumburg an der Saale im Frühling 1850 als ein fünfjähriger Knabe, geleitet von einer Dienerin, die ein kleines Mädchen trug, am Eingang der Neugasse stand, da wo sie an den Wilhelmsplatz grenzt, und sinnend die Straße entlang schaute. Die beiden Kinder und das Dienstmädchen trugen Trauerkleidung. —

„Ist das nun endlich die Neugasse, werden wir hier wohnen?" fragte der kleine Knabe.

„Jawohl, Fritzchen“, antwortete eifrig das Mädchen, „sieh mal die vielen, schönen Häuser!“

Fritzchen blickte prüfend umher: gleich am Anfang der Straße stand, mit der Front nach einem grünen Platz und einer Baumallee gekehrt, ein großes hübsch-gebautes Haus, es war die Dienstwohnung des Oberlandesgerichtspräsidenten und im damaligen Naumburg vielleicht eines der stattlichsten Gebäude.

„Mine“, sagte Fritzchen würdig, „ich will in diesem Hause wohnen“ und schickte sich an diesen Entschluß auszuführen, indem er ernst und entschieden auf die Hausthüre zuging.

Die arme Mine, eine schüchterne Landbewohnerin, welche zum erstenmale in einer größeren Stadt weilte, gerieth in gelinde Verzweiflung:

„Fritzchen“, rief sie angstvoll, „hier wohnen ganz fremde Leute, die Frau Großmama und die Frau Mama wohnen da unten in dem gelben Haus, und alle Bücher und alle Spielsachen sind auch dort.“

Die Straße schien uns endlos endlos lang, das Haus in weiter Ferne, Fritzchen bezeugte durchaus keine Lust dorthin zu pilgern, nur die sichtliche Angst der guten Dienerin bewog ihn schließlich, sich nach jener Wohnung zu begeben, die nicht er, sondern erfahrenere Glieder der Familie ausgewählt hatten.

Dies ist meine erste Jugenderinnerung; — deutlich sehe ich meinen Bruder mit seinem hübschen gebräunten Gesicht, langen, auf die Schultern fallenden, blonden Haaren und großen, dunkeln, ernsthaften Augen vor mir stehn. Gewissermaßen ist diese erste Erinnerung auch unser Eintritt in die Welt, denn bis dahin hatten wir still und verborgen in dem Dörfchen gelebt, in dem unser lieber Vater acht Jahre Pfarrer und, wie schon erzählt, so früh gestorben war. Diese frühsten Lebensschicksale soll mein Bruder mit seinen eignen kindlichen Worten schildern.

Er schrieb im Jahre 1858, als er bald vierzehn Jahr war, vom 18. August bis 1. September aus eigenem Antriebe, nicht als Schulaufgabe, über seine bis dahin gemachten Erlebnisse ein kleines Buch, welches: „Aus meinem Leben“ betitelt war. Mit dem Anfang jener Lebensbeschreibung will ich nun auch diese Biographie beginnen:

„Wenn man erwachsen ist, pflegt man sich gewöhnlich nur noch der hervorragendsten Punkte aus der frühesten Kindheit zu erinnern. Zwar bin ich noch nicht erwachsen, habe kaum die Jahre der Kindheit und Knabenzeit hinter mir und doch ist mir schon so vieles aus meinem Gedächtniß entschwunden und das wenige, was ich davon weiß, hat sich nur durch Tradition erhalten. Die Reihe der Jahre fliegen an meinem Blicke gleich einem verworrenen Traum vorüber: Deshalb ist es mir unmöglich mich in den ersten zehn Jahren meines Lebens an Daten zu binden. Dennoch steht Einiges hell und lebhaft vor meiner Seele und dieses will ich vereint mit Dunkel und Düster zu einem Gemälde verbinden. Ist es doch immer lehrreich die allmähliche Bildung des Verstandes und Herzens und hiebei die allmächtige Leitung Gottes zu betrachten! —

„Ich wurde in Röcken bei Lützen am 15. October 1844 geboren und empfing in der heiligen Taufe den Namen: „Friedrich, Wilhelm". Mein Vater war für diesen Ort und zugleich für die Nachbarsdörfer Michlitz und Bothfeld Prediger. Das vollendete Bild eines Landgeistlichen! Mit Geist und Gemüth begabt, mit allen Tugenden eines Christen geschmückt, lebte er ein stilles, einfaches und glückliches Leben und wurde von allen, die ihn kannten, geachtet und geliebt. Sein feines Benehmen und heiterer Sinn verschönerten manche Gesellschaften und machten ihn gleich bei seinem ersten Erscheinen überall beliebt. Seine Mußestunden füllte er mit schönen Wissenschaften und Musik aus. Im Klavierspielen hatte er eine bedeutende Fertigkeit, besonders im freien Variiren erlangt."

Hier fehlen nun einige Blätter in der kindlichen Biographie, da sie mein Bruder als Jüngling von siebzehn Jahren voller Entrüstung herausgerissen hat. Nach seinem damaligen Urtheil wäre der Inhalt „zu thöricht, zu kindisch" gewesen; überhaupt konnte ich nur mit Mühe diese ganze Lebensbeschreibung vor dem Verbrennen retten. Die Stelle nun, welche in dem Jüngling, der damals, ganz unserer Erziehung und Tradition entgegen, in dem etwas freigesinnten Pforta republikanische und freiheitliche Ansichten angenommen hatte, so besonderes Mißfallen erregte, war die Beschreibung unseres Vaters als liebenswürdigen Hofmanns. War dieser doch, ehe er als Pfarrer in das idyllische

Dörfchen kam, Erzieher an einem Fürstenhofe gewesen und hatte sich dort durch sein sympathisches Wesen warme Freunde erworben. In dem ersten Feuer seiner republikanischen Gesinnung war nun Fritz über die eigene Schilderung ärgerlich: es widerstrebte ihm den hochverehrten Vater als „Fürstendiener" hingestellt zu haben. Er fährt dann weiter fort:

„Das Dorf Röcken liegt eine halbe Stunde von Lützen dicht an der Landstraße. Wohl jeder Wanderer, der an ihm vorbei seine Straße zieht, wirft ihm einen freundlichen Blick zu, denn es liegt gar lieblich da mit seinen umgebenden Gebüschen und Teichen. Vor allen fällt der bemooste Kirchthurm in die Augen. Wohl kann ich mich noch erinnern, wie ich einstmals mit dem lieben Vater von Lützen nach Röcken ging und wie in der Mitte des Weges die Glocken mit erhebenden Tönen das Osterfest einzuläuten begannen. Dieser Klang tönt so oft in mir wieder, und Wehmuth trägt mich sodann in das ferne theure Vaterhaus zurück. Wie lebendig steht noch der benachbarte Gottesacker vor mir! Wie oft fragte ich, wenn das alte, alte Leichenhaus geöffnet wurde, nach den Bahren und schwarzen Flören, nach alten Grabschriften und Denkmälern! Aber wenn jedes Bild meiner Seele entweicht, so werde ich doch nie das traute Pfarrgebäude vergessen, denn mit mächtigen Griffeln ist es in meiner Seele eingegraben. Das Wohnhaus war erst 1820 gebaut und deshalb in sehr nettem Zustande. Mehrere Stufen führten hinauf zum Parterre. Noch kann ich mich des Studierzimmers in der ersten Etage erinnern: die Reihen Bücher, darunter manche Bilderwerke, diese Schriftrollen machten diesen Ort zu einem meiner Lieblingsplätze. Hinter dem Haus breitete sich der Obst- und Grasgarten aus, ein Theil desselben pflegte im Frühjahr unter Wasser zu stehen, und gewöhnlich war dann auch der Keller angefüllt. Vor der Wohnung erstreckte sich der Hof mit Scheune und Stallgebäude und geleitete zu dem Blumengarten, in dessen Lauben und Sitzen ich fast immer verweilte. Hinter dem grünen Zaun lagen die vier Teiche mit Weidengebüsch umgeben. Zwischen diesen Gewässern zu gehen, die Sonnenstrahlen auf der Spiegelfläche und die munteren Fischlein spielen zu sehen, das war meine größte Lust. Noch muß ich etwas erwähnen, was mich immer mit geheimem Schauder

erfüllte: nämlich in der düstern Sacristei der Kirche stand an der einen Seite das übermenschliche Bild des heiligen Georg, von geschickter Hand in Stein gegraben. Die hehre Gestalt, die furchtbaren Waffen und das geheimnißvolle Halbdunkel ließen mich ihn immer nur mit Scheu betrachten. Einst, so geht die Sage, sollen seine Augen erschrecklich gefunkelt haben, so daß alle, die ihn angesehen hätten, mit Grausen erfüllt worden wären. —

„Rings um den Gottesacker herum liegen die Bauernhöfe und Gärten in trauter Stille. Eintracht und Friede waltete über jeder Hütte und wilde Erregungen blieben ihnen fern. Ueberhaupt entfernten sich die Bewohner selten von dem Dorfe, höchstens zu Jahrmärkten, wo muntere Schaaren von Burschen und Frauen sich nach dem belebten Lützen begaben und das Gewühl der Menschen und die glänzenden Waaren bewunderten. Sonst ist Lützen ein kleines und einfaches Städtchen, dem man nicht ansieht, welche welthistorische Bedeutung es hat. Zweimal wurden hier ungeheure Schlachten geschlagen, und mit dem Blute fast aller europäischen Nationen ist dort der Boden getränkt. Ehrende Denkmäler erheben sich hier und verkünden mit beredter Zunge den Ruhm der gefallenen Helden.

„Eine Stunde von Röcken liegt Poserna, berühmt als Geburtsort von Seume, jenem wahrhaft patriotisch gesinnten Mann und Dichter. Leider steht sein Haus nicht mehr, schon seit 1815 lag es in Trümmern, und jetzt erst hat ein neuer Besitzer ein großes, schönes Haus auf derselben Stelle gebaut. — Das $^3/_4$ Stunde weit entfernte Dorf Sösen ist noch durch ein Hünengrab merkwürdig, das kürzlich ausgegraben wurde. — Während wir in Röcken ruhig und still lebten, bewegten heftige Erregungen fast alle Nationen Europa's! Schon lange Jahre vorher war der Zündstoff überall vorbereitet, es bedurfte nur eines Funkens um alles in Brand zu setzen. — Da erscholl fern von Frankreich herüber der erste Waffenklang und Sturmesfang. Die ungeheure Februarrevolution in Paris wälzte sich mit verheerender Schnelle umher: „Freiheit" „Gleichheit" „Brudersinn" ertönte es in allen Landen. Der niedrige, wie angesehene Mann ergriff das Schwert, theils für, theils gegen den König. Der Revolutionskampf in Paris findet in den meisten Städten Preußens Nachahmung, und selbst bei schneller Unterdrückung

blieb doch noch lange der Wunsch des Volkes: „eine deutsche Republik“. Nach Röcken drangen diese Erhebungen nicht, wohl aber kann ich mich noch erinnern, wie Wagen mit jubelnden Schaaren und wehenden Fahnen auf der Landstraße dahin fuhren. Vor dieser verhängnißvollen Zeit bekam ich noch ein Brüderchen, in der heiligen Taufe „Karl Ludwig Joseph“ genannt, ein allerliebstes Kind.

Bis hierher hatte uns immer Glück und Freude geleuchtet, ungetrübt war unser Leben dahin geflossen, wie ein heller Sommertag; aber da thürmten sich schwarze Wolken auf, Blitze zuckten und verderbend fallen die Schläge des Himmels nieder. Im September 1848 wurde plötzlich mein geliebter Vater in Folge eines Sturzes bedeutend krank, jedoch trösteten wir uns und er sich mit baldiger Genesung. Immer wenn wieder ein besserer Tag war, bat er: ihn doch wieder predigen und Confirmandenstunde geben zu lassen, denn sein thätiger Geist konnte nicht müßig bleiben. Mehrere Aerzte bemühten sich das Wesen der Krankheit zu erkennen, aber vergebens. Da holten wir den berühmten Arzt Oppolzer, der sich damals in Leipzig befand, nach Röcken. Dieser vortreffliche Mann erkannte sogleich, wo der Sitz der Krankheit zu suchen wäre. Zu unser aller Erschrecken hielt er es für eine Gehirnerweichung, die zwar noch nicht hoffnunglos, aber dennoch sehr gefahrvoll sei. Ungeheure Schmerzen mußte mein geliebter Vater ertragen, aber die Krankheit wollte sich nicht vermindern, sondern sie wuchs von Tag zu Tag. Endlich erlosch sogar sein Augenlicht, und in ewigem Dunkel mußte er noch den Rest seiner Leiden erdulden. Bis zum Juli 1849 dauerte noch sein Krankenlager, dann nahte der Tag der Erlösung. Den 27. Juli versank er in tiefen Schlummer und nur zuweilen erwachte er. Seine letzten Worte waren: Fränzchen — komm — Mutter, Mutter höre — Ach Gott! Dann entschlief er sanft und selig.

„Als ich den Morgen erwachte, hörte ich ringsum lautes Weinen und Schluchzen. Meine liebe Mutter kam mit Thränen herein und rief wehklagend: „Ach Gott, mein guter Ludwig ist todt.“ Obgleich ich noch sehr jung und unerfahren war, so hatte ich doch eine Idee vom Tode; der Gedanke, mich immer von dem geliebten Vater getrennt zu sehen, ergriff mich und ich weinte bitterlich.

„Die Tage darauf vergingen unter Thränen und Vorbereitungen zum Begräbniß, ach Gott! ich war zum vaterlosen Waisenkind, meine liebe Mutter zur Wittwe geworden. — —

„Den zweiten August wurde die irdische Hülle meines theuren Vaters dem Schooße der Erde anvertraut. Die Gemeinde hatte das Grab ausmauern lassen. Um ein Uhr Mittag begann die Feierlichkeit unter vollem Glockengeläute. Oh nie wird sich der dumpfe Klang derselben aus meinem Ohr verlieren; nie werde ich die düster-rauschende Melodie des Liedes: „Jesus meine Zuversicht“ vergessen! Durch die Hallen der Kirche brauste Orgelton, eine große Schaar von Verwandten und Bekannten hatte sich eingefunden, fast alle Pastoren und Lehrer der Umgegend. Herr Pastor Wimmer sprach die Altarrede, Herr Superintendent Wilke am Grabe und Herr Pastor Oswald den Segen. Dann wurde der Sarg hinabgelassen, die dumpfen Worte des Geistlichen erschallten, und entrückt war er, der theure Vater, allen uns Leidtragenden. Eine gläubige Seele verlor die Erde, eine schauende empfing der Himmel.

„Wenn man einen Baum seiner Krone beraubt, so wird er welk und kahl und die Vöglein verlassen die Zweige. Unsere Familie war ihres Oberhauptes beraubt, alle Freude schwand aus unserm Herzen und tiefe Trauer herrschte in uns. Aber kaum waren die Wunden etwas geheilt, so wurden sie von Neuem schmerzlich aufgerissen. — In der damaligen Zeit träumte mir einst, ich hörte in der Kirche Orgelton wie bei einem Begräbniß. Da ich hinsah, was die Ursache wäre, erhob sich plötzlich ein Grab und mein Vater im Sterbekleide entsteigt demselben. Er eilt in die Kirche und kommt in kurzem, mit einem kleinen Kind im Arm wieder. Der Grabhügel öffnet sich, er steigt hinein und die Decke sinkt wieder auf die Oeffnung. Sogleich schweigt der rauschende Orgelschall, und ich erwache. Am Morgen erzähle ich es meiner lieben Mutter; bald darauf wird Josephchen plötzlich unwohl, bekommt die Krämpfe und stirbt in wenigen Stunden. Unser Schmerz war ungeheuer, mein Traum war vollständig in Erfüllung gegangen, die kleine Leiche wurde auch noch in die Arme des Vaters gelegt. Bei diesem doppelten Unglück war Gott im Himmel unser einzigster Trost und Schutz. Dies geschah Ende Januar 1850.

„Die Zeit, wo wir von unserm geliebten Röcken scheiden sollten, nahte heran. Noch kann ich mich des letzten Tages und der letzten Nacht erinnern, wo wir dort verweilten. Am Abend spielte ich noch mit mehreren Kindern, gedenkend, daß es das letztemal sei. Die Abendglocke hallte mit wehmüthigem Tone durch die Fluren, mattes Dunkel verbreitete sich über die Erde, am Himmel strahlte der Mond und die funkelnden Sterne. Ich konnte nicht lange schlafen; als es noch Nacht war, ging ich wieder in den Hof. Hier standen mehrere Wagen, die beladen wurden, der matte Schein der Laterne beleuchtete düster die Hofräume. Ich hielt es geradezu für unmöglich, an einem andern Orte heimisch zu werden. Von diesem Dorfe zu scheiden, wo man Freud und Leid genossen hatte, wo die theuren Gräber des Vaters und des kleinen Bruders sind, wo die Bewohner des Ortes immer nur mit Liebe und Freundlichkeit zuvorkamen, wie schmerzlich war es! Kaum erhellte der dämmernde Tag die Fluren, da rollte der Wagen hin auf der Landstraße und führte uns Naumburg zu, wo uns eine neue Heimath erwartete. — Ade, ade theures Vaterhaus!

„Die Großmama und Tante Rosalie mit dem Dienstmädchen waren vorangefahren, und wir folgten traurig, ja sehr traurig nach. In Naumburg erwartete uns Onkel D., Tante Riekchen und Lina. Die Wohnung, welche man für uns bestimmt hatte, lag in der Neugasse und gehörte dem Eisenbahnspediteur Otto. Es war für uns schrecklich, nachdem wir so lange auf dem Lande gewohnt hatten, in der Stadt zu leben; deshalb vermieden wir die düstern Straßen und suchten das Freie, wie ein Vogel, der seinem Käfig entflieht; denn nicht viel anders erschien es uns damals in der Stadt zu wohnen. Als ich zum erstenmal den Bürgergarten sah, soll ich in kindlicher Freude gesagt haben: „O sieh, lauter Christbäume!“ Ueberhaupt erschien mir in der ersten Zeit alles neu und unbekannt. Die großen Kirchen und Gebäude, der Marktplatz mit Rathhaus und Brunnen, die ungewohnte Menge des Volkes, erregte meine große Bewunderung. Dann erstaunte ich sehr, wie ich bemerkte, daß die Leute oft mit einander unbekannt waren, denn in dem kleinen Dorf kannte sich jedermann. Was mir aber am unangenehmsten war, waren die langen, gepflasterten Straßen. Der Weg zu den Tanten

schien mir wenigstens eine Stunde lang zu sein. Sonst aber fügte ich mich sehr schnell in das Stadtleben, in den ersten fünf Minuten war ich im eigenen Hause bekannt. Oben im Dachstübchen wohnte ein Stellmacher mit seiner Frau; rechtschaffene, alte Leute. Zu diesen hinauf war mein erster Gang, und die alterthümlichen Geräthe, Bilder und Zimmer setzten mich sehr in Verwunderung."

Auf dem ersten Wege von den Tanten, in deren Hause wir im Anfang zu Besuch waren, nach der neuen Stadtwohnung, haben wir nun zuerst unsern Fritz gesehen, als er sich eben sträubte in die Enge einer langen, nicht allzubreiten Straße mit zwei Häuserreihen eingesperrt zu werden.

Naumburg an der Saale war damals noch nicht die freundliche, von Villenstraßen umgebene Stadt, es war noch von dicken Mauern, Gräben und Wällen umringt, und fünf feste Thore schlossen nach allen Seiten von Nachts zehn bis früh fünf Uhr die ganze Stadt von der Außenwelt ab. Nur heftiges Läuten und eine kleine Abgabe konnte, oft erst nach langem Warten, den Thorhüter dann noch bewegen, die Außenstehenden einzulassen, sodaß, wer Abends draußen, bei Freunden in Weinbergen oder Sommerhäusern weilte, seine Schritte sehr beschleunigte, wenn er das Glöckchen hörte, das vom Rathhausthürmchen das Schließen der Thore ein wenig vorher ankündigte. Um die Stadt herum waren tiefe Gräben, dann folgten schöne Lindenpromenaden, an welche sich Gärten, Felder und Weinberge anschlossen.

Naumburg's Umgebung hat eine Fülle außerordentlich schöner und abwechselungsreicher Spaziergänge. Die Unstrut mündet in der Nähe der Stadt in die Saale, diese beiden Flußthäler mit ihren herrlichen, malerischen Ufern, die oft von alten, sagenumwobenen Burgen und Ruinen gekrönt sind, laden nach allen Seiten zu köstlichen Wanderungen ein; deshalb sind die Bewohner von Naumburg wohl von jeher begeisterte Spaziergänger gewesen, und Partieen machen gehört zu ihren eingebürgertsten Gewohnheiten.

Alle gesellschaftlichen Verhältnisse der Stadt wurden damals durch das Oberlandesgericht beherrscht; die Familien der dazu gehörigen Präsidenten und Räthe nahmen die erste Stellung ein, und wie heutzutage jede anständig aussehende Dame „gnädige

Frau" angeredet wird, so hielten es damals Naumburg's Läden-inhaber und Verkäufer, ja selbst Marktfrauen für schicklich, eine solche Dame ohne weiteres „Frau Räthin" zu tituliren; übrigens ohne sich allzuoft zu irren. Es gab damals eine geradezu staunenerregende Anzahl der verschiedensten Arten, außer den Geheimräthinnen, welche über allen thronten, gab es Oberlandes-gerichts-, Kreisgerichts-, Justiz- und Stadträthinnen, sodann Kriegs-, Commissions-, Medicinal-, Staats-, Kanzlei-, Bau-, Kammer-, Rechnungs- und Steuerräthinnen; ja, ich glaube fast, ich kann noch sagen: u. s. w. u. s. w.

Ich erinnere mich, daß Fritz eines Tages an unsere Tante Rosalie, welche gewissermaßen die Gelehrte in der Familie war, gedankenvoll die Frage richtete:

„Warum sind hier alle Frauen gleich, warum heißen sie alle Frau Räthin?" Darauf suchte ihm die gute Tante begreiflich zu machen, daß dieser Titel durchaus nicht Gleichheit, sondern im Gegentheil sehr viel Ungleichheit bedeute. Als auch ich schließlich an der Belehrung mit einer, wahrscheinlich nicht sehr erleuchteten Frage theilzunehmen begann, meinte Fritz, der den sehr complicirten Fall schon als hoffnungslos zu betrachten anfing, ungeduldig:

„Ich bitte Dich, Lisbeth, laß das Fragen, das verstehst Du nie; hier giebt es mehr als ein Dutzend Arten von Räthinnen, und keine gilt ebenso viel wie die andere."

Es herrschte wohl in der That ein wenig Kastengeist in unserer, von engen Mauern umschlossenen alterthümlichen Stadt, immerhin ein freundlicher und jedenfalls für wissenschaftliche und künstlerische Anregungen sehr empfänglicher Geist. Durch das Oberlandesgericht gab es viele Beziehungen zu Berlin. Fast alle Töchter der guten Familien verlobten sich mit Referendaren, deren es damals eine sehr große Anzahl gegeben haben muß. Diese Referendare heiratheten als Assessoren, machten Carriere und gelangten dann in Berlin als Präsidenten, Wirkliche Geheime Räthe u. s. w. u. s. w. zu hohen Würden und Ehren, so daß immer von Neuem zwischen Berlin und Naumburg allerhand verwandtschaftliche liebevolle Beziehungen entstanden, welche den Gesichtskreis hier erweiterten und zu mancherlei neuen geistigen Anregungen Veranlassung gaben.

Naumburg war eine streng christliche, conservative und königlich gesinnte Stadt, eine Stütze des Thrones und des Altars, wenigstens galt das im Superlativ von den Kreisen, in denen wir verkehrten. Man höre nur die begeisterte Schilderung meines Bruders von der Anwesenheit König Friedrich Wilhelms IV. in den Mauern unserer Stadt:

„Unser lieber König beehrte Naumburg (1854) mit seinem Besuch. Große Vorbereitungen wurden hierzu getroffen. Die ganze Schuljugend war mit schwarzen und weißen Schleifen geschmückt und harrte sehnlich des Landesvaters und war von früh 11 Uhr auf dem Marktplatz aufgestellt. Allmählich trübte sich der Himmel, es ergoß sich ein Regen über uns Alle — der König wollte nicht kommen. Es schlug 12 — der König kam nicht; bei vielen Kindern stellte sich Hunger ein. Es regnete von Neuem, alle Straßen wurden in Schmutz verwandelt; es schlug 1 — die Ungeduld stieg auf's höchste. Endlich um 2 begannen plötzlich alle Glocken zu läuten, der Himmel lächelte mit Thränen im Blick nieder auf die freudig wogende Menge. Da hörten wir die Wagen rasseln, ein tobendes „Hurrah" durchbrauste die Stadt, jauchzend schwangen wir die Mützen und brüllten nach Vermögen unserer Kehlen mit. Ein lustiger Wind setzte die unzähligen Fahnen, die von den Dächern herabwinkten, in Bewegung, die gesammten Glocken brummten, die mächtige Menschenmasse schrie und tobte und schob förmlich die Wagen nach dem Dome zu. Dort waren in den Kirchennischen eine große Anzahl Mädchen in weißen Kleidern und mit Blumenkränzen im Haar pyramidal aufgestellt. Der König stieg hier aus, meinte mit einem Blick auf die Mädchen, „er käme sich wie Prokop vor" belobte die Vorbereitungen, und begab sich in die für ihn vorbereitete Wohnung der Domprobstei. Am Abend war die ganze Stadt illuminirt. Ungemein viele Menschen durchwogten die Straßen. Die Kranz-Pyramiden am Rathhaus und Dom waren von oben bis unten mit Lämpchen bedeckt. Eine Menge Transparents zierten die Häuser. Auf dem Domplatz wurde Feuerwerk angezündet, so daß der düstere Dom oft in geisterhafter Beleuchtung vor uns stand. Am andern Morgen war Manöver in Wethau, ich versäumte nicht mich dahin zu begeben.

„Da es das erstemal war, daß ich so etwas sah, und ich mich damals für dergleichen sehr interessirte, so gefielen mir die schnellen Schwenkungen, Attaken und Rückzüge sehr. Noch muß ich erwähnen, daß der König sich unsern schönen Dom ansah und später für denselben zwei neue gemalte Glasfenster sandte, die den alten aber bei weitem nachstehen."

Ich glaube kaum, daß Naumburg, außer bei ungewöhnlichen Gelegenheiten, eine sehr lebhafte Stadt war, wie es meinem Bruder als eben in die Stadt gekommenem Landkind erschienen ist; — im Gegentheil, es wird von Anderen behauptet, Naumburg habe in den fünfziger Jahren einen etwas dumpfen und verschlafnen Eindruck gemacht. Mir selbst sind die ersten Jahre unseres Aufenthaltes in dieser Stadt in etwas betrübter Erinnerung, aber das lag wohl mehr an den häuslichen Verhältnissen: es dünkt mich, daß bei uns ungewöhnlich viel geweint worden sei. Unser ganzes Hauswesen stand unter dem Druck des außerordentlich schweren Verlustes unseres geliebten Vaters, welcher in der That eine bezaubernde Persönlichkeit, jedenfalls das Glück unseres Hauses gewesen war.

Die alte Frau Geheimräthin L., eine Jugendfreundin unserer Großmutter Nietzsche, pflegte mir später immer eine ganz herzbewegende Schilderung zu machen: welchen ergreifenden Eindruck wir damals bei Allen hervorgerufen hätten. Großmütterchen, die beiden Tanten, unsere liebe Mutter (eine junge Wittwe von 24 Jahren), mein Bruder und ich das Baby, wir Alle wären in die tiefste Trauer gehüllt gewesen und hätten mit so ungewöhnlich großen schwermüthigen Augen in die Welt gesehen, daß Jedermann gefühlt habe: hier müsse ein herrlicher Mensch geschieden sein, daß er so tief, innig und lange von den Seinen betrauert würde. —

Durch das schon früher erwähnte Herausreißen aus meines Bruders kindlicher Biographie sind wir um die Beschreibung der anderen Mitglieder unseres damaligen Hauswesens gekommen. An der Spitze stand unsere innig geliebte Großmutter Frau Superintendent Dr. Erdmuthe Nietzsche, ein wahres Ideal einer Frau, oder wie wir Kleinen es empfanden: eines Großmütterchens. Sie hatte ein feines blasses Gesichtchen, aus welchem wunderschöne dunkle Augen voll Geist und Herzensgüte uns

entgegen strahlten. Ein Häubchen mit dicker Spitzenrüsche umschloß nach damaliger Sitte ganz eng ihr Gesicht, nur zwei kohlschwarze, seidenweiche Löckchen sahen an den Schläfen unter den Spitzen hervor. Großmütterchen hat bis zum Tode kein weißes Haar gehabt.

Ihr sanftes, gütiges, würdevolles Wesen, die zarte, innige Theilnahme für fremdes Wohl und Weh machte sie zu einem Gegenstande allgemeiner Liebe und Verehrung. Da sie nun fast nie ausging, so hatten wir außerordentlich viel Besuch, was sie besonders liebte. Kam nun wirklich einmal ein Tag oder gar zwei, wo sich Niemand blicken ließ, dann pflegte sie wehmüthig zu sagen: „Unsere Freunde vergessen uns, sie nehmen andere Wege", was zu manchen Familienspäßchen Veranlassung gab.

Großmama war als Witwe, als unser Vater noch unverheirathet die Pfarrstelle in Röcken bekam, mit einer Tochter zu ihm gezogen. Sie war auch bei ihm geblieben, als er sich verheirathete, und jetzt, nach dem Tode unseres Vaters, zog unsere liebe Mutter mit uns Kindern zu ihr, da sich beide sehr liebten. In einem wunderhübschen Gedicht, worin unsere Mutter und Großmutter sehr lieblich als Ruth und Naemi geschildert wurden, verherrlichte ein Freund der Familie diesen Vorgang in poetisch ergreifender Weise.

Außer Großmütterchen und Mama wohnten noch zwei Schwestern unseres Vaters mit uns zusammen; die eine, Tante Auguste, stand dem gesammten Hauswesen, in welchem eine wahrhaft bewunderungswürdige Ordnung und Sauberkeit herrschte, in allen Dingen vor. Die andere, Tante Rosalie, besorgte, wie es scherzweise hieß, „die geistlichen Angelegenheiten". In der That mühte sie sich für alle christlichen und wohlthätigen Anstalten, zeigte lebhafte, thätige Theilnahme für kirchliche Angelegenheiten, war sehr bewandert in religiöser Dogmatik, interessirte sich aber auch für alle wissenschaftlichen und politischen Vorgänge. Sie las viel, auch ganz regelmäßig Zeitungen, was damals bei Frauen noch nicht allgemein gebräuchlich war.

Wir beiden Geschwister bildeten während dieser sechs Jahre 1850—1856 das Object der allgemeinen und besonderen Erziehungskunst, hauptsächlich waren wir aber der Fürsorge unserer lieben Mutter überlassen.

Die Kindheit und Knabenzeit meines Bruders theilt sich in drei Abschnitte; der erste: bis zu unserm Abschied von Röcken 1850, der zweite: bis zu Großmama Nietzsche's Tod 1856, der dritte: bis zu seinem Fortgang nach Pforta 1858.

Das Merkwürdigste aus dem ersten Lebensabschnitt hat er selbst geschildert: ich kann nichts Neues hinzufügen, da ich diese Zeit nicht aus eigener Anschauung kenne, doch will ich noch einige öfters erwähnte Charactereigenthümlichkeiten hervorheben. Mein Bruder selbst spricht sich mit dreizehn Jahren folgendermaßen darüber aus:

„Über diese ersten Zeiten nun weiß ich eigentlich sehr wenig. Daß ich schwer sprechen lernte, ein wenig starrköpfig war, das sind nun solche Ueberlieferungen, die man nicht gern hört, geschweige denn glaubt."

Später als sechszehnjähriger Jüngling schreibt er wiederum:

„Was ich über die ersten Jahre meines Lebens weiß, ist zu unbedeutend um es zu erzählen. Verschiedene Eigenschaften entwickelten sich schon sehr früh. So eine gewisse Ruhe und Schweigsamkeit, die mich von andern Kindern leicht fern hielt, dabei eine bisweilen ausbrechende Leidenschaftlichkeit."

In der That soll mein Bruder erst spät, mit $2^1/_2$ Jahr, sprechen gelernt haben, so daß sich die Eltern zu sorgen anfingen und den Arzt fragten. Dieser, ein jovialer Herr, habe gemeint: „Fritzchen sei allzu sorglich und aufmerksam bedient, alle seine Wünsche würden auf einen Wink erfüllt, wozu solle er sich dann die Mühe des Sprechens geben!" Darauf machte man ernstliche Versuche, und da Fritzchen immer mit besonderm Wohlgefallen das Pastellgemälde der Großmama Nietzsche betrachtet hatte, so wurde er eindringlich gefragt wer das sei: „Omama" habe er glücklich gerufen, und das war sein erstes Wort. In kurzer Zeit sprach er dann ganz geläufig und alles mit besonderer Deutlichkeit. Mit vier Jahren fing er schon zu lesen und zu schreiben an.

Von seiner, in den ersten sechs Lebensjahren plötzlich ausbrechenden Leidenschaftlichkeit ist auch mir erzählt worden, doch kann ich mich nicht persönlich daran erinnern. Er fing nämlich schon sehr früh an Selbstbeherrschung zu üben. Wenn er etwas Ungeschicktes gethan, etwas zerbrochen hatte und darüber

Schelte erhielt, so wurde er zwar sehr roth, sagte aber kein Wort, sondern zog sich schweigend in irgend welche Einsamkeit (Schlafstube, Fremdenstube u. s. w.) zurück. Sehr beliebt war in der Neugassenwohnung das Ende eines langen Ganges, welcher mit einer Stufe abschloß. Daneben stand ein großer Bücherschrank; wenn man nun dessen Thüre öffnete, so bildete sich ein kleiner, abgeschlossener Raum, der uns zum Nachdenken und zur Selbstbetrachtung sehr geeignet schien und von uns auch später oft zum Austausch von Weihnachtsgeheimnissen benutzt wurde. Nach einiger Zeit des Nachdenkens kam mein Bruder dann mit bescheidener Würde aus seiner Einsamkeit hervor, bat um Verzeihung, wenn er sich von seinem Unrecht überzeugt hatte, oder schwieg sich im entgegengesetzten Fall vollständig über die Angelegenheit aus.

III. Capitel.

Schule und Freunde.

Motto: Man sucht den Werth des Gymnasiums selten in den Dingen, welche wirklich dort gelernt und von ihm unverlierbar heimgebracht werden, sondern in denen, welche man lehrt, welche der Schüler sich aber nur mit Widerwillen aneignet, um sie, so schnell er darf, von sich abzuschütteln. Das Lesen der Classiker — das giebt jeder Gebildete zu — ist so, wie es überall getrieben wird, eine monströse Procedur: vor jungen Menschen, welche in keiner Beziehung dazu reif sind, von Lehrern, welche durch jedes Wort, oft durch ihr Erscheinen schon einen Mehlthau über einen guten Autor legen. Aber darin liegt der Werth, der gewöhnlich verkannte — daß diese Lehrer die abstracte Sprache der höhern Cultur reden, schwerfällig und schwer zum Verstehen, wie sie ist, aber eine hohe Gymnastik des Kopfes; daß Begriffe, Kunstausdrücke, Methoden, Anspielungen in ihrer Sprache fortwährend vorkommen, welche die jungen Leute im Gespräche ihrer Angehörigen und auf der Gasse fast nie hören. Wenn die Schüler nur hören, so wird ihr Intellekt zu einer wissenschaftlichen Betrachtungsweise präformirt. Es ist nicht möglich, aus dieser Zucht, völlig unberührt von der Abstraction, als reines Naturkind herauszukommen.

(Menschliches, Allzumenschliches I.)

Kurze Zeit nach unsrer Ankunft wurde Fritz in die Schule geschickt. Großmama hatte darüber ganz besondere Ansichten, welche zu meinem Erstaunen erst jetzt allgemein auftauchen und als modern bezeichnet werden. Sie meinte: bis zum achten Jahre sollten alle Kinder der verschiedensten Stände zusammen unterrichtet werden; die Kinder aus den höheren Klassen würden dadurch ein besseres Verständniß für die Anschauungsweise der niedern Stände gewinnen. Nach dieser Theorie, die übrigens auch der Vormund, Justizrath D. theilte, wurde mein Bruder zuerst, im Alter von noch nicht sechs Jahren, in die Knabenbürgerschule geschickt.

Aber die practische Ausführung von Theorien ergiebt nicht immer das erwartete Resultat, besonders bei eigenartigen

Naturen. Fritz war überhaupt schon so sehr anders, als Knaben seines Alters zu sein pflegen. — in der Bürgerschule nun, wo ein zwar ganz gesitteter, immerhin doch etwas derber und lärmender Ton herrschte, fühlte er sich vollständig vereinsamt. Das ernsthafte, nachdenkliche Kind mit den würdigen, höflichen Formen, war den andern Knaben so fremdartig, daß weder von der einen, noch von der andern Seite, irgendwelche freundschaftliche Annäherung stattfand. Er selbst spricht sich in seiner kindlichen Lebensbeschreibung mit folgenden Worten darüber aus:

„Später wurde ich auch als Schüler dem Director der Bürgerschule gemeldet. Ich mag wohl zuerst etwas verwirrt unter so vielen Kindern gewesen sein, aber da ich schon von Papa und Herrn Schulmeister in Röcken etwas unterrichtet war, so machte ich schnelle Fortschritte. Aber schon damals fing mein Charakter an sich zu zeigen. Ich hatte in meinem jungen Leben schon sehr viel Trauer und Betrübniß gesehen und war deshalb nicht ganz so lustig und wild wie Kinder zu sein pflegen. Meine Mitschüler waren gewohnt mich wegen dieses Ernstes zu necken. Aber dieses geschah nicht allein in der Bürgerschule, nein auch später in dem Institut und sogar im Gymnasio. Von Kindheit an suchte ich die Einsamkeit und fand mich da am wohlsten, wo ich mich ungestört mir selbst überlassen konnte."

Uebrigens wenn ihn auch die Schüler der Bürgerschule ein wenig neckten, so geschah dies doch ganz freundlich und ohne jedes Uebelwollen. Zu Hause erzählten sie dann wunderbare Geschichten von dem kleinen Nietzsche: „er könne Bibelsprüche und geistliche Lieder mit einem solchen Ausdruck hersagen, daß man fast weinen müßte". Sie nannten ihn immer: den „kleinen Pastor" und ein wenig pastoral ist wohl seine Ausdrucksweise die ganze Kindheit hindurch geblieben, wie auch seine damalige Biographie zeigt.

Aus jener Zeit muß noch eine kleine Geschichte erzählt werden, welche zu manchem Scherz Veranlassung gab. Die Knabenbürgerschule war damals am Topfmarkt, also nicht weit von uns. Eines Tages strömte gerade am Schluß der Schule ein tüchtiger Platzregen hernieder; wir sahen die Priestergasse entlang nach unserm Fritz aus. Alle Jungens stürmten wie das wilde Heer nach Hause, — endlich erscheint auch Fritzchen, welcher ruhig daher schreitet, die Kappe unter der Schiefertafel verborgen, sein

kleines Taschentuch darüber gebreitet. Mama machte ihm Zeichen und rief ihm schon von weitem zu: „so lauf doch nur!“ der strömende Regen verhinderte seine Antwort zu hören. Da unsere Mutter ihm, als er vollkommen durchnäßt ankam, darüber Vorwürfe machte, sagte er ernsthaft: „Aber Mama, in den Schulgesetzen steht: Die Knaben sollen beim Verlassen der Schule nicht springen und laufen, sondern ruhig und gesittet nach Hause gehen“. Fritzchen befolgte das Gesetz unter den erschwerendsten Umständen.

Mein Bruder blieb kaum ein Jahr in der Stadtschule, inzwischen war er mit zwei andern kleinen Knaben, den Enkeln einer Jugendfreundin unserer Großmutter, bekannt geworden; da er sich nun sehr zu ihnen hingezogen fühlte, so entschloß man sich, ihn mit Diesen zusammen in das Privatinstitut eines Candidaten Weber, das dem Domgymnasium als Vorschule diente, zum Unterricht zu schicken.

Die beiden Knaben, welche in dem Jugendleben meines Bruders als „die Freunde“ eine große Rolle spielen, hießen: Wilhelm, Sohn des Appellationsgerichtsraths P., und Gustav, Sohn des Geheimraths K. Sie waren Vettern und ihre gemeinschaftliche Großmama, eine sehr geistvolle liebenswürdige Frau, war mit unserm Großmütterchen von ihrem ersten Aufenthalt in Naumburg her, herzlich befreundet. Es that den beiden alten Herzen wohl diese jüngste Generation (auch die beiderseitigen Enkelinnen wurden innige Freunde) wieder einander zärtlich zugethan zu sehen.

Hier soll nun der älteste dieser beiden Jugendfreunde, Wilhelm P., der gerade wie mein Bruder in seinem vierzehnten Jahre eine Biographie schrieb, das Wort ergreifen um das erste Kennenlernen und unsern Fritz selbst, wie er damals seinen Freunden erschien, in kindlicher Ausführlichkeit zu schildern:

„Ich muß hier zuvörderst eines der wichtigsten Ereignisse meines Lebens erwähnen. Ich war nämlich zufällig in dem Garten meiner Großmutter mit einem Knaben bekannt geworden, der mir seitdem der liebste und treuste Freund meines Lebens gewesen ist und es gewiß auch ferner sein wird. Dieser Knabe, mit Namen Friedrich Nietzsche, hat seitdem auf mein ganzes Leben, alle meine Beschäftigungen, meine Gesinnungen einen höchst

wichtigen und sehr guten Einfluß gehabt. Ich will hier eine kurze Schilderung seines Lebens folgen lassen, da er im Verlauf meiner Skizze sehr oft erwähnt werden und von nun an eine sehr hervorragende Stellung einnehmen wird."

Er erzählt nun unsre hauptsächlichsten, schon erwähnten Lebensschicksale und kommt dann später noch einmal ausführlich auf die Schilderung meines Bruders zurück:

„Er hatte, wie schon gesagt, in seinem Leben viel Trauriges erfahren, frühzeitig hatte er schon seinen Vater verloren, den er sehr liebte und von dem er immer mit großer Verehrung sprach, ebenso seinen kleinen Bruder Joseph, der schon als kleines Kind, kurz nach dem Tode des Vaters, gestorben und so war der Grundzug seines Charakters eine gewisse Melancholie, die sich in seinem ganzen Wesen äußerte. Von frühster Kindheit an liebte er die Einsamkeit und hing da seinen Gedanken nach, er mied gewissermaßen die Gesellschaft der Menschen und suchte die von der Natur mit erhabener Schönheit ausgestatteten Gegenden auf. Er hatte ein sehr frommes, inniges Gemüth und dachte schon als Kind über manche Dinge nach, mit denen andere Knaben seines Alters sich nicht beschäftigten. So bildete sich sein Geist schon sehr frühzeitig aus. Er beschäftigte sich als kleiner Knabe mit mancherlei Spielen, die er sich selbst erdacht hatte, und dies zeugte von einem sehr lebhaften, erfindungsreichen und selbständigen Geist. So leitete er auch alle unsere Spiele, gab neue Methoden darin an und machte dieselben dadurch anziehend und mannigfaltig; überhaupt war er ein in jeder Hinsicht höchst begabter Knabe. Außerdem besaß er einen sehr lobenswerthen, gleichmäßigen Fleiß und diente mir auch darin wie in allem andern zum Muster. Sehr viele Neigungen wurden durch ihn allein geweckt und genährt, besonders war dies bei der Musik und der Litteratur der Fall. Ich werde auf dies Beides später noch zurückkommen müssen.

„Wie schon gesagt, er hatte stets großen Einfluß auf mich und ist mir geradezu unentbehrlich geworden. Schon von Jugend auf bereitete er sich auf den Stand vor, den er später einnehmen wollte, nämlich das Predigeramt. Er hatte immer ein sehr ernstes, und dabei doch freundliches und sanftes Wesen und ist mir bis jetzt ein sehr treuer und liebevoller Freund gewesen, was

ich ihm nie vergessen und was man nicht hoch genug anschlagen kann. Nie that er etwas ohne Ueberlegung, und wenn er etwas that, so hatte er immer einen bestimmten, wohlbegründeten Grund. Dies äußerte sich besonders bei den Arbeiten, die wir zusammen anfertigten, und wenn er etwas hinschrieb und ich mit ihm darin nicht gleich übereinstimmen konnte, so wußte er es mir stets auf eine klare, faßliche Weise auseinander zu setzen. Außerdem waren mit seine Haupttugenden Bescheidenheit und Dankbarkeit, die sich bei jeder Gelegenheit auf das Bestimmteste zeigten. Aus dieser Bescheidenheit entstand oft eine gewisse Schüchternheit und besonders unter fremden Menschen fühlte er sich gar nicht wohl, eine Eigenschaft, die ich vollkommen mit ihm theile." —

Mein Bruder widmete in seinem kleinen Buch den beiden Freunden natürlich auch die zärtlichsten und bewundernsten Worte, die die eigene Bescheidenheit des trefflichen Wilhelm in's hellste Licht stellen, fügt aber der Thatsache ihres ersten Kennenlernens einige philosophische Betrachtungen hinzu und beschreibt dann seinen 1851 erfolgten Eintritt in das Institut Weber:

„Bald lernte ich auch meine spätern Freunde kennen, nämlich Wilhelm P. und Gustav K. Aber erst als ich in das Institut des Candidaten Weber kam, erwachte unsere wahre Freundschaft. Ueberhaupt wird die wahre Freundschaft nur durch gleiche Freuden und Leiden geknüpft; denn wo sich die Lebensereignisse mit denen eines Andern berühren, da verbinden sich auch die Seelen, und je näher die äußere Verbindung tritt, desto fester wird die innere. — Herr Candidat Weber, ein tüchtiger, christlicher Lehrer, kannte unsere Freundschaft und suchte sie nie zu trennen. Hier im Institut wurde der Grundstein für unsere zukünftige Bildung gelegt. Denn neben ausgezeichneten Religionsstunden empfingen wir auch den ersten Unterricht im Lateinischen. Wir waren nicht mit Arbeiten überladen, hatten deshalb Zeit für unsern Körper zu sorgen. Im Sommer wurden oft kleine Partieen in die Umgegend unternommen. So besuchten wir die lieblich gelegene Schönburg, Schloß Goseck, Freyburg, dann auch Rudelsburg und Saaleck, gewöhnlich in Begleitung des ganzen Instituts. So ein gemeinsamer Spaziergang ist immer etwas sehr Erheiterndes; vaterländische Lieder erschollen, lustige Spiele

wurden gespielt, und wenn der Weg durch einen Wald führte, so schmückte man sich mit Laub und Zweigen. Die Burgen erklangen von dem wilden Getöse der Zechenden, — mir fielen die Zechgelage der alten Ritter ein."

(Damit auf die tapfern Zecher im Alter von sechs bis zehn Jahren kein falsches Licht fällt, muß ich einschalten, daß das Zechgelage hauptsächlich in der Vertilgung von Limonade oder „Bier mit Musik" bestand, einem Getränk, das unter diesem Namen in Thüringen viel getrunken wurde und als Ingredienzen: leichtestes Braunbier, kleine Rosinen, Zucker und Citronenschalen enthielt; den älteren Schülern wurde hie und da auch mal ein Seidel gestattet, aber auch das war nur einfaches Braunbier.)

„In den Höfen und auf den Wällen unternahm man Ritterkämpfe, und die großartige Zeit des Mittelalters wurde im Kleinen nachgeahmt. Dann erstieg man die hohen Thürme und Warten, überschaute das im Abendschimmer übergoldete Thal und zog, wenn die Nebel sich auf die Wiesen senkten, unter lautem Gejubel der Heimath zu. Alle Frühjahr hatten wir ein Fest: wir begaben uns nämlich nach Roßbach, einem kleinen Dorf in der Nähe von Naumburg, wo zwei Vögel unserer Armbrüste warteten. Es wurde mit großem Eifer geschossen, Herr Candidat Weber vertheilte die Gewinne, und alles war in Freude und Jubel. Im nächsten Walde spielten wir sodann Räuber und Gendarm, wobei es sehr wild herging und Prügel nach Noten vertheilt wurden — bis uns endlich der Herr Candidat zur Rückkehr ermahnte."

In diesem Institut blieb mein Bruder bis zum Herbst 1854, er hat ihm immer warme Zuneigung und Dankbarkeit bewahrt. Ueber seinen Eintritt in die Quinta des Gymnasiums, Oktober 1854, schreibt mein Bruder sehr stolz:

„Ich wurde Gymnasiast —!! Wir wurden bei dem Herrn Director Förtsch, einem liebevollen guten Mann, angemeldet, etwas examinirt und nach Quinta versetzt. Weiß ich doch, mit welchem Zagen ich zum ersten Male die kleine Pforte durchschritt, die mich in das Schulgebäude führt. Indessen hatten wir uns alles viel schrecklicher vorgemalt, und diese angenehme Enttäuschung hatte den gewünschten Erfolg. Der Ordinarius von Quinta war

Herr Dr. Opitz, von seinen Eigenheiten wohl auch „Dr. Ö.", der „Augenverrenker" oder auch „Dichter" genannt. Daher folgender Vers:

„Opitz terribili sonitu, „ö, ö! will er wohl!" dixit!"

Er strebte immer darnach, unsere Kenntnisse zu bereichern, hatte auch wohl ausgezeichnete Kenntnisse, besaß aber gar nicht die Gabe, einem Schüler etwas klar zu machen. Aber das muß ich noch nachtragen, sobald ich Quintaner war, stellte sich auch schon etwas Quintanerstolz ein".

Ich erinnere mich noch sehr gut, daß sich mein Bruder damals als etwas ganz Großartiges vorkam. Seitdem betonte er immer mir gegenüber den sehr viel ältern Bruder und nannte mich ein kleines Mädchen, obgleich der Unterschied der Jahre gar nicht bedeutend war. Ich muß hervorheben, daß Fritz ein großer kräftiger Junge, ich dagegen klein und zart war, weshalb er immer für viel älter gehalten wurde.

IV. Capitel.

Häusliches Leben und Spiele.

Motto: Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-sagen.

(Zarathustra I.)

Es hilft alles nichts, ich muß es gestehen, wir waren ungeheuer artig, wahre Musterkinder! Mir fällt auch nicht ein einziger toller Streich ein, so etwas recht Ungezogenes, was doch jetzt sehr ergötzlich zu erzählen wäre. Dabei konnte man uns durchaus nicht dressirte Kinder nennen, im Gegentheil! -- Von früh bis Abend erfüllten uns phantastische, eigene Pläne und Einfälle, wir wählten uns aber zu ihrer Ausführung Bahnen, welche Mutter und Anverwandte nicht mißbilligen konnten.

Unsere lebhafte Phantasie vergoldete Alles, was uns in den Weg kam, selbst Zeiten der Krankheit; wir haben immer die Masern als eine unserer herrlichsten Kindererinnerungen gepriesen.

Wir hatten sie nämlich zu dreien, Fritz fing an, dann kam unsere Mutter und ich zuletzt. Natürlich waren wir von der ganzen andern Welt abgesperrt, wurden von Großmütterchen und den Tanten auf das Herrlichste gepflegt und hatten nun, als wir besser waren, den ganzen langen Tag zum Spielen. Fritz war äußerst erfinderisch das gewöhnlichste Ereigniß zum ergötzlichsten Spiel umzugestalten; z. B. wurde das Butterbrot zur Vesper in einzelne, kleine Theile geschnitten, das waren dann Schafe, eine Rinde bildete die Brücke zu der großen Milchtasse, die das Meer vorstellte. Nun mußte ich der Cyklop Polyphem

sein, wozu allerdings eine sehr starke Phantasie gehörte. Um wenigstens eine Aehnlichkeit hervorzurufen, band mein Bruder mir das eine Auge zu. Jetzt hatte ich meine Schafe glücklich hin und her zum Baden im Meer zu bringen, während Fritz als räuberischer Odysseus zu stehlen versuchte. Er baute mit Büchern Hinterhalte und wenn ich am wenigsten daran dachte, kam seine Hand hervor und raubte ein Schäfchen.

Oder Fritz war der Arzt und klopfte an die spanische Wand, erkundigte sich nach dem Befinden, verordnete Pülverchen, rührte sie ein (natürlich war es nur weißer Zucker) und ließ sie mich dann feierlich einnehmen.

Auch unsere Mutter verschönte uns die Zeit der Krankheit; z. B. machte sie die Augen zu und beschrieb dann die schönsten Schweizerlandschaften, die sie vor sich sah. Oder sie recitirte uns eine Fülle von herrlichen erzählenden Gedichten und kleinen Theaterstücken, die sie auswendig konnte. — Besonders beliebt war „Napoleon auf St. Helena", ein Schauspiel, das Mama in ihrer Kindheit mit ihren Geschwistern zur Feier eines Familienfestes aufgeführt hatte. Alles das fanden wir so schön, daß wir fast betrübt waren, als unsre Clausur endete.

Auch sonst hatte unsre Phantasie viel Gelegenheit zu vergolden: altmodische, kleine Geschichten, Lieder und Verschen, wie sie ungefähr am Ende des vorigen Jahrhunderts, als Großmama jung war, Mode gewesen sein mögen. Wir tanzten mit Entzücken nach der Musik eines Ländlers oder einer Gavotte, die gewiß zur großen Revolutionszeit die Leute zu sanftem Wiegen und Wogen bestimmten; wir sangen mit Freuden ein scherzhaftes Duett, das vielleicht die deutschen Kleinstädter im Jahre 1790 erfreut haben mochte: ein weiser Heinrich und eine kleine dumme Liese unterhielten sich in harmlosester Weise über einen zerbrochenen Krug, und das Witzige daran war, daß, wenn man glücklich mit Fragen und Antworten zu Ende kam, die letzte Antwort so eingerichtet war, daß eigentlich die ganze Geschichte wieder von Neuem anfing, worüber die alten Freundinnen von Großmütterchen, denen wir es vortrugen, immer eine sanfte Heiterkeit zeigten. Als aber Fritz Quintaner wurde, meinte er, daß dieser Vortrag sich nicht mehr für ihn schicke, er wolle selbst etwas komponiren, und das that er auch.

Zu Weihnachten schenkte er Großmütterchen eine kleine, selbst componirte Motette, die wir heimlich in der Kinderstube geübt hatten und nun sogleich am Weihnachtsabend vortrugen. Der Text, der dieser Composition zu Grunde lag, war der Bibelvers: „Hoch thut Euch auf, ihr Thore der Welt, daß der König der Ehren einziehe.“ Worte und Musik rührten sämmtliche Familienmitglieder zu Thränen.

Die Hauptsache aber, womit sich unsre Herzen leidenschaftlich beschäftigten, waren Fritzens selbsterfundene, neue Spiele und seltsame Märchenwelt. Ich erinnere mich, daß ich manchmal vor Glücksgefühl schon früh um vier Uhr aufwachte und das Aufstehen nicht erwarten konnte, weil mir den Abend vorher Fritz anvertraut hatte: „Morgen, Lisbeth, kommt das Hofconcert, oder die Kunstausstellung, oder die Truppenparade“ u. s. w., u. s. w. Alles dies geschah nämlich zu Ehren König Eichhorn I.

Mein Bruder und ich hatten uns eine phantastische Welt geschaffen, in der sich winzige Porzellanfiguren, Darstellungen von Menschen und Thieren, Bleisoldaten u. s. w. bewegten, alles um einen einzigen Mittelpunkt, ein kleines Eichhörnchen von Porzellan, 3½ Centimeter hoch, „König Eichhorn der Erste“ genannt. Wie dies Eichhörnchen zu seiner Königswürde gekommen war, ist mir nicht mehr erinnerlich, vielleicht wurden wir nur durch die rothe Farbe des Fellchens, das wir als seinen Königsmantel betrachteten, dazu verführt. Wir haben nie den geringsten Anstoß daran genommen, daß ein Eichhörnchen eigentlich nichts Königliches an sich hatte, wir fanden, daß es eine durchaus verehrungswürdige Persönlichkeit sei, und ihm die kleine goldene Krone, die ich aus Goldperlen gemacht hatte und mit Wachs anklebte, reizend stand.

Alle Bauten meines Bruders waren König Eichhorn zu Ehren, alle musikalischen Productionen verherrlichten ihn; zu seinem Geburtstag gab es großartige Aufführungen: Gedichte wurden vorgetragen, Theaterstücke gespielt, alles von meinem Bruder verfaßt. König Eichhorn war kunstliebend, er mußte eine Gemäldegallerie haben, — Fritz malte sie: Madonnen, Landschaften u. s. w., u. s. w. Besonders schön gelang ein alter Klosterraum, in der Nische brannte eine altmodische Lampe und verbreitete ein eigenes, röthliches Licht. Der Effect war so groß-

artig, daß ein Schulfreund meinem Bruder einen Sechser dafür geben wollte; Großmütterchen überbot diesen jugendlichen Kunstliebhaber und zahlte einen Groschen, so blieb das Kunstwerk in der Familie. Die Gemälde waren alle im Verhältniß zu der Größe ihres 3½ Cent. hohen königlichen Herrn, und Fritz baute mit dem Baukasten schöne griechische Hallen, wo sie aufgestellt wurden.

Auch sonst wurden für König Eichhorn die schönsten Empfangsräume gebaut, die Fußböden mit rothem Tuch ausgeschlagen und ein Thron errichtet. Der Hofstaat bestand aus winzigen Porzellanprinzessinnen, den Offizieren der Bleisoldaten und einigen kleinen Thieren; z. B. waren ein Kätzchen und ein Lämmchen Hofdamen, was von einer Freundin unserer Mutter als etwas anzüglich mit herzlichem Gelächter begrüßt wurde. Wir fanden nicht das geringste Komische oder Anzügliche dabei, betrachteten aber seitdem diese beiden kleinen Figuren mit Mißtrauen.

Ueberhaupt wurden Fremde nur selten in unsere Märchenwelt eingeweiht, selbst die Freunde Wilhelm und Gustav bekamen höchstens eine große Truppenparade zu sehen, wobei die Hauptsache natürlich war, daß man mit seinen Regimentern gut vor dem königlichen Herrn vorbei kam. König Eichhorn thronte in einem offnen griechischen Tempel, Stufen mit rothem Tuch belegt führten zu ihm hinauf, zur Seite stand der Hofstaat und der Generalstab. Nun mußten die auf langen Bauhölzern aufgestellten Truppen schnell und geschickt vorbeigeschoben werden. Fiel ein Bleisoldat herunter, so war man eben schlecht vorbei gekommen, und es setzte eine scharfe Kritik.

Diese kriegerischen Spiele nahmen aber bald eine ganz andere Richtung. Mein Bruder berichtet selbst darüber in der oft citirten kleinen Biographie:

„Während dieser Zeit (1854) waren die Blicke Aller mit banger Besorgniß auf die Verwicklungen gerichtet, welche sich zwischen der Türkei und Rußland entspannen. Die Russen hatten sofort die türkischen Donau-Fürstenthümer, die Moldau und Walachei, besetzt und standen drohend der Pforte gegenüber. Zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts schien die Türkei durchaus nothwendig; deshalb traten Oesterreich, Preußen und die Westmächte

für dieselbe ein. Aber alle diese Vermittelungsversuche dieser vier Großmächte erregten bei dem Kaiser Nicolaus nicht die gewünschte Wirkung. Der Krieg der Russen mit den Türken währte fort, und endlich bewaffnete Frankreich und England Heer und Flotte und sandte sie der Pforte zur Hülfe. Der Kriegsschauplatz wurde in die Krim verlegt, und die ungeheuren Heere umgaben Sebastopol, wo die große russische Armee unter Menschikoff stand. —

„Das war für uns etwas sehr Angenehmes, sogleich wurde für die Russen Partei genommen, und wüthend forderten wir jeden Türkenfreund zum Kampfe auf."

(Hier muß ich einfügen, daß sich das „wir" und „uns" in dieser Aufzeichnung meines Bruders auf ihn und seine Freunde Wilhelm und Gustav bezieht. Bei diesem Kriegsspiel im Freien durfte ich zu meiner großen Betrübniß nicht mitthun, da sich das für kleine Mädchen nicht schickte.)

„Da wir bleierne Soldaten besaßen, so hörten wir nicht auf, uns die Belagerung und die Schlachten zu vergegenwärtigen. Von Erde wurden Wälle aufgeworfen, Jeder fand neue Arten, sie recht dauerhaft zu machen. Wir schrieben jeder für sich kleine Bücher, die wir „Kriegslisten" nannten, ließen uns Bleikugeln gießen und vermehrten unsere Heere durch neue Ankäufe. So hatten wir uns öfters ein Bassin gegraben nach dem Plane des Hafens von Sebastopol, auch die Festungswerke ganz genau darnach ausgeführt und den gegrabenen Hafen mit Wasser gefüllt. Eine Menge Kugeln von Pech und Salpeter waren geformt worden und brennend auf die papiernen Schiffe geworfen. Bald loderten helle Flammen auf, und wahrhaft schön war es, wenn, da unser Spiel sich oft bis zum Abend hinzog, die feurigen Kugeln durch das Dunkel sausten. Zum Schluß wurde gewöhnlich die ganze Flotte, ebenso alle Bomben verbrannt, wobei oft die Flamme zwei Fuß hoch empor schlug. So verlebte ich glückliche Zeiten, nicht allein aber mit meinen Freunden, auch zu Hause mit meiner Schwester. Auch wir bauten unter einander Festungen mit unsern Baukästen, und durch große Uebung lernte ich alle Feinheiten bei dem Aufbau."

Leider durfte ich auch zu Hause fast nie mitspielen, wenn seine Freunde zugegen waren. Mein Bruder empfand wie alle

Jungens die Gegenwart des weiblichen Elements bei richtigen Knabenspielen als hinderlich und überflüssig.

So erinnere ich mich noch eines Sonntag Nachmittags, an dem Fritzens Freunde, dazu noch einige seiner Bekannten, zu uns eingeladen waren, darunter ein kleiner Knabe Ernst, Sohn eines russischen Staatsraths, der mit Großmütterchen von ihrer ersten Heirath her verwandt war.

Dieser kleine Deutsch-Russe fand nun einiges Wohlgefallen an mir, und als ich aus der Ferne mit den sehnsüchtigsten Blicken nach den Festungs- und Soldatenspielen schaute, machte er den überraschenden Vorschlag: „Laßt doch das kleine Mädchen mitspielen, es ist so niedlich!" Alle Jungens starrten mich an, als ob sie mich noch nie gesehen hätten; den Grund, welchen der kleine Russe für mein Mitspielen-sollen angab, fanden sie einfach unverständlich oder kläglich. Schließlich ermannte sich der älteste der Freunde, den mein Bruder beunruhigt fragend ansah, zu einem etwas mürrischen: „Meinetwegen". Auf diese graziöse Aufforderung stürzte ich mit Wonne herbei. Natürlich wurde ich der Partei des kleinen russischen Freundes zugetheilt, und da ergab es sich, daß ich mit Festungsbauen, allerhand Kriegswissenschaft, Kriegslisten u. s. w. ungewöhnlich gut Bescheid wußte. Der kleine Russe warf sich vor Vergnügen und Erstaunen rücklings in die Stube hin und schrie: „Sie weiß alles wie ein Junge", worauf ich in der allgemeinen Achtung stieg.

So weit ging alles ganz gut, aber der kleine Freund konnte nun wirklich Russisch mit der richtigen Aussprache und flüsterte mir immer die russischen militärischen Ausdrücke ins Ohr. Wir waren Alle leidenschaftliche Russenfreunde, — als wir Beide nun gar russisch zu commandiren anfingen, erregten wir einen unaussprechlichen Neid. Ich merkte, daß sich das allgemeine Wohlwollen von mir wegwandte — als ein bescheidenes, kleines Mädchen hatte ich mich viel zu „mausig" gemacht.

Fritz warf mir einen ernsten Blick zu, ich fühlte, es war an der Zeit mich zurückzuziehen, ehe von außen die Aufforderung an mich herankam. Ich sagte also: „ich wollte wieder zu meinen Puppen gehen". Der kleine Freund folgte mir auch nach meiner Spielecke, um sich die Puppen zeigen zu lassen, dadurch entstand eine Unterbrechung im Spiel; Fritz warf mir einen noch

ernsteren Blick zu, ich verschwand lieber ganz und gar und flüchtete in Großmütterchens Stube. Sie war zufällig ganz allein, da die Andern in die Missionsstunde gegangen waren.

„Großchen (so wurde Großmütterchen von uns abgekürzt), könnte ich nicht lieber ein Junge werden?“ fragte ich, mich zärtlich anschmiegend.

„Ei warum denn mein Lieschen? meinte sie verwundert, „wir haben sonst gar kein kleines Mädchen in der Familie und wollen doch gern eins haben.“

„Fritz wäre es aber viel lieber, wenn ich ein Junge wäre“, seufzte ich.

Großmamachen beschwichtigte mich: daß wenn wir erst mal erwachsen wären, Fritz gewiß große Freude hätte, eine kleine Schwester zu haben. Sie erzählte dann, wie sie und ihr Bruder Karl (der Generalsuperintendent Dr. Krause) sich immer so herzlich geliebt hätten; solche gute Freunde müßten wir auch mit einander sein und bleiben. Großchen erzählte noch viele wunderhübsche Dinge, die Andern: Mama und Tanten, kamen auch zurück, und so vergaß ich schließlich meinen Kummer.

Endlich ertönte draußen lautes Getrapse und großer Lärm, die Jungens gingen nach Hause, und Fritz kam mit heißen Backen herein. Er erzählte, wie wundervoll sie gespielt hätten.

Großchen fragte nach ihrem kleinen Verwandten Ernst, ob das ein netter Junge sei. „Jawohl, Großchen“, sagte Fritz, „ein sehr netter Junge, nur“ — er zögerte, „ist er nicht ein bischen weibisch?“ „Warum denn?“, fragte die Großmama erstaunt. „Erst wollte er immer schon, daß Lisbeth mitspielen sollte“, sagte Fritz. „Das war aber recht nett von ihm!“ warf Großmütterchen dazwischen. „Kleine Mädchen stören immer ein bischen, wenn mehrere Jungens da sind“, meinte Fritz überlegend, „dann aber Großmama, denke dir, wenn Lisbeth nicht fortgelaufen wäre, er hätte wahrhaftig mit den Puppen gespielt.“ (Großchen war noch nicht ganz überzeugt.) „Und dann“, — Fritz senkte die Stimme: „er läßt sich Abends noch vom Dienstmädchen abholen.“

Für einen Quintaner war dies allerdings zu unmännlich, Großmama konnte gegen dieses Argument nicht aufkommen. Seitdem er diesen Grad der Würde erlangt hatte, wandelte Fritz

ganz allein von den Freunden nach Hause. Waren wir aber Beide zusammen eingeladen, so kam ja natürlich das Dienstmädchen uns abzuholen, an der Thür jedoch trennte sich dann Fritz von dem weiblichen Geschlecht, ging immer fünf Schritte voraus, und that gar nicht, als ob wir in irgend welcher Beziehung zu ihm ständen. Wurde ich aber im Sommer, wo es beim Nachhausegehen noch hell war, seinem persönlichen Schutze anvertraut, so war er rührend um mich besorgt und schützte mich vor allen Unfällen und Unthieren, z. B. Pferden und Hunden, vor denen ich sehr bange war.

Auch in unsern sonstigen Spielen nahm Sebastopol mit seinen Kämpfen eine große Rolle ein. Mein Bruder hatte ein Spielbuch verfertigt mit siebzehn neuen, von ihm ausgedachten Spielen, vierzehn davon beschäftigten sich ausschließlich mit den Kämpfen und einer möglichen Eroberung von Sebastopol. Es würde zu weit führen, diese Spiele im Einzelnen zu beschreiben. Das Buch beginnt mit einem Reisespiel nach dem Orakel, und es werden in dem zweiten Spiel folgende Fragen an dieses gerichtet, die je nach der Zahl der mit Würfel geworfenen Punkte mit „ja" und „nein" beantwortet wurden:

„Wird Sebastopol im Besitz der Alliirten bleiben?"

„Wird der Krieg bald aufhören?"

„Wird Nikolajew belagert werden?"

„Werden die Russen gewinnen?"

„Wird die Türkei noch lange bestehen?"

„Wird Preußen neutral bleiben?"

„Werden die Alliirten das Nordfort nehmen?"

„Wird der Prinz von Preußen als König so friedliebend sein wie der jetzige?"

„Wird Napoleon noch lange leben?"

„Wird Alexander lange leben?"

„Wann werden die Alliirten abziehen?"

„Werden die Alliirten im folgenden Jahr einen Eroberungszug an die Ostsee unternehmen?"

„Wird dieser mehr Resultate bringen, als der jetzige Feldzug?"

„Werden die Alliirten einen Zug in das weiße Meer unternehmen?"

Darauf gab es noch ein anderes Spiel, in dem das Orakel

bestimmte, feierliche Zukunftssprüche ertönen ließ. Einige derselben sollen hier folgen:

„Frankreich wird 1856 verlieren, die andern Mächte werden den Krieg fortsetzen bis 1857, Rußland gewinnt."

„Napoleon stirbt 1857, nach dem Tode gewinnen die Russen einen entscheidenden Sieg, und die Franzosen müssen fliehen."

„Wenn die Russen gewinnen, bauen sie die Werke von Sebastopol neu auf, und es wird ein Denkmal errichtet."

In den verschiedensten Variationen werden immer dieselben Fragen beantwortet, bis der endgültige Abschluß des Krieges auch den Gedanken der drei Freunde eine andre Wendung gab, — doch will ich meinen Bruder selbst erzählen lassen:

„Alles was wir damals über Kriegswissenschaft fanden, wurde vollkommen geplündert, so daß ich mir eine ziemliche Kenntniß darin erwarb. Sowohl Lexika wie ganz neue militärische Bücher bereicherten unsre Sammlungen, und schon wollten wir Freunde ein großes militärisches Wörterbuch gemeinschaftlich schreiben und hatten schon ungeheure Pläne gemacht, da — kam eines Tages Gustav ganz bleich zu mir und theilte mit erregter Miene mir mit, daß Sebastopol genommen sei. Nachdem alle Zweifel beseitigt waren, löste sich unsre Wuth in augenblicklichen Zorn gegen die Russen auf, daß sie den Malakoffthurm nicht besser vertheidigt hätten. Kurzum wir ärgerten uns im höchsten Grade."

Der Fall von Sebastopol ging meinem Bruder sehr nahe; als ihm Gustav die Kunde brachte, konnte er vor Schmerz nichts zum Mittag essen, auch ich fand es deshalb schicklich, mich der Speise zu enthalten, — wir waren aufrichtig betrübt! Rußland hat sich, wie es scheint, immer im Ausland leidenschaftlicher Freunde zu erfreuen, nur wechseln die Nationen; heute sind es kleine Franzosen, welche ähnlich wie wir damals empfinden und mit Rußland jubeln oder trauern. Fritz strömte seinen Schmerz in einigen Versen aus, von denen leider nur eine erste, undeutliche Niederschrift erhalten ist. Das ausgeführte Gedicht ist wahrscheinlich bedeutend formvoller gewesen, jedenfalls spricht sein tiefer Kummer selbst aus den noch ungeordneten, folgenden Zeilen:

September 1855.

„Trauer faßt jetzt mein Gemüthe,
Weinend sitz ich hier betrübt,
Das Geläut der Glocken stimmt mich trübe,
Künden mir den Fall der Festung.

Sebastopol! jetzt stehst Du nicht mehr da,
Wüste ist der Ort, wo Du gestanden.
Keine russ'sche Fahne mehr
Zeigt mir, wo Du so mächtig warst.

Lebe wohl! der Würfel ist gefallen,
Der Dein Schicksal Dir bestimmte;
Nichts steht nun von Dir noch da,
Schutt und halbzerstörte Werke.

Weinend seh' ich Dich zum letzten Mal,
Nicht mehr werde ich dich schauen;
Auch um Deine Helden traure ich,
Die den Tod darin gefunden.
Lebe wohl, lebe wohl!"

Hätten die Russen unsern drei kleinen Strategen die Vertheidigung von Sebastopol überlassen, so wäre ihnen sicherlich diese Niederlage erspart geblieben, oder sie hätten mindestens in einem glorreichen Siege alles Verlorene wieder gewonnen. Aber die Russen ergaben sich in ihr Schicksal, und von den Unterlegenen wandte sich das Interesse weg; das Orakel wurde nicht mehr gefragt, die kleinen Bücher über Festungsbau und mancherlei Kriegslisten, das ganze Material der Kriegswissenschaft verschwand in den hintersten Ecken der Schränke; der nachgebildete Hafen von Sebastopol verödete, die festen Bastionen zerbröckelten. Alles war nun Vergangenheit! —

Die Gedanken meines Bruders wandten sich darauf andern, der Zeit nach noch entfernteren Kämpfen zu: jetzt war es Homer und das ganze waffenklirrende Ilion, was ihn zu allerhand überraschenden Dichtungen begeisterte. Er faßte schließlich mit Wilhelm den Plan, ein Schauspiel zu verfassen, das wir dann allesammt aufführen wollten. Diesmal wurde auch gnädig das

weibliche Element der Familien zur Theilnahme am Spiel herangezogen: Wilhelms beide Schwestern und ich.

Das Stück hieß: „Die Götter des Olymp's“; es spielte zur Hälfte auf der Erde, und zur andern Hälfte in der eben erwähnten Götterheimath. Natürlich hatten es die beiden Dichter so eingerichtet, daß sie und Gustav alle Hauptrollen spielten und immer zu sprechen hatten; uns kleinen Göttinnen im Alter von sechs bis acht Jahren blieb nur wenig zu sagen. Wir waren aber ganz begeistert von der Wichtigkeit unsres Vorhabens und der Schönheit unsrer Costüme.

Endlich kam der große Tag, da die Aufführung vor einem kleinen Kreis vertrauter Familienfreunde im Hause des Appellationsgerichtsrath P. stattfinden sollte. Es kam leider nicht alles, wie es sollte! Zuerst fehlte, als wir zum Spiel vereinigt waren, Gustav, der sich plötzlich gekränkt gefühlt hatte und nun durchaus verschwunden blieb. Mit ihm fehlte aber nun ein Hauptacteur, auf Erden: ein Held, im Olymp: Jupiter. Allgemeine Trostlosigkeit! — Da erbot sich Herr Rath P., die Rollen zu spielen; er hatte das Stück uns eingeübt, so konnte er es fast auswendig. Zwar war er doppelt so hoch wie wir andern kleinen Acteure, doch machte sich das bei Jupiter ganz leidlich. Aber der flüchtig gewordene Gustav hatte auch noch eine Erdenrolle zu geben, wo er den Besiegten darstellen mußte, der dem tapfern Anstürmen meines Bruders als siegreichen Helden unterlag. Das sah nun freilich außerordentlich unwahrscheinlich aus, als der große Rath P. durchaus von dem kleinen Helden besiegt werden mußte; er warf sich aber wundervoll hin und starb nach allen Regeln der Kunst. Bei den Zuschauern war jedoch keine rechte Rührung und Andacht, zumal da sich Herr P. beim Sterben seines Regisseuramtes erinnerte, mit einem Fuß die spanische Wand vorzuschieben begann und mit schwacher Stimme sagte: „Meine Herrschaften, der erste Act ist zu Ende.“

Das Stück ging leidlich vorwärts bis zur letzten Scene der großen Götterversammlung, welche den zum Gott erhobenen Helden in ihrer Mitte erwartete. Die Scene war gut geübt und soll sich auch gut ausgenommen haben. Eine Freundin des Hauses P., welche an diesem Abend Zuschauerin gewesen war, erzählte mir noch späterhin, wie wir Miniatur-Göttinnen mit

unsern rosigen Kindergesichtern, weißen, rundlichen Armen und Hälschen außerordentlich niedlich in unsern griechischen Costümen ausgesehen hätten, Juno im lichtblauen Seidengewand mit goldenen Spangen, Diana in Weiß mit silbergesticktem grünen Atlas verziert, ich als Pallas Athene in weißem Atlasgewand mit silberglänzender Rüstung und Helm.

Wir hatten Alle gut gelernt und blieben durchaus nicht stecken, aber trotzdem scheiterten wir sämmtlich und zwar in dem Augenblick, als Nectar und Ambrosia, vulgo Pfannkuchen und Himbeersaft, erschienen. —

Die beiden Dichter hatten es für dringend nöthig befunden, daß in dem Schauspiel etwas gegessen würde, auch bedurfte der zum Gott erhobene Held durchaus dieser Stärkung. Leider hatten wir aber vergessen, den Moment des Essens auch vorher mit einzuüben; — wer hätte auch von uns daran gedacht, daß das überhaupt nöthig sei? — Essen, so meinten wir, das ginge von allein, noch dazu etwas, was wir so gern aßen. Jawohl! Das Essen ging auch recht gut ganz von allein, aber daß wir dabei auch sprechen und spielen sollten, das schien unmöglich! Als artige Kinder waren wir überhaupt nicht gewöhnt beim Essen zu sprechen.

Und so ergab sich die gesammte Götterschaar ganz natürlich, ja allzunatürlich dem Schmausen, klapperten mit Tellern und Löffelchen und stopften sich die kleinen Mäuler voll. Die Zuschauer brachen in ein nicht enden wollendes Gelächter aus, auch Jupiter stimmte fröhlich ein, nur die beiden Dichter empfanden auf einmal mit Schrecken, daß die Sache nicht in Ordnung war, setzten die Teller hin und zwangen uns mit düstern Blicken und sanften Püffen, ein Gleiches zu thun. Der Schrecken machte uns ganz verwirrt, wir wußten die Stichworte nicht mehr recht, fielen zur Unzeit ein, betonten falsch, kurzum — das Stück hinkte sehr kümmerlich seinem Ende zu.

Juno und ich, Athene, nahmen uns die Sache zu Herzen, und setzten uns weinend auf eine Fußbank; die Dichter standen düster in einer Ecke und schienen zu denken: das käme davon, wenn Mädchen mitspielten. Schließlich wurden wir aber allesammt mit der Zusicherung getröstet, daß in vierzehn Tagen das Stück noch einmal, vor unserm Großmütterchen, welche doch

nie ausging, gespielt werden sollte, und wir dann sicherlich ein zweites Mal ohne Unfall zu Ende spielen würden.

Das Stück hat aber doch nur diese eine Aufführung erlebt. Wir waren nämlich inzwischen solche leidenschaftliche kleine Griechen geworden, daß wir bei jeder Zusammenkunft, oder wir zwei auch allein zu Hause, griechische Spiele spielten, mit einander rangen, Lanzen und Diskos (ein Holzteller) warfen, den großen Sprung wagten und um die Wette liefen. Dabei geschah etwas Schreckliches: Fritz verwundete das kleine Gretchen beim Lanzenwerfen, die Lanzenspitze drang durch den Schuh in das Füßchen ein, und es dauerte längere Zeit, ehe es wieder ganz geheilt war. Alle Griechenspiele wurden darauf verboten, für immer in Acht und Bann gethan. Doch muß ich gestehen, daß wir Kinder gerade die Verwundung des Fußes unglaublich merkwürdig und geheimnißvoll fanden, so zu sagen klassisch: ein Götterzeichen! Das Spiel daraufhin plötzlich abzubrechen schien uns durchaus richtig und schicklich.

Uebrigens mischten wir noch lange Zeit griechische Namen und Anspielungen in unsere Reden und Vergnügungen, wie Verstecken, Räuber und Gendarm und andere gute deutsche Spiele. Es ist uns überhaupt eine leidenschaftliche Liebe für das Griechenthum unsre ganze Kindheit hindurch geblieben. Eine der kleinen Freundinnen trug einmal in der Schule zum Examen das Schiller'sche Gedicht „Die Götter Griechenlands“ vor, und klagte da so beweglich um die verschwundenen Götter, daß ein älterer christlicher Freund der Schule bedeutenden Anstoß daran nahm.

Die Gräcomanie war wohl ein Zeichen jener Zeit, Alles wurde ja damals mit griechischen Namen benannt. Ich erinnere mich z. B. zweier kleiner Pferde eines höchst primitiven Circus (der zu Ostern und zur Sommermesse Naumburg mit seiner Gegenwart erfreute) welche Orest und Pylades hießen und unsern Kinderherzen sehr nahe standen. Das hatte seinen ganz besondern Grund! Der Circus, der eigentlich nur eine Sandfläche mit einem Zeltdach darüber und etwas Leinewand an der Seite war, gab einmal eine Kindervorstellung, wozu wir Beide unter dem Schutz unsres Mädchens hingeschickt wurden; im Kreis herum saßen wir Kinder, hauptsächlich die Schüler des Instituts, in dem

mein Bruder unterrichtet wurde. Die kunstfertigen Pferde waren Ponys, und der Director des Circus, ein bescheidener Mann, blieb mit seinen kleinen Zuschauern in beständigem Verkehr und Wechselrede. Die beiden eben erwähnten Pferdchen entzückten uns Alle durch ungewöhnliche Klugheit. Wir durften ihnen Zucker zur Belohnung geben und ein besonders beliebtes Kunststückchen wiederholen lassen.

Zuletzt machte der Circusdirector ein Späßchen: er meinte, Orest und Pylades wären so kluge Pferdchen, sie könnten Jedem in die Seele sehen, so sollten sie jetzt zeigen, wer der faulste und durchtriebenste, und dann wer der fleißigste und klügste Junge sei. Darauf ging Orest zu einem kleinen Burschen, der allseitig als ein notorischer Strick bekannt war, und scharrte vor seinem Platz etwas verächtlich, aber Pylades stand vor unserm Fritz still und verneigte sich ehrfurchtsvoll dreimal. Ein Jauchzen erfüllte den engen Raum, all die kleinen Mitschüler meines Bruders verkündeten jubelnd: „Das ist wahr!“ und unsre Dienerin, die gute Mine, ergriffen von der Größe des Augenblicks, rief schluchzend ein über das anderemal: „Er ist der beste Junge von der Welt“. Der Schluß der Vorstellung gestaltete sich zu einer kleinen Ovation, in die sich Fritz und die beiden Pferdchen zu theilen hatten. Meinem Bruder war es außerordentlich peinlich, der Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit zu sein; aber wie zärtlich und bewundernd mein Herz für Pylades empfand, das ist gar nicht zu beschreiben! Ich ahnte natürlich nicht, daß wahrscheinlich der Circusdirector seine Inspiration vom Institutsvorsteher empfangen und dem Pferdchen ein Zeichen gegeben hatte.

Auch Seiltänzer, z. B. Kolter und Weizmann, kamen öfters nach Naumburg; eine ihrer Productionen machte auf meinen Bruder einen ungeheuren Eindruck. Von dem Stadtthurm wurde ein Seil über den Markt gespannt, und hoch da oben wandelte frohgemuth der ältere Weizmann. Ob damals wirklich das berühmte Kunststück gemacht worden ist, daß, während der eine Weizmann nach der Thurmluke zurückgeht, ihm der andere von dort entgegen kommt, der Erste niederkniet und der Zweite über ihn hinweg springt und auf dem Seil weiterschreitet, oder ob das meinem Bruder nur erzählt worden ist, kann ich mich nicht mehr

genau erinnern. Wie tief aber das erlebte oder nur im Geist erschaute Bild in seiner Erinnerung eingebrannt geblieben ist, das zeigt der Zarathustra.

So brachte das Jahr uns tausend Freuden, aber, wie mein Bruder 1856 schreibt:

„Doch blieb das Weihnachtsfest der seligste Abend des Jahres. Mit wahrhaft überseliger Freude harrte ich schon lange darauf, aber die letzten Tage konnte ich kaum mehr warten; Minute für Minute verging so langsam, und so lang kamen mir die Tage im ganzen Jahr nicht vor. Eigenthümlich war, daß wenn ich einmal rechte Sehnsucht hatte, ich mir alsbald einen Weihnachtszettel schrieb und mich dadurch förmlich in den Augenblick hineinversetzte, an dem sich die Thür öffnete und der leuchtende Christbaum uns entgegen strahlte."

Auch in einem Tagebuch, das er den 26. Dezember 1856 anfing und leider bis auf ein Blatt verbrannt hat, schreibt er an dem eben erwähnten Datum:

„Wir leben jetzt inmitten der Weihnachtsfreuden. Wir warteten auf sie, sahen sie erfüllt, genossen sie, und jetzt drohen sie uns schon wieder zu verlassen; denn es ist schon der zweite Feiertag. Jedoch ein beglückendes Gefühl strahlt hell fast von dem einen Weihnachtsabend, bis der andere mit mächtigen Schritten uns wieder entgegen eilt. Doch ich will mit dem Anfang meiner Ferien auch den Anfang der Weihnachtsfreuden schildern.

„Wir gingen aus der Schule, die ganze Zeit der Ferien lag vor uns und mit diesen das schönste aller Feste. Schon seit einiger Zeit war uns der Zutritt zu einigen Räumen nicht gestattet. Ein Nebelflor hüllte alles geheimnißvoll ein, damit dann desto mächtiger die Freudenstrahlen der Christfestsonne hindurchbrächen. Weihnachtsgänge wurden besorgt, das Gespräch wurde fast allein auf das Fest geleitet; ich zitterte fast vor Freude, wenn das Herz jubelnd daran gedachte, und ich eilte fort, um meinen Freund Gustav zu besuchen. Wir machten unsern Empfindungen Raum, indem wir bedachten, was der morgende Tag für schöne Geschenke mit sich bringen würde. So verging der Tag in Erwartung der Dinge.

„Der Tag erschien!

„Schon leuchtete das Tageslicht in mein Schlafgemach, als ich

erwachte. Was alles durchströmte meine Brust! Es war ja der Tag, an dessen Ende der Welt in Bethlehem das größte Heil widerfuhr. Es ist ja der Tag, an welchem meine Mama mich jährlich mit reichen Gaben überschüttet. Der Tag verfloß mit Schneckenlangsamkeit; Packete mußten von der Post geholt werden; geheimnißvoll wurden wir aus dem Haus in den Garten vertrieben. Was mag während der Zeit dort vorgegangen sein? Dann ging ich in die Klavierstunde, in welche ich wöchentlich einmal am Mittwoch gehe, ich hatte eine Sonate facile von Beethoven gespielt und mußte jetzt Variationen spielen. Nun bei meiner Rückkehr fing es schon an zu dämmern. Die Mama sagte zu mir und meiner Schwester Elisabeth: Die Vorbereitungen sind fast zu Ende ....“

Leider endet hier auch das Tagebuchblatt; es wäre so angenehm gewesen, die Geschenke kennen zu lernen, welche meinen Bruder schon im Voraus in solches Entzücken versetzten. Gewiß waren es irgend welche innig erwünschten Bücher und Noten, welche dann in den Weihnachtsferien mit aller Wonne ausgekostet wurden.

Das Weihnachtsfest brachte uns immer viele und reiche Geschenke, da wir in der ganzen Familie Nietzsche die einzigen Kinder waren, und sich deshalb viel Liebe und Liebesbeweise auf uns konzentrirten.

Uebrigens erinnere ich mich der Weihnachtsferien 1855 besonders gut, vorzüglich ihrer Beendigung, welche mit dem Schluß des Jahres zusammenfiel. Wir hatten nämlich beschlossen, zum Sylvesterabend auf zu bleiben, um die Neujahrsglocken zu hören.

Naumburg's Stadtkirche, dem heiligen Wenzel geweiht, besitzt eine alte Glocke mit einem wundervollen tiefen Klang. Fritz meinte immer, auch in späteren Jahren, er habe nirgends einen so schönen Ton gehört, und alle jene Mitternachtsglocken, welche in seinen Schriften, Gedichten und Kompositionen so geheimnißvoll erklingen, haben für ihn und mich immerdar den tiefen, dröhnenden Klang unserer lieben alten Stadtkirchenglocke behalten.

In jenen Weihnachtsferien 1855 fand nun Fritz, daß wir groß genug wären, um nun auch wachend in das neue Jahr einzutreten. Da wir aber jedenfalls nicht an der feierlichen Familienvereinigung theilnehmen durften, so meinte Fritz, wir

wollten gehorsam zu Bett gehen, wenn es aber Zeit sei, wolle er mich wecken; am besten sei es, gleich aufzubleiben. Wir führten dieses auch aus. Da mir Fritz sehr schöne Geschichten erzählte, so blieb ich auch lange Zeit wach; schließlich schlummerte ich aber doch wohl ein, denn ich erinnere mich nur, wie Fritz laut rief: „Lisbeth, Lisbeth, wach auf, jetzt schlägt es gleich." Unser Schlafstubenfenster ging auf eine schmale Straße hinaus, — gegenüber hatten die Leute, jedenfalls zu Ehren des Sylvesterabends, helles Licht, und der volle Schein fiel auf meinen Bruder, welcher aufrecht im Bett saß. Seine leuchtenden Augen, sein langes blondes Haar, das weiße Nachtgewand gaben ihm ein überirdisches Aussehen. Langsam dröhnten die tiefen, dumpfen Schläge, dann das herrliche Geläute in die dunkle Nacht hinaus. Es schien, als ob die Stimme von Jahrhunderten zu uns spräche und von all' dem vergangenen Glück und Schmerz ein schwermuthsvolles Lied sänge.

Fritz lauschte selig, weltentrückt. — Endlich rief das prosaische „Prosit Neujahr", welches überall auf den Straßen ertönte, ihn wieder zur Erde zurück. Auch mich; — ich kletterte eilfertig aus meinem vergitterten Bett heraus und begab mich zu Fritz, triumphirend rufend: „Und nun bin ich die Erste, die Dir Glück zum neuen Jahr wünscht!"

Oft sprachen wir noch im Geheimen von diesem ersten Sylvesterabend, da wir so feierlich aus dem alten in das neue Jahr gegangen waren.

Auch unsre Geburtsfeste wurden immer sehr fröhlich begangen, vorzüglich das meines Bruders, über welches er in seiner jugendlichen Lebensbeschreibung folgendermaßen philosophirt.

„Wenn nicht ganz so herrlich, aber ähnlich ist das Geburtsfest. Aber was ist die Ursache, daß wir nicht so wie am Christfest von Freude durchdrungen sind? Erstens fehlt ganz die hohe Bedeutung, die das erstgenannte über alle Feste erhebt. Dann aber betrifft es nicht nur uns allein, sondern überhaupt die ganze Menschheit, Große und Kleine, Arme und Reiche, Niedrige und Hohe. Und gerade diese allgemeine Freude vermehrt unsere eigene Stimmung. Kann man sich doch mit jedem darüber besprechen, sind ja doch alle Menschen gleichsam Mitfeiernde. Dann beachte man auch die Lage, daß es so zu sagen den

Culminationspunkt des Jahres bildet; bedenke man jene nächtliche Stunde, wie überhaupt die Seele am Abend viel erregter ist, und endlich jene ganz außergewöhnliche Feierlichkeit, mit der dieses Fest geehrt wird. Das Geburtstagsfest ist Familienfest, Weihnachten mehr das Fest der gesammten Christenheit. Aber dennoch habe ich meinen Ehrentag sehr lieb; da er mit dem Geburtstag unsres lieben Königs zusammenfällt, so werde ich des Morgens schon mit Militairmusik geweckt. Nach beendigter Bescherungsceremonie begeben wir uns zur Kirche hin. Ist die Predigt auch nicht für mich geschrieben, so ziehe ich mir doch das Beste daraus und wende es auf mich an. Dann versammeln wir uns zur großen Schulfeierlichkeit. Nach einer gewöhnlich langweiligen Rede eines Lehrers tragen noch mehrere Schüler ihre eigenen Aufsätze vor und empfangen dann zur Belohnung einige Bücher. Zum Schluß wurde noch ein herzliches vaterländisches Lied gesungen und der Director concilium dimisit. Nun aber begann für mich die frohe Zeit, meine Freunde kamen, und wir verlebten zusammen einen frohen Tag."

Ein Wunschzettel aus der damaligen Zeit zeigt uns, worauf sich meine Bruders innigstes Begehren in jenen Jahren richtete:

Wunschzettel zum 15. Oct. 1857
v. F. W. Nietzsche.

„Sinfonie in C dur mit der Fuge von Mozart in Partitur.
Ouverture zu Fingals Höhle von Mendelssohn in Partitur.
Ouverture zu Egmont von Beethoven in Partitur.

Sinfonie in Es dur mit dem Paukenschlag von Haydn in Partitur."

Mein Bruder war, wie man aus seinen Aufzeichnungen und den Urtheilen der Freunde sieht, ein sehr frommes Kind; er dachte viel über religiöse Dinge nach und war stets bemüht, sein Denken in Handeln zu übersetzen. Als wir einst in einer Missionsstunde waren, und der fremde Missionar sich besonders an alle anwesenden Kinder wandte, so überlegte mein Bruder sogleich, was wir wohl thun könnten; zuerst natürlich viel über Mission lesen und sich gut unterrichten, dann aber, meinte er, wäre es doch sehr nett, den Heidenkindern etwas zu Weihnachten zu schenken. Eine Herrnhuter Schwester nahm Gaben für große und kleine Heiden an, und wir wählten unter unserm Spielzeug

etwas Passendes aus. Fritz fand ein Bilderbuch und eine Schachtel Soldaten sehr geeignet, ich eine Puppe und mein erstes Paar selbstgestrickter Strümpfe (hart und steif wie ein Brett, wie solche Erstlingsversuche auszufallen pflegen). Die Herrnhuterin wohnte in unsrer Nähe, so wurde uns gestattet, ohne Begleitung zu ihr zu gehen. Als wir unser Päckchen übergeben hatten, bekam ich Sehnsucht, mein Puppenkind noch einmal zu sehen und zu küssen, ehe es zu den schwarzen Heidenkindern ging. Dieser Wunsch verleitete Schwester Hannchen zu dem Glauben, daß wir unser liebstes Spielzeug brächten, und voller Rührung hielt sie uns eine kleine, herzbewegende Rede: wie lieb und angenehm es dem Herrn sei, wenn wir mit freudigem Herzen und freiwillig das Beste und Liebste opferten; manchmal wäre das schwer, aber gerade das schwere Opfer wäre dem Herrn am angenehmsten, er wollte nichts Halbes 2c.

Wir wurden roth und röther, — für so kleine Kinder waren wir sehr gut unterrichtete Christen, — alle Opfererzählungen des alten und neuen Testaments: Isaaks Opferung, Ananias und Sapphira, waren uns wohl bekannt und fielen uns schwer auf's Herz.

Ach, wir hatten durchaus nicht unser liebstes Spielzeug geopfert!

Voll tiefer Beschämung entfernten wir uns. Das gute Hannchen wußte sich unsre Verwirrung nicht zu deuten. In der dunkeln Treppenecke sagte Fritz sehr kummervoll: „Ich wollte, Lisbeth, ich hätte die Kavallerie gegeben". Das waren seine schönsten und liebsten Bleisoldaten. Aber ich war Schlange und Eva genug und fing zögernd an: „Fritz, sollte Gott wirklich unsre allerhübschesten Spielsachen von uns fordern?" (Der Gedanke, meine geliebtesten Puppenkinder zu den schwarzen, wahrscheinlich sehr rohen, oder gar menschenfressenden Heiden zu schicken, schien mir ganz und gar unmöglich). Aber Fritz meinte mit bedeckter Stimme: „Doch, Lisbeth."

Wir faßten uns fest an den Händen, drückten uns enger an einander und gingen auf die Straße, im tiefsten Grunde unsrer Seele einen Blitzstrahl erwartend, der uns beide Schuldige zur Strafe für unsre Halbheit niederstrecken würde.

V. Kapitel.

Unsere Ferienreisen.

Mailied.

Die Vöglein singen wonnig
Weit in den Wald hinein;
Die Fluren liegen sonnig
Im holden Maienschein.
Die Bächlein rauschen milde
Durch blühende Gefilde,
Und Lerchen jubeln drein.
O kann's was Schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein?

Was mir im Herzen traurig
Verzagt und trübe war,
Was öde rings und schaurig
Das ist nun sonnenklar.
Die Blumen hold entsprießen
Auf blüthenreichen Wiesen,
Und Immen summen drein.
O kann's was Schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein?

O unbegrenzte Fülle
Von lauter Seligkeit!
O Wonne, o umhülle
Mein Herz mit seinem Leid!

Laß schwinden und vergehen,
Was nicht wie Frühlingswehen
Dir rauscht in's Herz hinein!
O kann's was Schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein?

Ich möchte mich versenken
In dieses Meer von Lust;
Ein süßes Dran-gedenken
Erhebt schon froh die Brust.
Ich möchte dich umfassen
Und nicht mehr von mir lassen.
O Frühling, zieh herein!
O kann's was Schönres geben
Als den Mai, als den Mai allein?

(Friedrich Nietzsche, 1859 gedichtet.)

Unsere Mutter und wir Kinder fühlten uns in der Stadt immer ein bißchen wie gefangen, so eilten wir wenigstens in den Ferien, so bald es nur irgend ging, auf's Land. Am meisten nach Pobles zu den lieben Großeltern mütterlicherseits, wo wir uns immer außerordentlich glücklich fühlten. Es war das gemüthlichste Pfarrhaus von der Welt, in dem eine wahrhaft großartige Gastfreundschaft herrschte. Das Pfarrhaus lag auf einem Hügel, etwas abgesondert vom Dorfe, und war von herrlichen Gärten und Obstpflanzungen, welche die köstlichsten Früchte trugen, rings umgeben. Es scheint mir in der Erinnerung, als ob dort jede Art von Beeren, Kirschen, Pflaumen, Aepfeln und Birnen, selbst Mispeln, kurz Alles, was Kinder lieben, im Ueberfluß vorhanden gewesen wäre.

Wonnevoll war es die Oster- und Pfingstferien dort zu verleben: wir fanden die Wiesen voll bunter Blumen, den Garten voll Erdbeeren, die Luft erfüllt von Frühlingsdüften, einer köstlichen Mischung von dem Geruch frischaufgeworfner Erde, und dem von Je-länger-je-lieber, Flieder- und Lindenblüthen. Auf grünen Pfaden zogen Schafheerden mit den herzigsten kleinen Lämmern, die Hirten bliesen auf wirklichen Schalmeien, aus weicher Baumrinde gefertigt und die gesammte Dorfjugend auf kleinen Pfeifen aus Holunderholz. Das Blöken der Lämmchen,

der Klang der Schalmeien, das Pfeifen und Jubeln der Kinder, Alles vereinigte sich zu einem Ton: es was das Jauchzen des Frühlings!

Dann kamen die Sommerferien, wo auf dem ganzen Dorf eine sonnige tiefe Stille lag, — Alles, was Kräfte hatte, war draußen bei der Ernte beschäftigt. Auch wir Beide lebten nur in Gärten und Gehölzen und betraten nur bei Regentagen das Haus.

Im Schatten eines Baumes im Grase zu liegen, dem Gezwitscher der Vögel, dem Zirpen der Grillen zu lauschen, ein schönes Buch zum Lesen und daneben einen Korb Früchte zum Essen zu haben, das war meines Bruders und mein Ideal von Sommerglück, und in allen Schattirungen wurde es bei den geliebten Großeltern genossen. Dann war es auch so behaglich, daß wir dort Kleider anziehen durften, welche nicht geschont zu werden brauchten, und deren Flecke Niemandem Kummer bereiteten. Wir schwelgten in Freiheit und Ungebundenheit und tobten selbst ein bißchen wild umher, obgleich das nicht zu ausgesprochen in unsrer Natur lag, denn wir Nietzsches wurden zu guten Formen erzogen und liebten sie. Auch in der rauhen Jahreszeit reisten wir zuweilen zu den Großeltern, eimal sogar in den Weihnachtsferien, und da uns dabei unser erstes Reiseabenteuer passirte, so ist uns gerade diese Winterreise in herrlichster Erinnerung geblieben.

Es war in den Weihnachtsferien 1856 wirklich köstliches Wetter, und Mama erfreute uns am dritten Festtag mit dem Vorschlag, die lieben Großeltern zu überraschen; auch ich sei wohl nun groß genug, um den weiten Weg von Weißenfels nach Pobles zu Fuße zu gehen, was ich natürlich eifrig bejahte. Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Weißenfels. Ungefähr zehn Minuten, nachdem wir die Stadt verlassen hatten, entdeckte unsere Mutter plötzlich, daß ihre goldene Brosche, das Andenken einer theuren Verstorbenen, verschwunden war. Sie meinte, sie wolle schnell umkehren, um eine Anzeige in das Stadtblättchen einrücken zu lassen; inzwischen sollten wir den Weg, den Fritz sehr gut zu kennen glaubte, allein vorangehen, sicherlich würde sie uns bald einholen. Wir fanden es unglaublich interessant so allein in die Welt hinein zu wandern; es war herrliches Wetter, ein guter, leicht gefrorener Weg; wir schrieben immer, damit Mama sähe, daß wir schon vorangegangen wären, mit

der Spitze des Regenschirmes Fritz und Lisbeth in den Schnee. Dann frühstückten wir, saßen einträchtiglich plaudernd auf einem umgestürzten Baumstamm, wanderten weiter und weiter — aber seltsam, Alles kam uns recht unbekannt vor. Fritz meinte belehrend, der Winter verändere jede Gegend bis zur Unkenntlichkeit. Endlich tauchte ein Dorf vor uns auf, aber ach! ein ganz fremdes. Wir fragten einen Bauer, der uns in der Nähe des Dorfes begegnete und uns sehr erstaunt betrachtete, wie das Dorf hieße?

„Poserna" sagte der Bauer, wo wollen denn die Kinderchen hin?

Mit schwerem Herzen gestand Fritz, daß wir von Weißenfels kämen und nach Pobles zum Großpapa wollten; es war ein harter Stoß für seinen Stolz, sich so verirrt zu haben. Der gute Mann führte uns zum Ausruhen in sein Haus, bot uns etwas zu essen an und brachte uns dann auf den rechten Weg, auf dem wir uns nicht mehr verlaufen konnten.

Inzwischen war es aber sehr trübe geworden, es fing an zu schneien, dazu war der weite Weg nun wirklich recht anstrengend für mich. Fritz nahm das leichte Gepäck auf den Rücken, schlang den Arm um mich, spannte den Regenschirm auf, und in dieser Attitude Paul et Virginie wanderten wir von neuem muthig und getrost vorwärts.

Inzwischen hatte unsere Mutter ihre Angelegenheit in Weißenfels erledigt und war dabei länger aufgehalten worden, als sie vorher geglaubt hatte; sie eilte deshalb schnell vorwärts und fragte hie und da Leute, ob sie uns nicht begegnet wären, aber niemand hatte uns gesehen. Mama wird sehr unruhig, und als ihr am Elternhaus Alles beglückt entgegeneilt und sich über ihre überraschende Ankunft herzlich freut, sieht sie sich nur angstvoll nach allen Seiten um und ruft hastig: „Wo sind meine Kinder?"

„Die Kinder!" rufen Alle in höchstem Erstaunen, „wo sollen die denn sein?"

Mama weint laut auf und erklärt in wenigen Worten den ganzen Hergang. Alles geräth in die größte Aufregung, Boten werden ausgesandt, ein Onkel macht sich auf den Weg, es wird nach einem Gefährt geschickt, flüsternd giebt man sich den schlimmsten Vermuthungen hin.

Inzwischen steigt der gute Großpapa mit seinem trefflichen

Fernrohr auf den obersten Boden und sieht weit über das Dorf und sein Gebiet hinweg nach der Himmelsrichtung, von der wir herkommen mußten, aber das allmählich sich verstärkende Schneegestöber verhindert jeden Fernblick.

Auf einmal kommt ein frischer Wind und zerreißt das Gewölk, ein Sonnenstrahl fällt auf den Weg, welcher etwas erhöht, jenseits von einer Niederung, von Poserna nach Pobles führt, und beleuchtet zwei kleine Gestalten, welche unter einem riesigen Regenschirm friedlich einherwandern.

„Die Kinder kommen", ruft der Großvater jubelnd vom Dachfenster herunter. Alles eilt uns zu Schlitten und zu Fuß ziemlich weit entgegen und im Triumph werden wir heimgeholt. Fritz versuchte eine kleine Entschuldigungsrede, daß er nicht den rechten Weg gefunden habe, aber Alles fiel ihm ins Wort: natürlich, im Winter sieht der Weg ganz anders aus, alle Merkzeichen, wie Baumgruppen und dergleichen, verschwinden oder verändern sich u. s. w. Niemand machte ihm den geringsten Vorwurf. Uns that es besonders leid, daß Mama sich so geängstigt und nicht unsre schönen Inschriften am Wege gelesen hatte.

Herrlich war auch der Besuch bei dem ältesten Stiefbruder unseres Vaters. Er war Pfarrer in Nirmsdorf, längere Zeit schon verwitwet, und eine der Tanten führte ihm den ziemlich großen Haushalt, in dem es viel fröhliches Leben gab, da er sechs Söhne und ein einziges Töchterchen hatte. Er war ein außerordentlich liebenswürdiger alter Herr, der köstlich zu erzählen und jedem Erlebniß einen eigenen Reiz zu verleihen wußte. Ueberhaupt lag über dem Pfarrhaus für uns ein gewisser Hauch von Poesie, vielleicht auch durch die ungewöhnlich reizende, poetische Erscheinung unsrer einzigen Cousine von Nietzschischer Seite, seines blonden Töchterchens, veranlaßt. Sie war damals 18 Jahre alt und gegen uns etwa 10 Jahr jüngere Kinder außerordentlich liebevoll, weshalb wir sie zärtlich liebten und ihr Aeußeres, ihren Gesang und Alles, was sie sprach und that, ungemein bewunderten. Mein Bruder schreibt über diese Reise:

„Auch noch des Aufenthaltes in Nirmsdorf erinnere ich mich, wo der liebe Onkel Pastor war. Wohl weiß ich noch, wie der Mond des Abends auf mein Bett strahlte, und wie die

goldene Aue im Silberglanz vor mir lag; wie dann die Tante Auguste sprach:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar."

Ach nie werde ich diese Zeit vergessen!"

Aber auch andere Reisen, welche nicht gerade in eine Sommerfrische führten, unternahmen wir drei gemeinschaftlich. Die erste, welche auf ungewöhnliche Veranlassung unternommen wurde, muß im Sommer 1852 stattgefunden haben. Die Großfürstin Constantin, eine der Schülerinnen unsres Vaters, war in ihrer Heimath Altenburg zum Besuch; ein Brief brachte die Nachricht, daß sie den Wunsch ausgesprochen habe, Mama und uns Kinder zu sehen. Wir machten uns auf und trafen wenige Tage vor ihrer Abreise in Altenburg ein. Wir wurden zur großen Abschiedscour befohlen. Die Feierlichkeit fand in den wundervoll geschmückten Räumlichkeiten des Bahnhofs statt, alle Würdenträger und der ganze Adel des Landes war versammelt. Herrliche Musik ertönte, und noch in späteren Zeiten gestanden Fritz und ich einander, daß der Klang der russischen Nationalhymne in unsern Herzen ganz besondere Gefühle, so eine Art ehrfurchtsvollen Schauer der Erinnerung wecke. Die Hymne erklang mit dem Eintritt der hohen Frau, welche wirklich bezaubernd schön war; ich darf wohl sagen, nie habe ich eine schönere Frau gesehen. Als wir vorgestellt wurden, küßte sie uns zärtlich, nahm mich auf den Arm und trug mich, die sie liebevoll ihr Pathchen nannte, durch die ganze glänzende Versammlung.

„Mir stand das Herz vor Ehrfurcht still", wie es in dem alten Kirchenliede heißt, und ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich von dieser exponirten Stellung wieder zu den andern Sterblichen hinunter gekommen bin. Mama und wir Kinder wurden nachher von Vielen umringt, welche unsern lieben Vater, diesen „herrlichen Mann", gekannt hatten, und in manchem Auge sahen wir Thränen inniger Mittrauer, daß er so früh von uns gegangen war.

Fritz bewunderte die Großfürstin Constantin außerordentlich, und ich glaube immer seine damalige Russenliebe basirte auf dieser ersten Begegnung.

Digitized by Google

Im Sommer 1854 und 1857 reisten wir nach Plauen im Voigtland zu den beiden ältesten Schwestern unsres Vaters, die daselbst als Witwen in guten Vermögensumständen lebten. Sie waren von der rührendsten Liebe zu uns erfüllt, und da wir noch andere Verwandte dort hatten, welche die größten Fabriken dieser industriereichen Stadt besaßen, so war eine Reise nach Plauen etwas sehr Genußreiches für uns. Wir lernten dort viel Neues kennen, höchst interessante Erfindungen und Maschinen, übrigens auch ziemlich viel Luxus, der in Naumburg, einer richtigen deutschen Beamtenstadt, damals fast unbekannt war.

Andere Ferien brachten wir bei Verwandten in der Nähe von Halle, Leipzig und in Eilenburg zu. Jeder dieser Aufenthalte hatte seinen besonderen Reiz, der erste z. B. auf einem Rittergut zwischen Halle und Eisleben, entzückte uns durch die Nähe des salzigen Sees. Wir fuhren fast jeden Tag dorthin zum Baden und Schwimmen, wofür mein Bruder eine große Leidenschaft hatte, und wobei er meist kein Ende finden konnte.

Er schreibt 1858 in Erinnerung daran: „O es ist wonnig „sich den lauen Wassern des Sommers hinzugeben; wie sehr „empfand ich dies, als ich schwimmen lernte. Sich der Strömung „zu überlassen und ohne Mühe auf den weichen Fluthen hinzu„gleiten. Kann man sich etwas Lieblicheres denken? Dazu erachte „ich das Schwimmen nicht nur als etwas Angenehmes, sondern „auch in Gefahren sehr nützlich und für den Körper sehr stärkend „und erfrischend. Es ist Jünglingen nicht genug zu empfehlen."

Eine andere Ferienzeit, in Schönefeld zugebracht, beglückte meinen Bruder durch die Nähe von Leipzig, dessen zahlreiche Buch- und Notenläden für ihn stets die größte Anziehungskraft besaßen. Der zuletzt erwähnte Aufenthalt in Eilenburg steht uns in besonders interessanter Erinnerung, weil während unseres Besuches eine große Ueberschwemmung eintrat und die schöne Besitzung unserer Verwandten in eine Art Venedig verwandelte. Als wir den Nachtwächter im köstlichsten Mondenschein in einem Kahn um das Herrschaftshaus herumfahren sahen und er ein schwermüthiges Tuten erklingen ließ, kamen wir uns Alle wie in eine fremde Welt versetzt vor.

Doch blieb Pobles von uns am meisten geliebt und besucht; Fritz schreibt darüber:

„Der liebevolle ernste, aber oft auch heitere Großpapa, die so freundliche Großmama, die Onkel und Tanten, überhaupt die echtdeutsche Gemüthlichkeit, die in diesem Hause herrschte, zogen uns immer wieder hin und ließen uns diesen Ort sehr lieb gewinnen. Am Liebsten hielt ich mich in des Großpapas Studierstube auf, und in den alten Heften und Büchern herumzustöbern, war meine größte Lust.“

VI. Capitel.

Großmütterchens Tod.

Motto: Rein und fein, dem Edelsteine gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist.

(Zarathustra I.)

Zu unsern schönsten Stunden gehörte die Abenddämmerung, dann gingen wir zu Großmütterchen und baten innig: „Bitte erzähle etwas!“ Fritz hörte am liebsten von Krieg und Napoleon. Unsre Großmutter Erdmuthe Nietzsche hatte die Zeit der großen Kriege am Anfang dieses Jahrhunderts miterlebt und immer in der Nähe der Schlachtfelder. Schlimme Tage mußte sie nach der Schlacht von Jena erdulden, als sie mit ihrem ersten, damals schon erkrankten Manne, dem Hofadvokaten Krüger in Weimar, lebte. Sie konnte wundervoll beschreiben, wie Alle geflohen wären, und sie allein mit dem kranken Manne und einem Dienstmädchen im öden Hause geblieben sei. Wie dann die Truppen gekommen seien, und Großmütterchen das hübsche, junge Mädchen im Kamin verborgen habe, („weil dieses so sehr bange gewesen sei“, wurde uns Kindern zur Erklärung gesagt) und die Soldaten dann so schlimm in ihrem Haushalt gewirthschaftet hätten, ihr schönes Tischzeug zu Fußlappen zerschnitten u. s. w. Sogar den kranken Mann hatten sie vom Lager gerissen, weil sie glaubten, im Bett könnten werthvolle Dinge verborgen sein. Dieser wilde Trupp war dann fortgezogen, und gesittetere Leute waren gekommen, von denen einige zur Nacht einquartirt wurden.

In später Abendstunde hört Großmama dann plötzlich angstvolles Rufen an der Hausthüre: „Mutchen, Mutchen“, sie erkennt die Stimme einer Freundin; wie eine Engelstimme habe sie ihr

geklungen. „Hier bin ich“, ruft sie zum Fenster hinaus — „Du lebst? Gelobt sei Gott!“ antwortet die Freundin, und theilt ihr nun mit, daß Alles bereit sei, sie und den kranken Mann auf ihr in der Nähe von Weimar gelegenes Schloß zu bringen. Einer der einquartirten Unteroffiziere erbietet sich bei der Ueberführung nach dem Wagen zu helfen; so wurde denn alles Nöthige zusammengepackt, das Mädchen aus dem Rauchfang befreit, dem Unteroffizier wird eine große, weiße Bettschürze vorgebunden und alles Werthvolle, Silberzeug und dergleichen, was nicht aufgefunden worden war, hineingethan. Alles zieht beladen nach dem nahen Wagen, wo der Kranke sorglich untergebracht wird. Der Fremde hilft und geleitet sie bis vor die Stadt, wird reichlich belohnt, und Gottes Segen auf ihn herabgewünscht. Man trennt sich voller Rührung, welche sich bei Großchen allerdings bald legte, denn schließlich fehlte doch ein Dutzend der besten silbernen Löffel; — aber vielleicht hatte sie der gute Mann nur verloren.

Besonders schön schilderte Großmama die Begegnung zwischen der Herzogin Louise und Napoleon, wie schön die hohe Frau gewesen sei, und wie ihr herrliches Benehmen das ganze Land gerettet habe. Wir bildeten uns immer ein, daß Großchen dabei gewesen sei, natürlich hat sie es aber nur von andern gehört. Eine Verwandte ihres Mannes war Kammerfrau und Vertraute der Herzogin, und diese mochte es so genau und beweglich geschildert haben.

Eine Schwester des Hofadvokaten Krüger war mit dem Dichter von Kotzebue verheirathet, dadurch kam Großmama in Weimar in einen sehr angenehmen, geistig bewegten Gesellschaftskreis, der sich vielfach mit den Goethischen Kreisen berührte.

Kotzebue hatte unserer Großmutter eines seiner Lustspiele in der Handschrift geschenkt, welches leider Tante Rieckchen im blinden Ordnungseifer aus Versehen verbrannte.

(Das Verbrennen alter Briefe und werthvoller Manuscripte ist vielfach in unsrer Familie vorgekommen, es war der Exceß der Nietzschischen Ordnungsliebe und Discretion. „Alte Papiere sind schwer in Ordnung zu halten, und in Briefen werden Einem manchmal Sachen anvertraut, deren man sich später besser nicht erinnert.“ Das war die Familienempfindung, nach welcher manches Glied handelte — leider auch mein Bruder.)

Auch aus den schweren Kriegszeiten von 1813 wußte Großchen viel zu erzählen; sie war damals schon mehrere Jahre mit unserm Großvater, Superintendent Dr. Nietzsche in Eilenburg, verheirathet. Unter den Donnern der Vorgefechte der Schlacht bei Leipzig, den 10. Oktober 1813, wurde mein Vater geboren. Sie konnte nie ohne Bewegung davon sprechen, wie unheimlich und furchtbar jener Herbst gewesen sei: Fluthen von Truppen hatten sich über die ganze Gegend ergossen; alle jene düstern Nächte hindurch habe man das eilige, eintönige Marschiren der Regimenter gehört, und mit tausend Anliegen klopfte Freund und Feind an die Superintendentur. Wie viel Rath und Hilfe erwartete man von dem lieben Großpapa, zu wie viel Sterbenden wurde er gerufen! Großmütterchen sagte, daß sie das schauerliche Pochen an den Fensterläden aus jener Zeit noch jahrelang in ihren Träumen gehört und schreckhaft emporgefahren sei.

Großmütterchen hatte aber trotz allem Schweren, was sie durch Napoleons Kriege zu erleiden gehabt hatte, doch eine sanfte Vorliebe für ihn. Wenn wir Kinder, wie es uns in der Schule gelehrt war, mit ungeheurer Gluth gegen „dieses böse Thier" eiferten, lächelte Großchen und meinte: „Na, Ihr Kleinen, es war aber doch ein ganz Großer."

Sie hatte überhaupt sehr ihre eignen, bestimmten Ansichten und tauschte sie durchaus nicht gleich gegen neue Anschauungen ein. In den fünfziger Jahren gab es überall sogenannte Erweckungen; die Leute sprachen viel, allzuviel von ihren Sünden. Großmütterchen, eine zarte, wahrhaft fromme Seele, deren ganzes Leben eine Bethätigung der höchsten christlichen Lehren, die wundervollste Harmonie von Denken, Sprechen und Handeln war, konnte sich nicht mit dieser aufdringlichen Art von Frömmigkeit und Sündenbekenntniß befreunden.

Eines Tages kam sie ganz aufgeregt von einem Besuche zurück: „Ich weiß nicht was die Menschen jetzt wollen", meinte sie bekümmert, „früher freuten wir uns über unsre und anderer Leute Tugenden, aber jetzt freut man sich nur über seine und anderer Leute Sünden. Je sündhafter, desto besser." Das arme Großchen konnte sich mit ihrem liebevollen, enthusiastischen Herzen so sehr an allem Guten freuen; sie war in ihrer Jugend mit dem Glauben an Gott, Tugend, Unsterblichkeit aufgewachsen.

und nun sollte es auf einmal keine Tugenden mehr geben, was auch das reine, edle Leben ihrer Geliebtesten und ihr eigenes dagegen sagen mochte, sondern nur noch Sünde und Sündenelend. Es war hart für ihr zartes Gemüth!

Großmütterchens größtes Glück war, andern Leute Freude zu machen. Sie konnte sich nie im Schenken genug thun, und ich weiß, daß sie oft nur mit Gewalt zurückgehalten wurde, mit den schönen seltenen Früchten, die man ihr zur Erfrischung gesandt hatte, uns Kinder zu beglücken. Manchmal that sie es aber doch ganz im Verborgnen, aber Fritz war nicht zu bewegen solche Leckerbissen anzunehmen: „Nein, geliebtes Großchen, das dürfen wir Dir nicht wegessen", meinte er hartnäckig. Aber hie und da gab es doch einen kleinen Compromiß, es wurden drei Theile gemacht, und dann schmeckte es uns allen köstlich.

Viel Herzeleid hatte Großmama in ihrem Leben erfahren, deshalb verstand sie es wohl auch so gut, fremdes Leid mitzufühlen. Das Bitterste, was sie betroffen hatte, war wohl der frühe Tod unseres geliebten Vaters, und der Sommer 1855 brachte ihr neuen schweren Kummer durch den Tod ihrer geliebten, jüngsten Tochter Auguste, welche uns eine außerordentlich liebevolle und fürsorgliche Tante war. Mein Bruder schreibt darüber in seiner kindlichen Biographie:

„Meine liebe Tante Auguste war schon in Röcken immer sehr krank gewesen (Magenleiden), aber ihr Unwohlsein steigerte sich noch in Naumburg. Den Grund der Krankheit konnten mehrere Aerzte nicht bestimmen, aber darin waren sie einig, daß auch an der Lunge eine Veränderung vorgehe. Die vielen Arzneien wollten alle nichts helfen und die liebe Tante zehrte immer mehr ab. Nun waren die Hundstage herangekommen, und der Onkel Edmund wollte mich zu den Großeltern nach Pobles mitnehmen. Ich nahm von allen Abschied, auch von der lieben Tante. Wohl kann ich mich erinnern, wie sie weinte und ich mit ihr; es war das letzte Mal, daß ich sie sah. — Eines Tages kam der Briefträger nach Pobles und brachte einen Brief. Mit einiger Angst harrte ich der Nachrichten, — als ich aber den Anfang gehört hatte, ging ich hinaus und weinte bitterlich.

„Es ist eigenthümlich, daß gerade die liebe Tante starb, als

ich nicht da war, und wiederum meine Schwester abwesend war, als acht Monate darauf die geliebte Großmama starb. Diese ehrwürdige, liebe Matrone, die nun schon mehrere ihrer Kinder verloren hatte, wurde von dem letzten Todesfall sehr schmerzlich bewegt. In tiefer Trauer rief sie oftmals klagend: „Meine Auguste, meine Auguste!“ — Als der 82jährige Rath H. begraben wurde, sprach sie mit Wehmuth: „Bald, bald werden wir uns wiedersehen!“ — Acht Monate nach dem Tode der Tante Auguste wurde sie eines Morgens plötzlich sehr unwohl. Allmählich sank sie in einen sanften Schlummer; ach, wir Alle hatten nicht viel Hoffnung auf ihr theures Leben. Die Mama sandte sogleich nach Lisbeth, die sich in Pobles aufhielt. Als Diese am Abend ankam, fand sie die liebe Großmama nicht mehr lebend. Mittag um 2 Uhr war sie sanft eingeschlafen; der himmlische Vater weiß, was wir damals geweint haben. — Da sie in Naumburg allgemein geliebt und geehrt war, war ihr Sarg mit Kränzen und Kreuzen ungemein reich geschmückt.“

Alle, die die herrliche Frau gekannt hatten, alle ihre Freunde und Freundinnen betrauerten ihren Verlust auf das Schmerzlichste; ihre Jugendfreundin, Frau Geheimräthin P., widmete der Dahingeschiedenen folgenden letzten Gruß:

Nachruf an meine theure vollendete Freundin Erdmuthe Nietzsche.

Unschuld und Demuth war Dein Ehrenkleid,
Seit Deines Lebens frühster Jugendzeit,
Und was der Jungfrau schon als Lob gebührte,
War auch noch der Matrone schönste Zierde.
So standst Du da, ein lieblich Musterbild,
Geliebt, geehrt von Allen die Dich kennen.
Viel schweres Kreuz ertrugst Du still und mild,
Warst eine treue Magd des Herrn zu nennen.
Nun triumphirst Du dort an Seinem Throne
Mit der geliebten Tochter, mit dem Sohne;
Das Erden-Kreuz wird dort zum Siegspanier,
Nur kurze Zeit vielleicht — dann folg ich Dir!!

zum 6. April 1856.

Wir Kinder konnten uns gar nicht trösten; oftmals saßen Fritz und ich im Dunkeln zusammen, sprachen von dem geliebten Großchen, erinnerten uns ihrer herrlichen Worte und zahlloser Liebesbeweise und weinten ihr heiße Thränen nach. Mein Bruder schrieb damals über unsern Kummer:

„Es ist ein merkwürdiger Zug des menschlichen Herzens, daß, haben wir einen großen Verlust erfahren, uns nicht bemühen, denselben zu vergessen, sondern gerade uns denselben so oft als möglich vor die Seele führen. Es ist uns, als ob wir in dem öftern Erzählen ordentlich Trost schöpften, für unsern Schmerz."

Großmütterchen war 77 Jahre alt, als sie starb; wir beiden Kinder meinten immer: wenn sie dieses Jahr überlebt hätte, so würden wir sie noch lange Zeit behalten haben. Zu ihrem Geburtstag hatte sie nämlich ein Backwerk erhalten, worauf die 77 abgebildet war. Dabei hatte sie einmal gelegentlich zu uns gesagt: „Diese beiden Sieben werden wohl die Totengräberhacken sein, die mein Grab graben." Fritz und ich hatten seitdem eine starke Abneigung gegen die Zahl 77, als ob die beiden Sieben nach dem theuren Leben von Großchen getrachtet hätten.

VII. Capitel.

Der romantische Garten, Musik und Dichtkunst.

Motto: Meiner Weisheit A und O
Klang mir hier: was hört ich doch!
Jetzo klingt mir's nicht mehr so,
Nur das ewge Ah! und Oh!
Meiner Jugend hör ich noch.
(Die fröhliche Wissenschaft. Vorspiel.)

Der Tod der Großmama verursachte ziemliche Veränderungen in unserm Leben; Tante Rosalie nahm eine Wohnung für sich allein und Mama zog mit uns in ein kleines Haus, welches einer ausgezeichneten Freundin gehörte und von einem herrlichen altmodischen Garten umgeben war. Mein Bruder schreibt über die damaligen Veränderungen und die Vorzüge der neuen Wohnung Folgendes:

„Dicht an das Gebäude stößt ein mächtiger Garten mit vielen Lauben und Obstbäumen. Es war in den Hundstagsferien (1856), als wir einzogen. Auch das neue Pianoforte wurde zum ersten Male in der neuen Wohnung gespielt, da es erst zwei Tage vorher gekauft war und das alte die Tante Rosalie bekommen hatte. Dicht vor der Gartenthür steht die Marien-Magdalenenkirche, die vor nicht langer Zeit ausgebaut und mit Wandgemälden geschmückt ist. Von den Fenstern unsrer Wohnung hatten wir eine sehr hübsche Aussicht: die dichtbelaubten Alleen, weiterhinaus die Weinberge des Spechsart und rechts das alterthümliche Marienthor mit Thurm. Besonders im Herbst, wenn die rauhen Winde die Bäume entlaubt hatten, konnten wir ganz deutlich die Feuer und die mannigfaltigen

Feuerwerke der Weinlese sehen, und das Jubeln, Knallen und Schießen der Winzer hören. Auch die recht nette Militärmusik genossen wir im Sommer jeden Morgen."

Die Besitzerin des Hauses und Gartens, Frau Pastor H., war eine Frau von seltener Charakterstärke und Edelsinn. Sie hatte sich trotz einer großen Arbeitslast ein warmes Interesse für Wissenschaft und Philosophie bewahrt, las sehr viel und zeigte in allem, was sie sprach und that, einen hohen überlegenen Geist und merkwürdige Selbständigkeit des Urtheils und der Empfindung. Mein Bruder schrieb von ihr noch im Jahre 1880, daß sie die einzige ihm aus seiner Knabenzeit bekannte Frau gewesen sei, die er einer heroischen Handlungsweise für fähig gehalten habe.

Fritz und ich lebten von früh bis spät im Garten, schwangen uns auf einer Schaukel bis in die höchsten Wipfel der Bäume, spielten die schönsten Spiele, aßen, tranken, lernten in den tiefumschatteten Lauben und erzählten uns im Halbdunkel grauliche Geschichten. Mit besonderer Zärtlichkeit erinnere ich mich noch zweier Buchsbäume, die an einer Mauer standen und so eigenartig gewachsen waren, daß jeder inwendig eine Art kleines Nest bildete. Oftmals nahm nun Fritz das eine und ich das andere Nestchen in Beschlag. Wenn Fritz mir dann Märchen erzählte und ich nur seine Stimme hörte, ohne das Geringste von ihm zu sehen, so gab das eine wunderbar traumhafte, geheimnißvolle Stimmung. Es kam indessen im Sommer 1856 nicht allzuviel zum Märchenerzählen, denn Fritz war Ostern nach Quarta gekommen und hatte sehr viel für die Schule zu thun, was sich den Winter darauf noch steigerte. Merkwürdigerweise ist ihm das Griechische, mit dem er später so innig vertraut war, im Anfang recht schwer geworden. Mein Bruder schreibt selbst darüber:

„Während dieser Zeit wurde ich nach Quarta versetzt. Hier hatten wir als Ordinarius Herrn Dr. Silber, einen Mann, den ich als Lehrer besonders lieb gewonnen habe. Sein geistreicher, fließender Vortrag, seine überall durchschimmernden Kenntnisse, die er sich über alle Fächer des menschlichen Wissens durch und durch gründlich angeeignet hatte, zeichnete ihn sehr angenehm vor andern Lehrern aus. Auch besaß er das Talent, die Aufmerksamkeit der Schüler ganz und gar zu fesseln. Bei ihm

hatten wir die ersten griechischen Stunden, die uns allerdings sehr schwer fielen. Ebenso bereiteten mir Verse große Mühe und Schwierigkeit, obgleich ich sie sehr gern machte. Ueberhaupt hatten wir im ersten Winter sehr viel zu arbeiten, und ich kann mich erinnern, daß ich oft bis 11, 12 gearbeitet habe und doch noch um 5 aufstehen mußte."

Uebrigens ist die Arbeitslast nach Weihnachten bedeutend leichter geworden, und der Sommer 1857 brachte schon freie Zeit genug, daß sich mein Bruder seinen Lieblingsneigungen lebhaft widmen konnte.

Fritz hatte von früher Jugend an ein außerordentliches Interesse für Musik und Dichtkunst. Wie er zuerst von der Musik ergriffen wurde, erzählt sein Freund Wilhelm in seiner jugendlichen Biographie:

„In dieser Zeit (Frühling 1854) war es, wo meine Freunde und ich anfingen, uns ernsteren Beschäftigungen zuzuwenden. Besonders war es mein Freund F. Nietzsche, der dies zuerst anregte. Er hatte nämlich in der Kirche eine musikalische Aufführung gehört und diese hatte ihn so ergriffen, daß er beschloß, sich der Musik zuzuwenden und sich eifrig mit ihr zu beschäftigen. Er brachte es auch bald durch Fleiß und großes Talent sehr weit im Klavierspielen." Mein Bruder erzählt uns selbst, dieses ihn so tief ergreifende Erlebniß noch ausführlicher:

„Ich war an dem Himmelfahrtstage in die Stadtkirche gegangen und hörte den erhabenen Chor aus dem Messias: das Hallelujah! Mir war, als sollte ich mit einstimmen, däuchte mir doch, es war der Jubelgesang der Engel, unter dessen Brausen Jesus Christus gen Himmel fährt. Alsbald faßte ich den ernstlichen Entschluß, etwas Ähnliches zu komponiren. Sogleich nach der Kirche ging ich auch an's Werk und freute mich kindlich über jeden neuen Accord, den ich erklingen ließ. Indem ich aber jahrelang nicht davon abließ, gewann ich doch sehr dabei, indem ich durch die Erlernung des Tongefüges besser vom Blatt spielen lernte."

Jedenfalls hat auch der Vater seines Freundes Gustav, der Geheimrath K., ohne es zu ahnen, bedeutend auf die musikalische Entwickelung meines Bruders eingewirkt. Fritz schreibt im Sommer 1858 von ihm in lebhafter Bewunderung:

„Er ist ein großer Musikkenner und Virtuos und hat sogar einige treffliche Kompositionen geschrieben, untern andern einige preisgekrönte Sonaten und Quartette. Seine hohe, imponirende Gestalt, sein ernstes, geistreiches Gesicht, seine anerkannte Tüchtigkeit, alles dies machte auf mich einen großen Eindruck. Er besaß einen wundervollen Flügel, der mich so anzog, daß ich oft vor seinem Hause stehen blieb und den erhabenen Melodien Beethovens lauschte. Mendelssohn-Bartholdy war mit ihm sehr befreundet, ebenso die Gebrüder Müller, jene berühmten Violinvirtuosen, welche zu hören ich auch einmal das Glück hatte. In seinem Hause war oft ein ausgewählter Kreis von Musikfreunden versammelt, und fast jeder Virtuos, der in Naumburg aufzutreten wünschte, suchte durch ihn empfohlen zu werden."

In dem Hause seines Freundes Gustav lernte Fritz viel gute Musik kennen; der Freund selbst empfand dafür leidenschaftliche Liebe, worüber mein Bruder schreibt:

„Von Kindheit an wurde Gustav zu den Genüssen der Musik hingeleitet. Er lernte sehr schnell Violine spielen, da er keine Mühe scheute, hierin Fertigkeit zu erringen. Später wurde ihm Musik so zur Nothwendigkeit, daß ich glaube, wenn man sie ihm entreißen wolle, man ihn seiner halben Seele beraube. Wie oft sahen wir uns miteinander Musikalien an, sprachen unsre Meinungen gegen einander aus, probirten dies und das und spielten uns gegenseitig vor."

Fritz versuchte sich vielfach im Komponiren, er selbst meinte darüber: „daß ihn das viele verschriebene Notenpapier nicht daure, denn er habe doch viel dadurch gelernt." In seiner kindlichen Biographie äußert er sich sehr pathetisch über seine musikalischen Empfindungen, Studien und Versuche:

„Ich empfing dadurch auch einen unauslöschbaren Haß gegen alle moderne Musik und alles was nicht klassisch war. Mozart und Haydn, Schubert und Mendelssohn, Beethoven und Bach, das sind die Säulen, auf die sich deutsche Musik und ich gründen. Auch mehrere Oratorien hörte ich damals, das tief ergreifende Requiem war das erste; wie mir die Worte „Dies irae, dies illa" durch Mark und Bein gingen und dann das wahrhaft himmlische Benedictus!! — Die Proben besuchte ich sehr oft. Da die Seelenmesse gewöhnlich zum Todtenfeste auf-

geführt wurde, so fielen diese Aufführungen in die neblichten Herbsttage. In dem heiligen Halbdunkel der Domkirche saß ich sodann und lauschte den hehren Melodien. Hier muß ich den trefflichen Musikdirector Wettich erwähnen, einen durch und durch tüchtigen Musiker, sowohl im Dirigiren als Komponiren. Seine kleine Kapelle hielt er immer in musterhafter Ordnung, die Chöre des Gesangvereins wurden von ihm ausgezeichnet eingeübt, aber er galt außerdem auch für den besten Musiklehrer in Naumburg. Seine Gemahlin, eine frühere Opernsängerin, trug auch viel dazu bei, die Musikaufführungen zu verschönern. Wir haben noch zwei Musikdirectoren in Naumburg: Otto Claudius, Dirigent der früheren Liedertafel, einen tüchtigen Komponisten, und Fuckel, der das Stadtmusikchor leitet. — Außerdem hörte ich noch „Judas Maccabäus" von Händel und vor allen die Schöpfung von Haydn. Dann war ich auch bei der Aufführung des zarten, sinnigen Sommernachtstraum von Mendelssohn. Diese wundervolle Ouverture! ist es nicht, als ob Elfen in mondbeglänzter Silbernacht den luftigen Reigen tanzten?"

Hatte mein Bruder nun auch schon von früher Jugend an ein ungewöhnliches Interesse für Musik und Dichtkunst gehabt, so scheint es mir doch, als ob in den schönen, einsamen Lauben des romantischen Gartens Dichterlust und Kompositionseifer mit besonderer Kraft hervorgebrochen seien. Aus diesen Jahren stammen die ersten, lieblichen Kompositionen meines Bruders. Eine Phantasie für das Klavier, „Mondschein auf der Pußta," die er dann später etwas vervollkommnet aufschrieb, ist noch erhalten und dieser Lebensbeschreibung beigefügt. Ich war von ihr begeistert und mein Stolz stieg auf's höchste, als ich eines Abends entdeckte, daß der Nachtwächter unten stehen blieb, um zuzuhören, als Fritz diese süßen Klänge ertönen ließ. Uebrigens hatte er auch zu den Nachbarn gesagt: „da oben in dem kleinen Hause spiele Jemand zu schön, da könne man gar nicht vorbeikommen."

Mein Bruder hatte von unserm lieben Vater die wundervolle Gabe des freien Phantasirens geerbt, in allen Lebensaltern hat er dadurch auf seine Umgebung eine außerordentliche Wirkung ausgeübt. Malvida von Meysenbug erzählt davon in ihren Erinnerungen von Capri; der Kaiser von Brasilien und seine Gemahlin haben sich, als sie im Jahre 1877 incognito in

Rosenlaui-Bad weilten, von den Phantasien des fremden Professors gar nicht trennen können, und selbst Frau Cosima Wagner weiß noch jetzt von der eigenartigen Wirkung dieses Spiels zu berichten.

Aus dem Sommer 1858 stammen lange Betrachtungen meines Bruders über Musik in Sentenzen:

„Gott hat uns die Musik gegeben, erstens damit wir durch sie nach Oben geleitet werden.

„Die Musik vereint alle Eigenschaften in sich, sie kann erheben, sie kann tändeln, sie kann uns aufheitern, ja sie vermag mit ihren sanften, wehmüthigen Tönen das rohste Gemüth zu brechen. Aber ihre Hauptbestimmung ist, daß sie unsere Gedanken auf Höheres leitet, daß sie uns erhebt, ja sogar erschüttert. Vorzüglich ist das der Zweck der Kirchenmusik; indeß muß man bedauern, wie sich diese Gattung der Musik immermehr von ihrer Hauptbestimmung entfernt. Hierzu gehören auch die Choräle, aber es existirt jetzt so mancher Choral, der mit seiner schleppenden Melodie ungemein von der Stärke und Kraft der älteren abweicht. Dann aber erheitert Musik auch das Gemüth und vertreibt die trüben Gedanken. Ueber wen kommt nicht ein stiller, klarer Friede, wenn er die einfachen Melodien Haydns hört? Die Tonkunst redet oft in Tönen eindringlicher zu uns als die Poesie in Worten und dringt in die geheimsten Falten des Herzens. Aber alles was uns Gott schenkt, kann uns nur dadurch zum Segen gereichen, wenn wir es richtig und weise anwenden. So erhebt der Gesang unser Wesen und hebt es zum Guten und Wahren. Wird aber die Musik nur zur rohen Belustigung gebraucht, oder um sich sehen zu lassen vor den Menschen, so ist sie sündlich und schädlich. Und doch findet man gerade dieses so häufig, ja fast die ganze moderne Musik trägt die Spuren davon. Eine andere recht traurige Erscheinung ist, daß viele neuere Komponisten sich bemühen, dunkel zu schreiben. Aber gerade solche künstlichen Perioden, die vielleicht den Kenner entzücken, lassen das gesunde Menschenohr kalt. Vorzüglich diese sogenannte Zukunftsmusik eines Liszt, Berlioz sucht etwas darin, so eigenthümliche Stellen wie nur möglich zu zeigen. — Auch gewährt die Musik eine angenehme Unterhaltung und bewahrt jeden, der sich dafür interessirt, vor Langeweile. Man muß alle

Menschen, die sie verachten, als geistlose, den Thieren ähnliche Geschöpfe betrachten. Immer sei diese herrlichste Gabe Gottes meine Begleiterin auf meinem Lebensweg und ich kann mich glücklich preisen, sie liebgewonnen zu haben. Ewig Dank sei Gott von uns gesungen, der diesen schönen Genuß uns darbietet! — —"

Schon in sehr frühen Jahren fing Fritz zu dichten an; bereits aus der Zeit 1854—55 erinnere ich mich, daß er mir solche eigene Producte vorgelesen hat, welche ich als gehorsame kleine Schwester zu bewundern hatte. Sie waren aber wirklich nicht schön! Mein Bruder urtheilt selbst im Jahre 1858 über seine drei ersten dichterischen Perioden folgendermaßen:

„Auch fallen in die Jahre 1854, 55 meine ersten Gedichte. Das, was man in diesen ersten Versuchen zu schildern pflegt, sind gewöhnlich Naturscenen. Wird doch jedes jugendliche Herz von großartigen Bildern angeregt, wünscht doch jedes diese Worte am liebsten in Verse zu bringen! Grauenhafte Seeabenteuer, Gewitter mit Feuer, waren die ersten Stoffe zu diesen Gedichten. Ich hatte keine Vorbilder, konnte mir kaum denken, wie man einen Dichter nachahme, und formte sie wie die Seele sie mir eingab. Freilich entstanden da auch sehr mißlungene Gedichte und fast jeder Vers hatte sprachliche Härten, aber diese erste Periode war mir dennoch bei weitem lieber als die zweite, die ich später erwähnen will. Es war stets mein Vorhaben, ein kleines Buch zu schreiben und es dann selbst zu lesen. Diese kleine Eitelkeit habe ich jetzt immer noch, aber damals blieben es immer nur Pläne, selten wurde ein Anfang gemacht. Da ich Reime und Verse nicht sehr in meiner Gewalt hatte und es mir auch zu langsam von Statten ging, machte ich reimlose Verse und ich besitze noch mehrere solcher Gedichte. In dem einen wollte ich die Vergänglichkeit des Glückes schildern und ließ deshalb einen Wanderer unter Karthago's Trümmern schlummern. Der Traumgott mußte an seiner Seele das Glück dieser einstigen Stadt vorüberführen. Dann kamen die Schicksalsfälle und endlich — erwachte er. Noch manches Gedicht habe ich aus dieser Zeit, die aber durchgehends keinen Funken von Poesie in sich tragen.

„Ich werde nun noch die zweite Periode meiner Gedichte

erwähnen. Waren meine ersten an Poesie unbeholfen und schwer, so versuchte ich in der zweiten in geschmückter und strahlender Sprache zu reden. Aber aus der Zierlichkeit wurde Ziererei und die schillernde Sprache zur phrasenartiger Verblümung. Und bei diesem allen fehlte auch die Hauptsache: die Gedanken. Jedenfalls steht deshalb die erste Periode noch weit über der zweiten, aber man sieht hieraus, wie man, hat man noch nicht festen Fuß gefaßt, von Extremen zu Extremen wankt und erst in der goldenen Mittelstraße seine Ruhe findet.

„In der dritten Periode meiner Gedichte versuchte ich die erste und zweite zu verbinden, d. h. Lieblichkeit und Kraft zu vereinen. In wie weit mir dies gelungen ist, weiß ich selbst noch nicht zu bestimmen. Diese dritte Periode begann am 2. Februar 1858. An diesem Tage ist nämlich meiner lieben Mutter Geburtstag. Gewöhnlich pflegte ich ihr eine kleine Sammlung Gedichte zu überreichen. Von da an nahm ich mir vor, mich ein wenig mehr in der Poesie zu üben und wenn es geht, womöglich jeden Abend ein Gedicht zu machen. Dieses führte ich ein paar Wochen hindurch aus, und jedesmal gewährte es mir große Freude. wenn ich wieder ein neues Geistesproduct vor mir liegen sah. Auch versuchte ich einmal mich so einfach wie möglich auszudrücken, aber bald ließ ich es sein. Denn ein Gedicht, das vollendet sein soll, muß allerdings so einfach als möglich sein, aber dennoch muß die wahre Poesie auf jedem Worte liegen. Ein gedankenleeres Gedicht, das mit Phrasen, Bildern überdeckt ist, gleicht einem rothwangigen Apfel, der im Innern den Wurm hat. Redensarten müssen in einer Dichtung vollständig fehlen; denn der häufige Gebrauch von Phrasen zeugt von einem Kopfe, der nicht fähig ist, selbst etwas zu schaffen. Man muß überhaupt beim Schreiben eines Werkes vorzüglich die Gedanken berücksichtigen; eine Nachlässigkeit im Stil verzeiht man eher, als eine verwirrte Idee. Ein Muster hiervon sind die Goethischen Gedichte, in ihren goldklaren, tiefen Gedanken. — Die Jugend, der noch eigene Gedanken fehlen, sucht ihre Ideenleere hinter einem glänzenden, schillernden Stil zu verbergen. Gleicht hierin die Poesie nicht der modernen Musik? Ebenso wird hieraus bald eine Zukunftspoesie werden. Man wird in den eigenthümlichsten Bildern reden; man wird wirre Gedanken mit dunkeln,

aber erhaben klingenden Beweisen belegen, man wird kurzum Werke im Stil des Faust zweiter Theil schreiben, nur daß eben die Gedanken dieses Stückes fehlen. Dixi."

Darauf läßt er ein Verzeichniß von 46 Gedichten folgen, von denen noch eine Anzahl erhalten ist und die strenge Selbstkritik rechtfertigen. Er fährt dann weiter fort:

„Dies sind nicht die einzigen — ich habe sie blos in der Auswahl hingeschrieben, auch von den älteren mehrere, deren ich mich wohl erinnere, sie aber nicht mehr besitze.

„Auch habe ich zwei kleine Schauspiele im Verein mit Wilhelm geschrieben. Das eine von diesen heißt: „Die Götter vom Olymp." Wir haben es einstmals aufgeführt, aber obgleich es nicht recht gelang, hat es uns doch großen Spaß bereitet. Die silbernen und goldenen Panzer, Schilde und Helme, ebenso die prächtigen von überall hergeholten Anzüge der Göttinnen spielten eine große Rolle. Das andere Stück hieß: „Orkadal", ein Trauerspiel, oder vielmehr eine Ritter und Geistergeschichte, ganz aus Banketten, Morden, Gespenstern und Wunderzeichen zusammengefügt. Wir hatten schon Vorbereitungen dazu gemacht, ich hatte eine rasende vierhändige Ouverture dazu komponirt; da verfiel allmählich der ganze Plan. Ebenso ging es dem späteren Stück: „Die Eroberung Troja's", welches bis zum zweiten Akte beendigt war und aus Götterzänkereien bestand. Manche solche Entschlüsse, einen sogar zu einer Novelle: „Tod und Verderben" faßte ich, als ich im letzten Sommer wegen Augenschmerzen die Schule nicht besuchen durfte. Ich ging da alle Vormittage über den Spechsart und ersann dabei mancherlei, das aber selten zur Ausführung kam. Auch mein Freund Wilhelm war sehr krank gewesen und hielt sich deshalb im Seebad Heringsdorf auf. So war ich diese Zeit sehr allein, da Gustav der Schule halber keine Zeit hatte, mich zu besuchen."

War der Letztgenannte meines Bruders musikalischer Freund, so war es die gemeinsame Liebe zur Dichtkunst, die ihn besonders mit dem Freund Wilhelm verband. Mein Bruder schreibt darüber im Jahre 1858:

„Später, als unser Interesse für Poesie wuchs, da wurden wir uns ganz und gar unentbehrlich und unserer Unterhaltung mangelte es niemals an Stoff. Wir tauschten wechselweise

unsere Ideen aus über Dichter und Schriftsteller, gelesene Werke, über neue Erscheinungen im Gebiete der Litteratur, faßten gemeinsame Pläne, gaben uns gegenseitig Gedichte auf und wurden nicht ruhig, bevor wir ganz unser Herz geöffnet hatten."

Jedenfalls hat der Vater von Wilhelm, Herr Appellationsgerichtsrath P., einen großen Einfluß auf meinen Bruder ausgeübt. Er ließ die beiden Knaben ihre Schularbeiten unter seiner Aufsicht machen und beschäftigte sich sehr liebevoll und eingehend mit ihren Wünschen und Bestrebungen. Mein Bruder schreibt von ihm 1858 voller Verehrung:

„Er besitzt ein geistvolles Gemüth und wirkt mit seiner thätigen Liebe mehr als mancher Prediger. Ebenso ist er rastlos um die Verschönerung Naumburgs bemüht und ist darin auch allgemein anerkannt und geachtet. In seiner Familie war er stets ein treuer Hausvater, auch den Pflichten seines Amtes lag er mit musterhafter Sorgfalt ob. Dann aber in seinen Mußestunden suchte er sich und seine Familie auch mit den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der Litteratur und Kunst bekannt zu machen und sein richtiger Blick ließ die Schönheiten derselben durch manche geistvolle Bemerkung im wahren Lichte erscheinen."

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie Herr Rath P. seiner Familie, selbst als die Kinder noch ziemlich klein waren, ausgewählte Stücke von Goethe vorlas, um das jugendliche Ohr schon früh an den Wohlklang der edelsten Sprache zu gewöhnen. Oftmals durfte Fritz, hie und da selbst ich mit zuhören. Lebhaft erinnere ich mich noch der Vorlesung der „Löwennovelle", welche uns Kinder geradezu begeisterte.

VIII. Capitel.

Fritz als Erzieher.

Motto: Was sagt Dein Gewissen? „Du sollst Der werden, der Du bist.“ —

Hier sind Hoffnungen; was werdet ihr aber von ihnen sehen und hören, wenn ihr nicht in euren eignen Seelen Glanz und Gluth und Morgenröthe erlebt habt? Ich kann nur erinnern — mehr kann ich nicht! Steine bewegen, Thiere zu Menschen machen — wollt ihr Das von mir? Ach wenn ihr noch Steine und Thiere seid, so sucht euch erst euren Orpheus!

(Die fröhliche Wissenschaft.)

Fritz beeinflußte, wie man aus allem bisher Erzählten, vorzüglich aus den Bemerkungen seines Freundes sieht, seine ganze Umgebung in merkwürdig erzieherischer Weise, ohne sich dessen irgendwie bewußt zu sein. Ich erinnere mich, daß ich als ganz junges Mädchen von einem Herrn, der seiner schneidenden Gedankenschärfe und großen Beobachtungsgabe wegen allgemein gefürchtet war, sehr eifrig nach meinem Bruder gefragt wurde. Dieser war damals Student, und ich konnte nichts besonders Merkwürdiges berichten, fragte aber nun meinerseits, woher das lebhafte Interesse des Herrn Referendares käme, da er mit meinem Bruder, dem Alter nach, doch nicht in der Schule zusammen gewesen sein könnte und ihn wohl kaum kenne. „Doch“, meinte der Referendar, er wäre damals Primaner gewesen und hätte öfter die kleinen Schüler in den sogenannten Arbeitsstunden beaufsichtigen müssen. Oft sei ihm zu jener Zeit mein Bruder mit den großen sinnenden Augen aufgefallen, und er hätte sich gewundert, welchen Einfluß er auf seine Mitschüler ausgeübt

habe. Sie hätten vor ihm kein rohes Wort oder unpassende Bemerkung zu sagen gewagt. Einmal habe sich ein Junge auf den Mund geklopft und ausgerufen: „Nein, das kann man vor Nietzsche nicht sagen!“ „Was thut er Euch denn?“ habe er gefragt, „Ach, er sieht Einen so an, da bleibt Einem das Wort im Munde stecken“.

Der sonst sehr freisinnige Referendar schloß gedankenvoll: Fritz wäre ihm immer wie der zwölfjährige Jesus im Tempel erschienen; er sei fest überzeugt, daß er noch einmal etwas ganz Großes würde. (Als mein Bruder mit 24 Jahren als Professor an die Universität Basel berufen wurde, erinnerte mich Assessor W. an seine Prophezeihung. Das sollte nämlich bereits „das ganz Große sein“!) —

Bei der damaligen Erzählung fiel mir ein kleines Jugenderlebniß aus dem Winter 1857—1858 ein. Mein Bruder war ein passionirter Schlittschuhläufer, man höre nur, wie begeistert er damals darüber schreibt:

„Es ist geradezu etwas Ueberirdisches, mit geflügeltem Fuß über die kristallene Fläche hinzugleiten. Wenn dazu der Mond seine silbernen Strahlen hinsendet, so gleichen solche Abende auf dem Eis Zaubernächten. Ringsum die lautloseste Stille, die nur durch das Krachen des Eises und den tönenden Klang der Fahrenden unterbrochen wird. Alles dies hat etwas Majestätisches in sich, das wir vergeblich in Sommernächten suchen.“

Natürlich steckte mich seine Begeisterung an, und ich wünschte nichts sehnlicher, als diese schöne Kunst auch zu lernen, was mir schließlich auch erlaubt wurde. Zu diesen ersten Versuchen fanden sich immer einige Primaner und Secundaner ein, welche sich väterlich freundlich erboten, mir diese Kunstfertigkeit zu lehren. Einstmals, in dem obenerwähnten Winter, waren wir auch sehr eifrig gefahren; wir Alle: Fritz, ich und einige Schüler der oberen Klassen, verpusteten uns ein wenig an dem einen Ende der Schlittschuhbahn und sahen, wie einige der jüngeren Schüler einen kleinen verwachsenen, unschönen Knaben neckten. Er wehrte sich mit scharfen Worten und Püffen; aber schließlich wurden ihre Angriffe so roh, sie versuchten auf den kleinen Höcker eine ganze Schneelast zu thürmen, daß er hilflos umfiel, worüber die meisten Knaben in lautes Gelächter ausbrachen, da es wohl recht komisch

Im Mondschein auf der Puszta.

Zart, innig, nicht zu langsam. Friedrich Nietzsche (1858).

Ped. p * Ped. *

Ped. * Ped. *

Ped. * Ped. crescendo. *

Ped. * Ped. *

Ped. * Ped. *

f f

Ped. * Ped. *

p

Ped. * Ped. *

p poco crescendo.

Ped. * Ped. mf ritardando. *

Ped. * Ped. *

a tempo. p

Ped. * Ped. *

Ped. * Ped. crescendo. *

Ped. * Ped. *

Ped. ✻ *Ped.* ✻

f *f*

Ped. ✻ *Ped.* ✻ *Ped.* ✻

p *p*

Ped. ✻ *Ped.* ✻ *Ped.* ✻

poco crescendo. *p*

Ped. ✻ *Ped.*

decrescendo. *pp* *ppp*

ausgesehen haben mochte. Ich war ein leidenschaftliches Kind, stampfte mit dem Fuß, rief: „Das ist zu häßlich!“ und brach in heiße Thränen aus. „Was hat denn deine kleine Schwester?“ fragte einer der Primaner etwas bestürzt meinen Bruder, der dem kleinen Verwachsenen zu Hilfe geeilt war. Fritz erröthete bei dieser Frage und fing dann mit seiner sanften Stimme in einer so bescheidenen, ehrfürchtigen Weise an, den großen Schülern begreiflich zu machen, wie unrecht es sei, einen armen mißwachsenen hilflosen Knaben zu verhöhnen, daß diese Alle die Augen niederschlugen. Einen Augenblick war es ganz still — dann aber rief der älteste und verständigste Primaner: „Der kleine Nietzsche hat recht!“ „Schämt Euch, Ihr Bengels“, wandte er sich zu den jüngern Schülern, ich sage Euch, wer jetzt den Buckligen nochmals anrührt, der kriegt Haue!“ Nach diesen kräftigen Worten ging der kleine Mißhandelte stolz nach Hause.

Darauf nahm der Primaner Fritz und mich an der Hand, fuhr mit uns davon und meinte: „Ihr seid gute Kinder!“ — Er ward uns so zugethan, daß er uns jeden Tag beim Eislaufen Bonbons mitbrachte, die er leider in einer Düte von zweifelhafter Sauberkeit präsentirte und aus einer Hosentasche hervorzog, wo sie eng neben einem bunten vielgebrauchten Taschentuch gesteckt hatte, sodaß es uns beiden peinlich reinlichen Kindern die größte Ueberwindung kostete, diese Liebenswürdigkeit mit der Dankbarkeit anzunehmen, die ihr gebührte. —

Auf jene Zeit muß sich auch eine Bemerkung des Professors Pitzker in Nordhausen (Tägl. Rundschau Sommer 93) beziehen. Dieser Herr ist nur in der Quarta und Tertia des Domgymnasiums zu Naumburg mit meinem Bruder zusammen gewesen, kann also nur aus jener Zeit aus eigener Beobachtung berichten; er meint, daß sich die hohe Meinung der Mitschüler meines Bruders bis zur Vergötterung gesteigert habe, „denn seine Begabung war augenfällig, seine Art sich zu geben liebenswürdig, und über seiner Sprache lag sowohl in Stimme und Tonfall, wie in der Wahl seiner Ausdrücke ein eigenthümliches Etwas, das ihn von seinen Altersgenossen unterschied.“

Herr Pitzker hat später meinen Bruder nur ganz flüchtig als Student und dann nie wieder gesehen. Alles, was er deshalb aus späterer Zeit berichtet, sind nichts als haltlose Phantasien.

(Uebrigens bin ich sicher, daß Herr Pitzker einige Beschämung über seinen oberflächlichen Artikel empfinden würde, wenn er das edle, heroische, entsagende Leben meines Bruders wirklich gekannt hätte.)

Daß mein Bruder sich selbst als meinen Erzieher betrachtete, hat er so oft hervorgehoben, daß ich es wohl erwähnen muß. Er gab mir die Bücher, die ich lesen durfte, überwachte meine Schularbeiten und war für die Bildung meines Geistes und Charakters sehr bedacht. Niemals habe ich es gewagt, mich gegen seine Autorität aufzulehnen, im Gegentheil — Alles, was er sagte war mir Evangelium und über jeden Zweifel erhaben. Nur ein Mal, als ich kaum 7 Jahr alt war und nur Privatunterricht hatte, konnte ich mich nicht entschließen eine Belehrung meines Bruders anzunehmen. „Lisbeth, sagte Fritz eines Tages sehr würdig, rede nicht solchen Unsinn mit dem Storch. Der Mensch ist ein Säugethier, als solches bringt er lebendige Junge zur Welt.“ „Fritz“, fragte ich in höchstem Staunen, „steht das vielleicht in der alten Naturgeschichte? Herr Böttner sagt, die wäre ganz altmodisch, inzwischen hätte man viel neue Entdeckungen gemacht.“ Da nun wirklich Fritzens Weisheit aus jener altmodischen Naturgeschichte stammte, und er sehr ehrfurchtsvoll gegen die Aussprüche der Lehrer war, so blieb der Fall unbestimmt, und es war Hoffnung vorhanden, daß sich neuere Forschungen mehr zu Gunsten des Storches entschieden hatten.

Uebrigens verdanke ich dieser alten Naturgeschichte meinen Spitznamen „Lama“, mit dem mich mein Bruder sein ganzes Leben hindurch vertraulich nannte. Ueber besagtes Thier stand nämlich in dem altmodischen Buche Folgendes: „Das Lama ist ein merkwürdiges Thier; freiwillig trägt es die schwersten Lasten, wenn man es aber zwingen will oder übel behandelt, so verweigert es, Nahrung zu sich zu nehmen und legt sich in den Staub um zu sterben.“ Diese Charakteristik fand mein Bruder so genau auf mich passend und immer wieder von neuem zutreffend, daß er sich besonders in schwierigen Fällen, wo er meiner Hülfe bedurfte, immer dieses Namens bediente. Niemand sonst hat mich so genannt.

Mein Bruder hatte sehr viel natürlichen Takt, und ich muß jetzt noch manchmal lächeln, wie richtig er empfand, was sich

für ein kleines Mädchen schickte. Einmal hatte ich in meiner Seele beschlossen, den Monolog des Soliman aus dem Zriny von Körner zum Examen vorzutragen. Der Monolog fängt an: „Ich soll mich schonen? — soll den Funken Kraft, der in den alten Heldengliedern schlummert, im müß'gen Leben langsam sterben sehn?" u. s. w. Mein Bruder lachte hell auf, als ich ihm die Absicht kund gab und erlaubte es natürlich nicht, und noch im späteren Leben erzählte er öfter: „Meine Schwester hatte schon als kleines Kind den Zug zum Heroischen, aber manchmal machte sich das zu komisch, sie sah so gar nicht danach aus."

Leidenschaftlich liebte ich, natürlich von Fritz beeinflußt, die Homerischen Dichtungen. Als ich nun später in das Institut von Fräulein von Parasky kam, setzte ich alle Lehrer durch meine genaue Kenntniß der griechischen Mythologie und des Griechenthums in Erstaunen. Ich sprach in der Klasse beim Sätze-bilden von der „kuhäugigen Hera", von der „männermordenden Athene", vom „rasenden Ajax", beschrieb, wie Achill den Hector um Ilion schleifte u. s. w. u. s. w. Ich bin überzeugt, es ist für die Lehrer ein Hauptspaß gewesen. Eines Tages arbeite ich zu Hause und bilde Sätze, Fritz sieht sie sich an. „Aber Lisbeth, was sind das für Sachen, die du schreibst", sagte er mißbilligend, „solche kriegerische Stoffe sind ja ganz unpassend für dich. Kleine Mädchen nehmen die Stoffe zu ihren Sätzen aus der Natur, Geographie oder biblischen Geschichte! Gehorsam that ich, wie Fritz es verlangte, obgleich es mir recht leid darum war. Offenbar beraubte ich aber auch den Lehrer seines stillen Vergnügens, denn eines Tages fragte er: „Na, Elisabeth, wo bleibt das waffenklirrende Ilion?" „Mein Bruder meint," antwortete ich mit stockender Stimme, „es paßt sich nicht für kleine Mädchen". „Nun," sagte der Lehrer nach kurzer Ueberlegung, „dein Bruder hat wohl recht, aber die Sätze waren ganz nett."

Hier möchte ich noch eine andere kleine Geschichte einfügen, obgleich ich nicht recht weiß, ob sie in das Capitel „Fritz als Erzieher" gehört:

Im Frühjahr 1857 kamen kurz nacheinander zwei Schulräthe nach Naumburg, der eine, um die Lehranstalten der Knaben, der andere, um die Mädchenschulen zu revidiren. Fritzens Schulrath hatte ganz besonderes Interesse für Fritz gezeigt, mehrfach

nach seinem Namen gefragt, und denselben zuletzt noch aufgeschrieben. Aber auch mein Schulrath zeigte freundliche Theilnahme für mich und erkundigte sich nach meinem Namen. Als ich das zu Hause erzälte, wurde Fritz sehr sinnend und gedankenvoll.

Am Nachmittag saßen wir im Gartenhäuschen — „Lisbeth," begann Fritz, „ist es nicht sehr merkwürdig, daß beide Schulräthe nach uns gefragt haben, und du bist doch noch ein sehr kleines Mädchen." (Ich war damals 10 Jahre alt, Fritz wurde bald 13.) „Ja, Fritz, sagte ich, aber mein Schulrath hat meinen Namen nicht aufgeschrieben." „Das ist gleich", fuhr Fritz fort, „aber hast du wohl schon mal nachgedacht, warum wir so gut lernen können?" Natürlich hatte ich nicht nachgedacht. Endlich meinte ich nach einiger Ueberlegung: „Weißt Du, Fritz, ich lerne so Vielerlei durch dich, was andere kleine Mädchen nicht wissen." „Ach nein", sagte Fritz, „darauf kommt es gar nicht an. Woher weiß ich denn mancherlei Dinge, die andere Jungens nicht wissen?" „Nein", fuhr er geheimnißvoll fort, „ich denke immer: ob nicht der liebe Papa im Himmel daran Schuld ist, daß er uns gute Gedanken eingiebt? Neulich gab mir Tante Rosalie einen Brief der Tanten aus Plauen zu lesen, darin stand: „Auf den beiden Kindern ruht ersichtlich der Segen des Vaters, vielleicht gestattet Gott in seiner Gnade unserm herrlichen Ludwig mehr Einfluß auf seine vaterlosen Kinder, als sonst Verstorbene zu haben pflegen." Mir wurde bei dieser Erzählung sehr feierlich und geheimnißvoll zu Muthe.

Was sich die guten Tanten bei dem erwähnten Satze, den ich allerdings nur dem Sinne nach citire, gedacht haben, weiß ich freilich nicht, jedenfalls machte sich Fritz allerhand seltsame Gedanken darüber. Doch war ich späterhin geneigt, das Ganze als einen Erziehungsakt von Seiten meines Bruders aufzufassen, damit ich ja nicht etwa durch meine Schulerfolge eitel würde; aber vielleicht irre ich mich, und irgendwann wird ein Kritiker mit feierlicher Sicherheit erklären: „Nietzsche war schon als Knabe so von der Inferiorität des weiblichen Geschlechts überzeugt, daß er sich die Thatsache, daß ein kleines Mädchen ähnlich klug wie ein Junge zu antworten wußte, nur durch übernatürlichen Einfluß zu erklären vermochte."

Oft hat man mich später gefragt, worauf mein Bruder bei

seinen kindlichen, gewissermaßen instinktiven Erziehungsplänen mir gegenüber den meisten Accent gelegt hätte? — Wenn ich mich recht erinnere, so lief der größte Theil seiner Ermahnungen darauf hinaus, mir Selbstbeherrschung zu lehren: Schmerz, Kummer, Unrecht schweigend mit lächelnder Miene und freundlichen Worten zu ertragen. Ach! unter den schwierigsten Lebensverhältnissen fielen mir späterhin oft die etwas unkindlichen, wahrscheinlich einem alten Philosophen entlehnten Worte meines Bruders ein: „Lisbeth, wer sich selbst beherrschen gelernt hat, der beherrscht auch Andre.“

Auch auf Wahrhaftigkeit legte er großes Gewicht, doch war ich selbst, jemehr ich mich entwickelte, von einer so leidenschaftlichen Wahrheitsliebe erfüllt, daß mein Bruder es später für nöthig fand, diese Eigenschaft etwas einzudämmen; viele erzieherische Ueberlegungen richteten sich schließlich darauf, wie man vollkommen wahr sein könne, ohne Andere zu verletzen, — das schien mir manchmal recht schwer.

Uebrigens war Wahrheit und Lüge das Einzige, worin wir Beide (ich durch Fritz beeinflußt) ein gewisses hochmüthiges Standesbewußtsein untereinander äußerten: wir logen nicht, weil sich das für uns, die Grafen Nietzky, nicht schickte. Mochten Andere lügen so viel ihnen beliebte, für uns Beide ziemte sich: Wahrhaftigkeit.

Erst jetzt wundre ich mich, wodurch sich mein Bruder diese eigenthümliche Ansicht gebildet hat, denn in unsrer ganzen Umgebung war nichts, was dazu aufforderte. Ich muß hier ganz besonders hervorheben, daß Niemand in der Familie Nietzsche der adligen Herkunft irgendwelche Bedeutung beilegte. Großmama Nietzsche, die zur Zeit der Revolution jung gewesen war und offenbar in den geistig bewegten Kreisen Weimar's eine unbeengte höhere Anschauung gewonnen hatte, betonte allein persönliche Tüchtigkeit, und wenn sie von irgendwelchem Stolz erfüllt schien, so war es sicherlich Bügerstolz, da damals das Bürgerthum als der Hauptrepräsentant von Tugend, Tüchtigkeit, Geist und fleckenlosem Wandel galt.

Vielleicht brach bei uns ein Nietzschischer Familienzug als Standesbewußtsein hervor; ich erinnere mich, daß eine der Tanten einmal mit kühlem Stolz sagte: „Wir Nietzsches verachten die Lüge.“

IX. Capitel.

Der Abschied von Naumburg.

—

Schirm dich Gott mein Heimathsthal!
Muß ich dich auch jetzt verlassen,
Denk ich, wo ich fahr mein Straßen,
An dich wohl viel tausendmal.
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal!

Schau ich in das Thal hinab,
Ist's als schiede ich vom Leben;
Wandern soll ja Freude geben,
Und mir ist die Welt ein Grab.
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal!

Kehr' ich wieder übers Jahr,
Wenn die Bäume neu erblühen,
Dann wird erst der Gram entfliehen,
Bin jetzt aller Freuden bar.
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal!

Dunkel wird es um mich her,
Abendglocken hör' ich schallen,
Einsam bin ich, fern von Allen,
Ach mein Herz ist bang und schwer!
Lebe wohl! Lebe wohl!
Lebe wohl, du stilles Thal!

Friedrich Nietzsche
(gedichtet Herbst 1858).

Die Sommerferien 1858 verlebten wir, wie schon so oft, bei den lieben Großeltern in Pobles. Es waren köstliche Ferien, die für mich schon etwas früher begannen, da mich der Großpapa bei einem Besuche in Naumburg mitgenommen hatte. Als nun Fritz kam, waren wir unendlich vergnügt und hatten uns viel zu erzählen. Er amüsirte sich besonders über ein Lamm, das mir der Gutsherr zum Spielen geschenkt hatte, und das durch seine stürmische, ausschließliche Anhänglichkeit an mich: seine Herrin, viel Anlaß zur Heiterkeit gab. Das Thierchen war nämlich nicht zu bewegen von jemand anders als mir Futter anzunehmen, folgte mir auf Schritt und Tritt und verließ mich überhaupt nur Nachts, wenn es in seinen Stall gesperrt wurde. Da es sich nun natürlich im Zimmer nicht so gesittet benahm, wie es sollte, außerdem auch zu stattlicher Größe heranwuchs, so konnte ich außer der Essenszeit überhaupt nicht im Hause verweilen und hatte mir für Regentage in einem alten, verfallenen Gewächshause eine Art Heim eingerichtet. Fritz fand den Raum stimmungsvoll und kam oft dahin, da es in jenen Ferien viel regnete. Wir saßen dann auf einer alten Gartenbank, Sukelchen, so hieß das Schäfchen, lag mit seinem himmelblauen Halsband zu unsern Füßen und diente uns als Fußbank; wir blickten hinaus in eine grüne Wildniß, der Regen tropfte schwer auf Blätter und Blüthen hernieder und klopfte eintönig an die alten, verblichenen Scheiben — wir aber bauten die köstlichsten Luftschlösser für künftige Zeiten, besonders für den nächsten Winter. Oder wir gedachten unserer, wie es uns schien, schon recht langen Vergangenheit, und Fritz beschloß damals, ein kleines Buch über sein Leben zu schreiben.

Aber es gab auch schöne Tage, und dann ging der Großvater mit uns und dem Lamm auf schönen Grasrainen zwischen Feldern und Wiesen spazieren. Der Großpapa, welcher Fritz ganz besonders liebte, schritt mit ihm voran und führte die herrlichsten Gespräche mit dem bevorzugten Enkel, ich und das Lämmchen gingen bescheiden hinterdrein, aufmerksam zuhörend. Lächelnd wandte sich zuweilen der Großpapa an das kleine Gefolge. Hie und da nahmen aber auch die beiden Großen im Geiste Rücksicht auf den vierten Spaziergänger; wuchs vielleicht besonders zartes Futter auf dem Grasrain, so fragte Fritz: „Großpapa,

könnte Lisbeths Schaf hier nicht ein bißchen fressen?" Dann blieben wir drei stehen, da das Lämmchen nur fraß, wenn es sicher war, daß ich bei ihm blieb.

Die ganze Gegend ist dort eben, man sah weit, weit über das Feld, wenn das Korn noch niedrig stand, war es aber schon hoch, so maßen wir uns mit den Kornähren und gedachten früherer Zeiten, wo uns das Kornfeld wie ein Wald erschienen war. Es ist meinem Bruder von damals immer eine Vorliebe geblieben, zwischen Kornfeldern auf Rasenwegen zu wandeln.

Die ganzen Ferien über kam uns keine Ahnung, daß uns bald eine lange Trennung bevorstünde. Als Fritz nach Naumburg zur Schule zurückkehrte, wurde es mir sehr schwer, und ich weinte voller Sehnsucht ihm nach; aber schließlich war der Abschied, wie ich meinte, nur auf fünf, sechs Wochen, so lange Zeit wollten die Großeltern mich durchaus noch behalten.

Fritz war damals schon Tertianer, und wenn er sich auch mit dem lieben Großpapa über viele ernsthafte Dinge gut unterhalten konnte, so war er doch sonst sehr kindlich und wollte durchaus keinen jungen Herren vorstellen. Er selbst schreibt darüber betrachtender Weise nach seinem Eintritt in Tertia:

„Es ist eigenthümlich, daß, sind wir etwas vorgeschritten und haben eine höhere Stufe betreten, wir sogleich etwas Gesetztes und Verändertes in unserm Wesen bemerken wollen. Am deutlichsten tritt dies bei einem Tertianer ein. Man denkt sich in die Zahl der höheren Klassen aufgenommen, und viele finden darin ein Privilegium, sich mit Cigarre und Stock sichtbar zu machen und sich vor Seinesgleichen auszuzeichnen. Bis jetzt kann ich mir nicht denken, daß man an dergleichen als Knabe wahrhaften Genuß haben kann."

Als er aus den Ferien nach Naumburg zurückkam, unternahm er nun, wie er sich vorgenommen hatte, seinen Lebenslauf zu beschreiben, eben jene kindliche Biographie, die für diese erste Periode seiner Jugend so oft citirt worden ist. Er beschließt sein Büchlein mit folgenden Worten:

„So habe ich denn mein erstes Heft beschlossen und blicke mit Freuden darauf zurück. Ich habe es mit großer Freudigkeit geschrieben und bin dabei nicht müde geworden. Es ist etwas gar zu Schönes, sich späterhin seine ersten Lebensjahre vor

die Seele zu führen und die Ausbildung der Seele daran zu erkennen. Ich habe hier ganz der Wahrheit getreu erzählt, ohne Dichtung oder poetische Ausschmückung. Daß ich mitunter etwas nachgetragen habe, ja noch nachtragen werde, wird man mir bei der Größe des Werks verzeihen. Könnte ich doch noch recht viel solche Bändchen schreiben!

Ein Spiegel ist das Leben.
In ihm sich zu erkennen,
Möcht' ich das erste nennen,
Wonach wir nur auch streben!!"

Geschrieben vom 18. August — 1. September 1858.

Wenige Tage nach der Beendigung dieser ersten Biographie erhielt plötzlich unsre Mutter einen Brief von dem Rektor der Landesschule Pforta, in welchem ihr eine Freistelle für meinen Bruder in dieser ausgezeichneten Schule angeboten wurde.

Pforta ist eine Stätte, wo die Wissenschaft seit alten Zeiten gepflegt und gefördert worden ist. Cisterciensermönche, von heidnischen Slaven im Pleißner Lande vertrieben und vom Bischof Udo von Naumburg gastlich aufgenommen, sollen es um die Mitte des zwölften Jahrhunderts gegründet haben. Viele Jahrzehnte lang haben sie an dieser Stelle ihre Culturmission erfüllt, aber die alten Einrichtungen haben neuen Gedanken und Bestrebungen Platz machen müssen. Durch Herzog Moritz von Sachsen ist das Kloster 1543 mit allem Zubehör dem Zwecke des allgemeinen Unterrichts überwiesen worden. Bei der großen Veränderung und Verwilderung, welche die Reformation und der dreißigjährige Krieg über das deutsche Volk gebracht hatten, waren die sächsischen Fürsten besonders geneigt, wieder feste Stätten der Cultur zu begründen. „Bei der Jugend müsse man anfangen", hatte der treffliche Georg Komerstadt, des Herzogs auserſehener Rath, gesagt, und Herzog Moritz selbst bestimmte in der Landtagsproposition vom 16. Januar 1540: „Zu göttlichem Leben sollen die Knaben erzogen werden, in Sprachen, in Zucht und Tugend soll man sie unterweisen sechs Jahre lang" und in der Neuen Landesordnung vom 21. Mai desselben Jahres heißt es: „Mit Vorstehern und Dienern, Lehrer, Kost und anderer Nothdurft sollen sie umsonst versehen; wenn sie in die Schule ange-

nommen, sollen sie sechs Jahre darin umsonst unterhalten und gelehrt werden, doch also, wo sie zu dem Studieren geschickt.“

In der That scheint sich der damalige Rektor der Anstalt in Hinsicht auf meinen Bruder ganz besonders nach diesem letzten Satz des eben erwähnten Rescripts gerichtet zu haben, denn meine Mutter hatte das Anerbieten einer Freistelle ganz allein dem Umstand zu verdanken, daß Verwandte des Rectors ihm von dem ungewöhnlich begabten kleinen Nietzsche erzählt hatten. Uebrigens war damals der Andrang nach Pforta längst nicht so groß wie heutzutage, da in jener Zeit ungewöhnlich hohe Anforderungen an die Fähigkeiten der Schüler gestellt wurden.

Nach einigem Schwanken entschloß sich unsere liebe Mutter zu der ihr so schweren Trennung. Die Nachricht traf die drei Freunde wie ein Donnerschlag! — Zwar hatte mein Bruder immer eine besondere Vorliebe für Pforta gehabt und es oftmals in poetischen Worten verklärt. Schon als zehnjähriger Knabe hatte er mehr rührend als originell einige Verse auf Pforta gemacht, von denen ich mich noch einiger Zeilen erinnere:

Dort, wo durch enge Pfort'
Schüler gehn immerfort,
Dort, ja nur dort allein,
Dort möcht' ich sein!

Nun war es ja jetzt so gekommen, daß er wirklich dort sein sollte und er freute sich dessen auch, weil Pforta immer einen großen romantischen Reiz auf ihn ausübte; aber die Trennung von uns und den Freunden kam ihm doch außerordentlich hart an. Noch kurz vorher hatte er begeistert geschrieben:

„Es ist etwas Hohes, Edles, wahre Freunde zu haben und unser Leben ist von Gott bedeutend verschönert worden, daß er uns Mitgefährten gab, die mit uns demselben Ziele zustreben. Und besonders ich muß Gott im Himmel dafür loben, da ich ohne dies nie heimisch in Naumburg geworden wäre. Aber so, indem ich hierlebende Freunde gewann, wurde mir der Aufenthalt auch hier theuer, und sehr schmerzlich würde mir es sein, von hier scheiden zu müssen. Denn wir drei waren eigentlich nie getrennt, außer in den Ferien, wo ich gewöhnlich mit Mama und Schwester verreist war.“

Man kann sich nach diesen Worten vorstellen, welcher Kummer unter den Freunden über die bevorstehende Trennung herrschte. Nur ein Mensch wurde noch tiefer von dieser Veränderung getroffen, nämlich ich, die kleine Schwester. Unsre Mutter schien das geahnt zu haben, denn sie hatte die Großeltern in dem Briefe, der die große Neuigkeit brachte, sehr gebeten, mir die Nachricht mit aller Vorsicht beizubringen. Eines Morgens, nachdem der Briefbote gekommen war, merkte ich an den flüsternden Bemerkungen und allerhand Blicken, daß irgend etwas nicht in Ordnung sei. Endlich erschien der gute Großpapa, bewaffnet mit einem schönen, neuen Buch zum Lesen (bekannt als mein Herzenstrost, der mich alle Nöthe vergessen ließ) und forderte mich auf, mit ihm in den Garten zu gehen — das Schaf folgte.

„Na, Lieschen", fing der Großpapa anscheinend recht vergnügt an, „denke dir, Fritz kommt nach Pforta, wo er doch immer so gern hingewollt hat".

„Nach Pforta", wiederholte ich leise: ich stand regungslos.

„Ja", sagte der Großpapa, „erinnere dich doch mal an all' die hübschen Gedichte, die er auf Pforta gemacht hat, er geht gewiß schrecklich gern hin. Und du wirst natürlich nicht weinen", fuhr er fort, „wenn es dir auch jetzt sehr leid thut; denn nicht wahr, wie Fritz neulich sagte, es ist kläglich, seinen Schmerz nicht überwinden zu können. Erinnerst du dich noch, was Fritz von den alten Spartanerinnen erzählte, wie sie ihre Söhne und Brüder mit freudigem Lächeln in den tödtlichen Kampf ziehen ließen und nicht einmal weinten, wenn diese todt, aber ehrenvoll auf dem Schilde heimgetragen wurden, sondern nur klagten, wenn sie schmachvoll geflohen waren? Nun, siehst du, daß Fritz nach Pforta kommt, ist recht ehrenvoll für ihn, das wirst du nicht vergessen und nicht weinen."

„Nein, Großpapa", sagte ich leise.

„Und hier", fuhr der liebe Diplomat fort, „hast du ein schönes Buch zum Lesen, nun suche dir eins von deinen Lieblingsplätzen aus und vertiefe dich darein".

Ich dankte, küßte den Großpapa und zog mit Buch und Schäfchen ab.

Ich glaube, der Großpapa war von seiner diplomatischen Mission recht befriedigt; indessen nach einigen Stunden, als es

Mittagszeit geworden war, und niemand auch nur das Geringste von mir gehört oder gesehen hatte, wurde ihm die Sache doch ängstlich, und er machte sich auf, mich zu suchen. Aber alle meine Lieblingsplätze, der schiefe Apfelbaum, der mit seinen Zweigen einen so reizenden natürlichen Sitz bildete, die Rasenbank an dem Holunderbusch, Alles war öde und leer. Plötzlich hörte er aus weiter Ferne das Schäfchen blöken — er ging dem Schalle nach. In der entferntesten Ecke des weit ausgedehnten Gartens, wo draußen hinter dem Zaun das Terrain sehr steil abfiel, war eine düstere, unfruchtbare Stelle, von der es hieß, daß es dort spuke. Es standen dort hohe Rüstern, welche im Winde ein eigenes, knarrendes Gestöhn vernehmen ließen; viele Krähen nisteten auf ihnen, deren grelles Geschrei, verbunden mit der Einsamkeit und düstern Umschattung des Ortes, einen unheimlichen Eindruck hervorriefen. Hier fand mich der Großpapa auf der Erde liegend, das Gesicht tief im Gras verborgen, herzbrechend schluchzend. Ach! ich war keine Spartanerin, wenigstens nicht, als ich mich allein glaubte: Fritz kam nach Pforta, es gab keine gemeinsamen Spiele mehr, keine Späßchen, keine Plauderstunden, keinen täglichen Austausch über gelesene Bücher, keine Märchen, keine Musik mehr, — es war trostlos!

Ich armes Lama fand mich vom Schicksal übel behandelt, verweigerte Nahrung zu mir zu nehmen, und legte mich in den Staub um zu sterben.

„Komm Lieschen“, sagte der Großpapa sanft, „steh' auf!“ Er trocknete meine Thränen, nahm mich an der Hand und ging schweigend mit mir dem Hause zu — das Schäfchen folgte, kläglich blökend. „Großpapa, Du wirst niemand etwas sagen“, brachte ich endlich flehend hervor. „Nein, sicher niemand“, erwiderte er fast feierlich und ich glaube auch nicht, daß er es gethan hat, er ist sicherlich über diesen leidenschaftlichen Schmerz, der sich zu verbergen suchte, etwas erschrocken gewesen. Er brachte mich in das Heiligthum seiner Studierstube und legte mich auf sein Sofa.

In allem Elend fühlte ich, daß es sehr ehrenvoll sei, auf Großpapas Sofa zu liegen, wenn es auch furchtbar stark, mir fast den Athem benehmend, nach Tabak roch. Später wurde ich zu Bett gelegt, es hieß, ich sei krank. Als Großpapa am Abend

kam, um mir gute Nacht zu sagen, nahm er meine beiden Hände und fing plötzlich an: „Denke dir, Lieschen, wir werden wohl dein Schäfchen schlachten müssen.“ „Großpapa, oh nein!“ rief ich entsetzt, plötzlich aus meiner Apathie erwachend. „Ja doch,“ erwiderte er, „das Schäfchen hat seit heute früh nichts mehr gefressen, wenn du nun krank werden willst, so stirbt es; da ist es besser wir schlachten es gleich.“ „Ich will aber nicht krank werden, Großpapa“, sagte ich eifrig. Als ich am andern Morgen sehr früh aufstand und meinem Schäfchen die Thüre seines Stalles öffnete, als es wonnetaumelnd auf mich zustürzte und mich vor Zärtlichkeit beinah umriß, als Großpapa und Alle über die komischen Sprünge von Herzen lachen mußten, da schien es mir, als ob das Leben doch noch einige Reize besäße, selbst — wenn Fritz nach Pforta kam.

II. Abtheilung.

In Pforta.

(1858—1864).

Friedrich Zöllner

Nach einer photographischen Aufnahme

Digitized by Google

Friedrich Nietzsche.

Nach einer photographischen Aufnahme im Frühjahr 1861.

STANFORD LIBRARY

Digitized by Google

I. Capitel.

Einrichtungen der Landesschule Pforta.

Bei Naumburg im freundlichen Thale,
Da liegt manch reizender Ort,
Der schönste doch aber von allen,
Das ist mir die Pforte dort.

Ich stand einst auf grünender Höhe,
Vergoldet vom sinkenden Strahl,
Da wurde mir plötzlich so wehe,
Als runter ich schaute in's Thal.

Es tönte ein lieblich Geläute
Und mahnte so sanft zur Ruh;
Die Wiese im grünenden Kleide
Deckt weißlicher Nebel still zu.

Die Sterne sie leuchten so helle,
Sie ziehen in goldener Bahn,
Wie himmlische Wächter von droben,
Und blicken so friedlich uns an.

Es herrscht eine heilige Stille,
Und Pforta liegt nebelumwallt,
Beleuchtet vom düsteren Scheine,
In geisterhafter Gestalt.

Ich kann ihn nun nie vergessen
Den Eindruck so wunderbar;
Es zieht mich an selbige Stätte,
Warum? das wird mir nicht klar.

Friedrich Nietzsche
(gedichtet Frühling 1858).

Der Rector C. Kirchner schreibt in einer Festschrift zum 21. Mai 1843 über die geschichtliche Entwickelung der Landesschule Pforta Folgendes:

„Die ehemalige Cisterzienser-Abtei Pforta (Monasterium S. Mariae de Porta oder in Porta, Coenobium Portense in den Diplomen und Urkunden genannt), im Jahre 1136 nach Christi gegründet, aufgehoben und sequestrirt vom Herzog Heinrich von Sachsen 1540, ward mit Willen und Zustimmen der Stände und mit Beibehaltung ihrer sämmtlichen Güter und Einkünfte mittels Patents am 21ten Mai 1543 zur fürstlichen Landesschule umgewandelt. Sie liegt an der großen Heerstraße von Erfurt nach Leipzig, zwischen Kösen und Naumburg, von jenem Ort ein halbe Stunde von diesem eine Stunde entfernt, mit der Front nach Westen gegen Kösen gewendet, in einem sehr anmuthigen und fruchtbarem Thale. Die zehn bis zwölf Fuß hohe, $2^1/_2$ Fuß dicke Mauer, welche den ganzen Ort im Viereck umfaßt und aus der früheren Klosterzeit stammt, schließt ein Areal von nah an 73 Morgen in sich, das theils mit Gebäuden und Höfen, theils mit Gärten und Wald besetzt ist. Mitten durch den Ort fließt von Westen nach Osten die kleine Saale, ein schon vor Gründung des Klosters im Jahre 1103 durch die Mönche zu St. Georgen in Naumburg, bei Kösen von der Saale abgeleiteter Mühlkanal, der hinter Pforta die Wiesen vom Pfortenwalde scheidet und nachdem er die Mühlen von Kösen, Pforta und Altenburg getrieben, hinter letzterem Orte wieder in die große Saale mündet. Er theilt die Pforte gewißermaßen in zwei Hälften, wovon die linke mit ihren meisten Gebäuden, mit ihren Höfen und Gärten mehr der Oekonomie, die rechte mehr der Schule und Kirche angehört."

Auf diesem großen Areal, innerhalb der alten Klostermauer, befindet sich nun außer den ausgedehnten Oekonomiegebäuden die schöne, alterthümliche Kirche, das Schulhaus mit den Kreuz-

gängen und sämmtlichen Einrichtungen für 180 Schüler zum Unterricht, Wohnen, Schlafen, Waschen, Essen, Trinken, Turnen, Spielen u. s. w.; sodann ein köstlicher Garten von enormer Ausdehnung, außerdem die Wohnungen der 12 Lehrer der Anstalt, in denen auch noch 20 weitere Schüler, Extraneer genannt, unter der besondern Leitung der einzelnen Lehrer, an den Vortheilen des Familienlebens theilnehmend, Pension und Unterkunft finden. Sogenannte Externen besitzt die Landesschule Pforta nicht, sie ist schon ihrer isolirten Lage wegen von vornherein zu einem ganz geschlossenen, nur für 200 Schüler eingerichteten Alumnat bestimmt.

Ueber die Ziele und Zwecke der Landesschule spricht sich Herr Rector Kirchner in der Festschrift 1843 folgendermaßen aus:

„Sie ist eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, in welcher eine bestimmte Anzahl von Zöglingen, innerhalb eines gesetzlich bestimmten Zeitraums (6 Jahre), für das höhere wissenschaftliche Leben, oder für den eigentlichen Gelehrtenberuf vorbereitet wird. Das Eigenthümliche der Pforta ist, daß sie einen in sich geschlossenen Schulstaat bildet, worin das Leben der Einzelnen in allen seinen Beziehungen völlig aufgeht. Sie werden der alma mater nicht blos zum Unterricht, wie auf einem städtischen Gymnasium, sondern auch zur Erziehung, nicht zur Geistesbildung allein, sondern auch zu ihrer sittlichen und Charakterbildung von ihren resp. Eltern, mit Uebertragung aller elterlichen Rechte, anvertraut und finden hier in der Totalität ihrer Ausbildung gewissermaßen noch mehr als ein zweites Vaterhaus, worin sie die wichtigsten Bildungsjahre, „vom reiferen Knabenalter an bis zum Uebergange auf die Universität", zubringen. Daher nehmen in der Regel alle Pförtner aus der Anstalt für das ganze Leben das bestimmte Gepräge einer gewissen kernhaften Tüchtigkeit mit, welches nicht aus einer willkürlichen Absichtlichkeit in ihrer Erziehung, sondern wie ganz von selbst mit innerer Nothwendigkeit aus dem männlichen, strengen und kräftigen Geist der Disciplin, aus dem frischen Zusammenleben des Cötus zu einem bestimmten würdigen Zweck, aus dem von aller Berührung mit städtischen Zerstreuungen geschiedenen Ernst der klassischen und diesen verwandten Studien, und aus der Methode dieser Studien selbst hervorgeht; ein Gepräge, auf das

sie mit Recht stolz sind, da es ein mit innerm Kampf und Anstrengung selbsterworbenes ist. Mit Unrecht pflegt man daher den Werth der Pforta hauptsächlich nur nach ihren wissenschaftlichen Leistungen zu beurtheilen. Daß ihre Zöglinge ganze Menschen werden, daß sie an Gehorsam gegen das Gesetz und den Willen der Vorgesetzten, an strenge und pünktliche Pflichterfüllung, an Selbstbeherrschung, an ernstes Arbeiten, an frische Selbstthätigkeit aus eigener Wahl und Liebe zur Sache, an Gründlichkeit und Methode in den Studien, an Regel in der Zeiteintheilung, an sichern Tact und selbstbewußte Festigkeit im Umgange mit ihres Gleichen gewöhnt werden, dies sind Früchte der hiesigen Disciplin und Erziehung, welche den guten Pförtner mit lebenslänglicher Pietät für die alma mater erfüllen und für das praktische Leben gewiß nicht minder wichtig sind als die Schätze des Wissens. Dies zu bewirken, ist aber auch der schwerere Theil der Aufgabe für die hiesigen Lehrer, welcher viele Umsicht, entschiedenen Willen und die größte Hingebung erfordert."

Mein Bruder wurde am 9. October 1858 nach einer Prüfung aufgenommen, kam aber nach Unter-Tertia in die zweite Abtheilung, also ein halbes Jahr zurück. Bei den hohen Ansprüchen, welche die Anstalt an die Kenntnisse der Knaben stellte, hatte sich der Brauch ausgebildet, Schüler anderer Gymnasien, auch wenn sie recht gut waren, einfach eine Ordnung oder Klasse tiefer zu setzen. Ueberhaupt fand man es besser und richtiger, die Schüler, wenn es das Alter irgend erlaubte, die ganze Anstalt von Anfang an durchmachen zu lassen, weil man da am sichersten sein konnte, daß Unterricht und Wissen sich lückenlos dem Studienplan einfügten.

Mein Bruder beschreibt das Pförtner Leben im Sommer 1859 in seinem Tagebuch folgendermaßen:

„Ich will jetzt versuchen, ein Bild von dem ganz gewöhnlichen Leben in Pforta zu geben. Also — früh um 4 Uhr wird der Schlafsaal aufgeschlossen und von da an steht es einem Jeden frei aufzustehen. Aber um fünf Uhr (im Winter um 6) müssen Alle heraus; mit der gewöhnlichen Schulglocke wird geläutet, die Schlafsaalinspectoren rufen dröhnend: „Steht auf, steht auf, macht daß Ihr heraus kommt!" und bestrafen auch wohl die, welche sich nicht so leicht aus den Federn herausfinden

können. Dann ziehen sich Alle so schnell und leicht wie möglich an und eilen dann in die Waschstube, um noch einen Platz zu bekommen, bevor es zu voll wird. Zehn Minuten nach der kurzen Zeit des Aufstehens und Anziehens geht es wieder herauf in die Stuben, wo sich jeder ordentlich ankleidet. Fünf Minuten vor halb wird zum ersten Mal zum Gebet geläutet, und beim zweiten Male muß man in den Betsaal gehen. Hier halten, bevor der Lehrer kommt, die Inspectoren auf Ruhe, verbieten das Sprechen und animiren die Primaner, die gewöhnlich viel später kommen, sich zu setzen. Dann erscheint der Lehrer, mit dem ihn begleitenden Famulus, und die Inspectoren geben an, ob ihre Bänke vollzählig sind. Dann ertönt die Orgel und nach kurzem Vorspiel erklingt ein Morgenlied. Der Lehrer liest einen Abschnitt aus dem Neuen Testament, mitunter auch noch ein geistliches Lied, spricht das Vaterunser, und ein Schlußvers beschließt die Versammlung. Dann gehen Alle auf ihre Stuben, wo Kannen mit warmer Milch und Semmeln ihrer harren. Punkt sechs ertönt die Glocke zur Klasse (im Winter um 7). Jeder nimmt seine Bücher, geht dahin und bleibt bis 7 Uhr. Dann folgt eine Arbeitsstunde oder Repetirstunde, wie man sie nennt. Dann sind Lektionen bis 10, dann wieder Repetirstunde und endlich Klasse bis 12; beim Schluß jeder Lektion und Arbeitsstunde wird geläutet. Punkt 12 trägt man schnell seine Bücher auf die Stube und eilt dann auf den Kreuzgang. Dort stellt man sich tischweise auf, so daß zwölf je zu zweien hintereinander stehen, und die Inspectoren gebieten Ruhe. Sobald der Lehrer im Coenakel ist, marschirt der fünfzehnte Tisch zuerst herein und dann die übrigen. Alle Fehlenden werden angegeben. Dann spricht einer der Inspectoren folgendes Gebet: „Herr Gott, himmlischer Vater, segne uns und diese Deine milden Gaben, die wir jetzt durch Deine Güte zu uns nehmen, durch Jesum Christum. Amen."

„Hier fällt der ganze Coetus mit dem alten, lateinischen Gesange ein, den die Mönche schon zur Klosterzeit gesungen haben:

„Gloria tibi, trinitas,
aequalis una deitas
et ante omne saeculum
et nunc et in perpetuum".

„Dann setzt sich Alles und die Mahlzeit beginnt. Der Speisezettel für die Woche ist folgendermaßen:

Montag: Suppe, Fleisch und Gemüse, Obst.

Dienstag: Suppe, Fleisch und Gemüse, Butterbrod.

Mittwoch: Suppe, Fleisch und Gemüse, Obst.

Donnerstag: Suppe, Rindfleisch und Gemüse, Nierenbraten und Salat.

Freitag: Suppe, Schweinebraten und Gemüse, Butterbrod.
oder: Suppe, Klöße und Schweinebraten, Obst.
oder: Suppe, Linsen, Bratwurst und Butterbrod.

Sonnabend: Suppe, Fleisch und Gemüse, Obst.

„Jeder bekommt bei jeder Mahlzeit ein Zwölftel Brod. Die Mahlzeit wird mit Gebet geschlossen.

„Gleich nach Tische trägt man Brod und Serviette des Tischoberen in die Stube desselben und eilt in den Schulgarten. Vor 1/22 Uhr darf keiner in den Stuben erscheinen, was die Wocheninspectoren streng bestrafen. Zuerst sieht man nun nach, ob nicht eine Kiste oder ein Brief da ist, die der Pfortenbote täglich bringt, oder man holt sich Obst für sein Taschengeld bei einer Obstfrau. Dann schiebt man im Schulgarten Kegel oder geht spazieren; im Sommer wird auch viel Ball geschlagen. 3/42 läutet es zur Klasse, und in fünf Minuten muß man darin sein. Die Lektionen dauern nun bis 10 Minuten vor 4, dann ist gleich Vesper, wo man Semmel mit Butter, Obst oder Pflaumenmus erhält. Darauf hält der Oberer eine Lesestunde, wo griechische, lateinische oder mathematische Dokimastika geschrieben werden. Um 5 Uhr ist eine kleine Pause, worauf dann die Repetirstunden bis 7 Uhr dauern. Dann ist Abendessen, das sich im Allgemeinen wie das Mittagessen vollzieht. Der Speisezettel für die Woche ist folgender:

Montag und Freitag: Suppe, Butterbrod und Käse.

Dienstag und Sonnabend: Suppe, Kartoffeln, Hering und Butter.

Mittwoch: Suppe, Wurst, Kartoffelmus oder saure Gurken.

Donnerstag: Suppe, Eierkuchen, Pflaumensauce, Butterbrod.

Sonntag: Suppe, Milchreis, Butterbrod — oder Heringssalat, Wurst, Butterbrod — oder Eier, Salat, Butterbrod.

„Dann können wir wieder in den Schulgarten bis ½9 Uhr gehen. Darauf ist Abendgebet, und um 9 Uhr wird zu Bett gegangen. Alle Obergesellen, denen doch durch die Lesestunde eine Stunde verloren geht, bleiben noch bis 10 Uhr auf. So ist der gewöhnliche Tageslauf in Pforta.

„Der Sonntag im Sommer wird folgendermaßen verlebt: Früh um sechs wird aufgestanden, um ¾7 ist Gebet. Darauf im Schulgarten frei bis 8 Uhr. Dann aber ist Repetirstunde, welche das Läuten zur Kirche endigt. Man stellt sich in dem Kreuzgange auf und zieht in die Kirche, wo der Hebdomadar die Inspektion hat. Darauf ist bis 12 Uhr wieder frei, in den Schulgarten zu gehen und ebenso nach der Mahlzeit, (die aus Suppe, Fricassée, Braten, Compott und Salat besteht), bis zur Betstunde, die ½2 ihren Anfang nimmt. Bis 3 Uhr muß man wieder arbeiten, bis 4 Uhr kann man in den Schulgarten gehen, aber gleich nach dem Vesper beginnt der ersehnte Spaziergang bis 6 Uhr. Die Zeit bis 7 Uhr füllt eine Arbeitsstunde aus. Dann schließt der Tag wie gewöhnlich mit Essen, Freizeit im Schulgarten und Gebet."

Sonntags und Festtags wurde den Schülern auch ein bestimmtes Quantum Wein verabreicht, der aus den der Landesschule im Saalthal gehörigen Weinbergen gewonnen wurde. Ich glaube er war sehr sauer, wenigstens stammt von diesem Pförtner-Wein, der im Allgemeinen als „Naumburger" bezeichnet wurde, die große Abneigung meines Bruders gegen dieses Getränk. Sonst ist der Naumburger Wein viel besser als sein Ruf.

II. Capitel.

Die ersten Schuljahre in Pforta.

Weihnachten.

O Tag so schön, o Tag so mild,
So wonnevoll, so wunderbar,
So frei und lustig wie der Aar,
Und wie der Quell, der dem Gefild
Von Blümlein zart umrankt, entquillt,
So sonnenhell, so frisch und klar!

Mein Herz jauchzt auf, wenn es dich schaut,
Und schwingt sich gleich der Lerch' empor.
Mir ist's als hört' ich Harfenchor,
Der mir in ahnungsvollem Laut
Manch süß Geheimniß anvertraut,
Und voll Entzücken lauscht mein Ohr!

Friedrich Nietzsche
(vor den ersten Weihnachtsferien in Pforta 1858 gedichtet).

Ich glaube, mein Bruder hat sich in den ersten Jahren in Pforta nicht allzu glücklich gefühlt, obgleich er sich äußerlich recht schnell in die neue Ordnung fügte. Aber es wurde ihm schwer sich anzuschließen, und die alten Freunde Wilhelm und Gustav in Naumburg konnten für lange Zeit durch Niemand ersetzt werden. So hatte er Niemand, mit dem er sich aussprechen konnte, denn auch ich, die kleine Schwester, fehlte; in den wenigen

Stunden des sonntäglichen Spazierganges war keine Gelegenheit zu einem vertraulichen Gespräch.

Er empfand die feste Gliederung der ganzen Verhältnisse etwas beengend und drückend. Jedenfalls erschwert sie einem Knaben, der sich nicht leicht anschließt, einen gleichgestimmten Freund zu finden. Jede Stube der Anstalt hat zwölf bis sechszehn Bewohner und theilt sich wiederum in drei bis vier Tische; an jedem derselben ist ein Oberer oder Obergeselle (Primaner) ein Mittlerer (Ober- oder Untersekundaner) und zwei Untere (Tertianer). Die Jüngeren sind dem Obergesellen zur sittlichen und wissenschaftlichen Beaufsichtigung übergeben und werden von ihm in der sogenannten Lesestunde von 4—5 Nachmittags zur grammatischen Fertigkeit in den alten Sprachen, zur Uebung im lateinischen Stil und der lateinischen Verskunst angeleitet. Außerdem hat jeder Schüler einen der Lehrer der Anstalt als Tutor, an den er sich in allen inneren und äußeren Angelegenheiten zu wenden hat.

Meines Bruders Obere und Mittlere sind immer sehr freundlich zu ihm gewesen, fanden ihn aber doch für seine Jahre etwas zu ernsthaft und verschlossen. Zuweilen überraschte er sie durch irgend eine heroische Handlungsweise, die, ohne daß irgendwelche Prahlerei oder Vorbereitung vorausging, ganz plötzlich erfolgte. Ich erinnere mich, daß er seinem damaligen Obergesellen Krämer (der 1866 als Lieutenant in der Schlacht von Sadowa fiel) einen großen Schreck verursachte. Die jüngern Knaben sprachen von Mucius Scävola, und ein etwas weichlich gesinnter mochte wohl bemerkt haben: das wäre doch zu gräßlich und fast unmöglich, sich so ruhig die Hand abbrennen zu lassen. „Warum?“ fragt Fritz ruhig, nimmt ein Bündelchen Zündhölzchen, zündet sie auf der flachen Hand an und streckt sie, ohne zu zucken, geradeaus. Die Knaben waren starr vor Erstaunen und Bewunderung. Plötzlich entdeckt der Obergeselle den Vorgang, springt hinzu und schlägt ihm die Zündhölzchen aus der Hand, die schon ziemliche Brandwunden davon getragen hatte. Die Geschichte wurde vertuscht, da sich der Oberer gewissermaßen dem Tutor und unserer Mutter gegenüber verantwortlich fühlte, indessen vertraute er sie mir an und meinte: ich solle doch Fritz bitten, daß er nicht wieder solche schrecklichen Sachen mache.

Aber die Brennerei muß Fritz doch recht fascinirt haben, denn später hat er sie mit Siegellack, wenn auch nur im kleinen Maßstabe wiederholt, wovon er zeitlebens eine Narbe behalten hat.

Mein Bruder litt, obgleich er es sich äußerlich wenig merken ließ, unaussprechlich am Heimweh. Im November 1858 schickte er mir folgendes Gedicht, sich selbst und auch mir zum Troste, die ich über die Trennung so sehr bekümmert war:

Abschied.

Und muß ich denn nun scheiden,
So sei fein still, mein Herz!
Die Lieben all' zu meiden,
Das macht mir doch viel Schmerz.
  Daß ich sie nicht mehr sehe,
  Wie thut mir's doch so wehe!
Sei doch fein still, mein Herz!

Wenn Seelen treu verbunden
Sich scheiden, ist viel Leid.
So oft ich denk' der Stunden,
Der schönen, gold'nen Zeit,
  Da bluten meine Wunden,
  Ich kann nicht mehr gesunden
Vor tiefer Traurigkeit.

Und doch ein Trost ist blieben,
Der strahlt so hell, so licht:
Wenn sich zwei Seelen lieben,
So trennt die Fern' sie nicht.
  Kein Unglück, keine Leiden
  Vermögen uns zu scheiden!
O holde Zuversicht!

So kurz auch das sonntägliche Zusammensein mit uns war, so freute sich Fritz doch die ganze Woche darauf. Zwischen Naumburg und Pforta, ungefähr 20 Minuten von letzterem entfernt, liegt das Dorf Altenburg, nach dem Volksausdruck Almrich genannt, das ein Vergnügungslokal mit wunderschöner

Aussicht in's Saalthal besitzt. Dorthin kam Mama und ich Sonntag Nachmittag, damit wir während der kurzen nur zweistündigen Freizeit mit Fritz möglichst lang zusammen sein konnten. Dann und wann begleiteten uns auch die Freunde Wilhelm und Gustav. Aber zum richtigen Genuß des Beieinanderseins kamen wir Alle nur in den Ferien, welche von Fritz auch auf das Heißeste ersehnt wurden. Da die Schüler in Pforta oft sehr weit zu ihren Eltern zu reisen hatten, so begannen die Ferien schon früh um 5 Uhr. Das ist im Winter etwas zeitig am Tage, und es war uns Allen ebenso rührend als ergötzlich, als Fritz zu den ersten Weihnachtsferien schon früh um 6 Uhr in dunkler Nacht anlangte. Er konnte nicht früh genug in die geliebte Heimath kommen.

Es soll hier ein Stückchen Tagebuch meines Bruders aus dem August 1859 folgen, welches erhalten geblieben ist und ziemlich treu die Gesammtstimmung der ersten Jahre in Pforta wiederspiegelt. Es beginnt nach den ersten großen Ferien in erneutem Abschiedsschmerz und damit verbundenem Heimweh. Offenbar hatte sein Tutor, Professor Buddensieg, alle Veranlassung gehabt die Zurückgekehrten mit Trost und gutem Rath zu stärken.

„Pforta, den 6. August 1859.

„Wider das Heimweh (nach Professor Buddensieg):

1) Wenn wir etwas Tüchtiges lernen wollen, können wir nicht immer zu Hause bleiben.
2) Das wollen die lieben Eltern nicht; wir fügen uns deshalb in den Willen der Eltern.
3) Unsere Lieben sind in Gottes Hand, wir sind immer von ihren Gedanken begleitet.
4) Wenn wir tüchtig arbeiten, so vergehen traurige Gedanken.
5) Hilft das Alles nichts, so bete zu Gott dem Herren.

„Als heute Abend Professor Steinhart unserer Abiturienten gedachte, erwähnte er auch die drohende Kriegsgefahr, die beinah Alle vor der gesetzlichen Zeit aus unserm Kreise und aus ihrer Karriere gerissen hätte. Sie hatten sich aber nur in Naumburg stellen müssen und deshalb sechs Tage ihrer Ferien eingebüßt.

„Als ich in Jena war, erfuhr ich die telegraphische Depesche vom Schluß des Friedens. Es war dennoch keine rechte Friedens-

freude; man fürchtet, der Löwe zieht sich zurück, um Kraft zu neuem Anlauf zu fassen.

„Wir haben heute wieder frei gebadet, das Wasser war ungewöhnlich flach, man konnte weit und breit über die Saale gehen, auch war es ungemein warm.

„Die Schwimmprobe habe ich noch nicht gemacht, ich fürchte mich immer vor Blamage.

7. August.

„Heute ist der erste Sonntag, den ich wieder in Pforta verlebe, aber merkwürdig, die wahre Sonntagsweihe fehlt mir.

„Ich gehe heute nach Almrich, wo die Mama mit Lisbeth sein wird, es ist dies eigentlich nur Aufenthalt der Primaner, aber wenn die Eltern der jüngeren Schüler hinkommen, so dürfen sie es diesen auch nicht verwehren, dorthin zu kommen. Die Andern pflegen nach Kösen zu gehen, gewöhnlich zu Hämmerling in die Conditorei. Indessen giebt es doch auch Viele, die im Walde ihre Sonntagserquickung finden.

„Mein Obergeselle Krämer kommt gewöhnlich mit nach Almrich und besucht die Mama. Er ist ein sehr liebenswürdiger Charakter, der mich von allen Primanern am meisten anspricht. Ich hatte mich vor seinem Weggang in die Hundstagsferien in sein Stammbuch geschrieben und von ihm für immer Abschied genommen, aber nun ist er doch wieder da.

„Mein Geburtstag ist nun in wenigen Monaten, ich bin mir aber noch nicht einig, was ich mir wünschen werde, entweder Gaudy's und Kleist's Werke oder Tristram Shandy.

„Krämer konnte nicht mit nach Almrich kommen, ich ging deshalb allein hin. Ich fand dort die liebe Mama mit Lisbeth, Onkel Oskar, Baron v. B. und später kamen noch mehrere Naumburger Primaner hinzu. Als ich ein falsches Gerücht über die Naumburger Abturienten, mit denen es unsicher stehe, angab, äußerte einer: die Pförtner haben auch nichts Anderes, über das sie sprechen können; und in ähnlicher Weise stichelten sie fortwährend auf Pforta. Ich habe zu Allem geschwiegen; auch Schweigen ist eine Antwort, und sie sollten doch sehen, daß ich in Pforta schweigen gelernt hatte.

8. August.

„Heute giebt es mehrere Repetitionen, deshalb ist es ein schlimmer Tag. Erstens eine Geschichtsrepetition vom peloponesischen Krieg bis Alexander, zweitens eine in griechischer Grammatik und drittens eine Geographierepetition über alle Theile der Erde, außer Europa und Australien. Glück zu! —

„Die Geschichtsrepetition ging glücklich vorüber oder kam vielmehr gar nicht dran, denn es wurde über Alexander's Zug dictirt. Wenn es doch auch mit dem Uebrigen so ginge! —

„Um 2 Uhr. Es ist uns auch so gegangen. Welche Freude! Es ist nämlich eine sehr lobenswerthe Einrichtung in Pforta, daß, wenn die Hitze über 24 Grad steigt, die Nachmittagslektionen ausfallen und der ganze Cötus baden geht, was man in der Alumnensprache Communschwemme nennt. Solch' ein Fall ist heute. Es ist drückend heiß, man kann es im Schulgarten nicht aushalten. Wir haben von 2—4 Repetirstunde und um 5 gehen wir baden. Welche Wonne, sich heute in den Fluthen abzukühlen! —

„Es ist wohl im Augenblick angenehmer, wenn man Ostern recipirt wird, aber bei weitem erfolgreicher ist es doch zu Michaeli. Wenn uns auch nicht die Frühlingsnatur entgegenlacht; wenn man sogar lange nicht so viel Freiheiten wie im Sommer besitzt, so kann man doch wieder im Winter mehr arbeiten; und späterhin, wenn jene Zeit wiederkehrt, wenn alles prangt und blüht, erschließen sich Einem dadurch, daß man kein Novize mehr ist, viele Annehmlichkeiten. Wenn ich allein der vielen Vorrechte der Alten vor den Novizen beim Kegelschieben und in der Klasse gedenke, so wünschte ich schon deshalb, Michaeli aufgenommen zu werden.

„Ich habe beschlossen, mir Tristram Shandy's Leben und Meinungen selbst zu kaufen und Don Quixote mir zum Geburtstage zu wünschen. Ich hoffe in einigen Wochen das nöthige Geld, 20 Silbergroschen, zu besitzen.

10. August.

„Ich muß noch Einiges über den gestrigen Tag nachtragen. Es wurde wieder ungemein warm und dennoch keine Commun-

schwemme, auch nicht einmal baden wurde gegangen. In den Nachmittagslektionen war es ungemein schwül. Endlich um $\frac{1}{2}$6 Uhr hatte sich der ganze Himmel mit Wolken bezogen. Bald rollte dumpfer Donner dahin, bald leuchteten grelle Blitze, bald strömte eine Regenfluth zur Erde hernieder. Dies Gewitter zog sich, wenn auch ziemlich schwach, noch lange Zeit hin. Auch nach Tische, in der Schulgarten-Freizeit regnete es, so daß Alle im Schulhause bleiben mußten. Aber so ungemüthlich wie an dem Abend war es mir nach den Hundstagen noch nicht gewesen. Ich sehnte mich nach Naumburg und nach meinen Freunden, mit denen ich mich in solchen Stunden angenehm unterhalten konnte, und hier hatte ich Niemand. Das ganze Schulhaus kam mir so öde, so traurig vor, und das Düster, das sich überall verbreitete, ließ mir nur glückliche Bilder aus den Ferien vor den Augen erscheinen. O Weihnachten, o Weihnachten, wie weit, wie weit!

„Es ist heute Morgen bedeutend kühler als alle Tage vorher. Der Himmel sieht regnerisch aus, mir ist wieder nicht sehr gemüthlich; ich freue mich auf den Sonntag, aber die Woche vergeht so ungemein langsam. Es ist wahr, trübes Wetter weckt trübe Gedanken, düsterer Himmel macht die Seele düster, und weint der Himmel, so vergießt auch mein Auge Thränen. Ach in meiner Seele erwacht das bittere Gefühl des Herbstes. Ich kann mich noch eines Tages aus vorigem Jahre erinnern, wie ich noch in Naumburg war. Ich ging da allein vor dem Marienthor spazieren, der Wind strich über die kahlen Stoppelfelder, die Blätter fielen gelb zu Boden, und mich durchdrang es so schmerzlich: Der blühende Lenz, der glühende Sommer, sie sind dahin! Auf immer dahin! Bald wird der weiße Schnee die sterbende Natur begraben!

„Das Laub fällt von den Bäumen,
Der wilden Winde Raub;
Das Leben mit seinen Träumen
Vergeht zu Asche und Staub.

11. August.

„Auch heute hat die Sonne noch nicht die Nebel- und Wolkenhüllen durchbrochen; es ist heute Studientag, der nach

dem alten Gebrauch, eine Stunde länger schlafen zu können, Ausschlafetag genannt wird. Da sind nun von Morgens 7 bis 12 Uhr Mittags Repetirstunden, von 2 bis 5 wiederum und 5 bis 7 Schulgarten frei. Solche Tage eignen sich vorzüglich zu längeren Privatarbeiten. Die Lesestunden fallen an solchen Tagen aus.

„Es ist eigenthümlich, wie rege die Phantasie im Traume ist; ich, der ich zuweilen des Nachts die Gummibänder abzulegen vergesse, träumte, daß 2 Schlangen sich um meine Beine schlängelten. Sofort greife ich der einen an den Kopf, wache auf und merke, daß ich ein Strumpfband in der Hand habe.

„Ich habe gestern ein kleines Gedicht gemacht, indem ich durch Sehnsucht nach der Heimath veranlaßt wurde, darüber nachzudenken, wie es wohl Einem zu Muthe sein würde, der keine Heimath hat.

Ohne Heimath.

Flüchtige Rosse tragen
Mich ohne Furcht und Zagen
Durch die weite Fern'.
Und wer mich sieht, der kennt mich,
Und wer mich kennt, der nennt mich:
Den heimathlosen Herrn.
Heidideldi!
  Verlaß mich nie!
  Mein Glück, du heller Stern!

Niemand darf es wagen,
Mich darnach zu fragen,
Wo meine Heimath sei.
Ich bin wohl nie gebunden
An Raum und flüchtge Stunden,
Bin wie der Aar so frei!
Heidideldi!
  Verlaß mich nie!
  Mein Glück, du holder Mai!

Daß ich einst soll sterben,
Küssen muß den herben
Tod, das glaub ich kaum.
Zum Grabe soll ich sinken
Und nimmermehr dann trinken
Des Lebens duftgen Schaum?
Heidideldi!
Verlaß mich nie!
Mein Glück, du bunter Traum.

13. August.

„Nun ist der zweite Sonnabend da; schon mehr als eine ganze Woche habe ich hier verlebt — aber die Zeit kommt mir wie eine Ewigkeit vor. Die Woche des Professor Steinhart ist vorüber: damit ist eine der angenehmsten Zeiten vorüber gegangen, besonders für die Primaner.

„Unsere Abiturienten arbeiten sehr viel, da sie in nächster Woche zu schreiben anfangen. Ich wünsche ihnen recht viel Glück zu diesem wichtigen Unternehmen.

„Endlich habe ich auch vorgestern die Schwimmprobe bestanden, da heute Schwimmfahrt sein soll, und ich so sehr wünschte sie mitzumachen. Auf dem Rückweg mußte ich doch bedeutend kämpfen, aber es ging doch.

„Heute Morgen erhob sich ein heftiges Gewitter mit gewaltigen Regengüssen, wodurch die Schwimmfahrt vereitelt wurde.

„In der vorletzten Stunde, wo wir bei Herrn Doctor Becker Lektion hatten, wurde zum Schluß derselben heftig gelärmt und getrampelt. Der Herr Doctor war wüthend darüber und forderte die Uebelthäter auf, sich bis 10 Uhr zu melden. Da aber Niemand kam, hatte er Einzelne aus der Klasse zu sich bestellt und sie darüber ausgefragt. Er hat aber fast gar nichts erfahren. Wir haben aber für den Nachmittag um 6 Uhr eine Versammlung sämmtlicher Alten angesetzt. Es sind hierbei drei Fälle möglich:

1) „Daß nämlich die ganze Klasse die Strafe auf sich nimmt, wenn Alles über die Urheber des Lärmes verborgen geblieben ist. Da Letzteres aber leider nicht der Fall ist, und durch jenen Streich die ganze Klasse in schlechten Ruf kommt, so geht es nicht.

Liebe Mamma!

Endlich habe ich wieder einmal Zeit, Dir auf deinen lieben Brief zu antworten. Ich habe auch heute etwas zu erzählen, was Dich interessieren wird, nämlich den Verlauf unserer Schillerfeier. Mittwoch, den 9ten Nov. war Ausschlafetag wie gewöhnlich; aber nach Mittag um 4 Uhr fand ein großartiger Aktus statt, zu dem schon lange Zeit vorher Vorbereitungen getroffen waren. Zuerst gingen um ½ Vier alle Pförtner Damen u. Lehrer, dann der ganze Cötus und um 4 alle Naumburger, die

so zahlreich wie noch nie, ankamen, in den Turnsaal, der festlich ausgeschmückt war. Zuerst wurden nun von den Primanern die Piccolomini gelesen; die Rolle des Wallenstein hatte Hr. Prof. Koberstein für sich behalten; er las sie ganz vorzüglich. Darauf wurde die Glocke, von Romberg componirt aufgeführt und zwar mit Klavier- und Violinenbegleitung. Es gelang ganz vorzüglich und alles war sehr ernst besonders bei dem Feuerchor, bei „Freiheit und Gleichheit hört man schallen usw. (Ich bin jetzt seit einiger Zeit mit im Damenchor und hatte mit die Freude, die Glocke mit einüben zu

kommen.) Am andern Tage war wieder Aus-
schlaftag und bis ½ 10 Uhr Arbeitsstunden;
darauf war ein neuer Actus im Turnsaal
der mit dem Chor „Frisch auf Kameraden"
begann. Darauf folgten eigene Gedichte eini-
ger Primaner über Momente in Schillers Le-
ben. Herzog und v. Kösing sangen dann mit
Klavierbegleitung „Vor seinem Löwengarten"
und „Ach, aus dieses Thales Gründen" und
Hr. Prof. Koberstein bestieg das Katheder.
Er hielt eine ausgezeichnete Rede worin er be-
sonders hervorhob, daß es ein hoffnungsvolles
Zeichen für Deutschlands Zukunft sei daß die
Geburtstage ihrer großen Männer immer

[illegible] wollte wurden. die Deutsch-
[illegible] den Zwischenakt, zu
[illegible] — Darauf war Sup.
[illegible], und
[illegible] ich besuchte die Bank
[illegible]
[illegible] Ball, wir andern
[illegible] im Tanzsaal. — Das ist doch
[illegible] recht hübsche Spiel-Uhr,
[illegible] wurden nach Haus
[illegible] gefällt mir sehr und es
[illegible] schöner Zeit
[illegible]
[illegible] ihren Brief:
[illegible] Pokal! —

2) „Würden die Uebelthäter von Anderen angezeigt, so wäre es für jeden Schüler sehr unangenehm und entehrend. Außerdem würden große Irrungen und Streitigkeiten daraus entstehen.

„So bliebe also nur der dritte Fall, daß sich nämlich die Unruhstifter selbst anzeigen, wodurch die Allgemeinehre der Klasse gerettet, die Strafe milder und die Verzeihung der Lehrer leichter sein wird. Die Sache kann dann als kindische Unbedachtsamkeit ausgelegt werden, sonst aber, wenn die ganze Klasse die Strafe auf sich nimmt, als ein Zeichen von heftigem Oppositionsgeist in der Klasse!! —

„Die Verhandlungen wurden bei der Kegelbahn geführt. Es hatten sich ziemlich viele versammelt, und das Resultat war, daß neun sich entweder freiwillig meldeten oder durch Zeugen überstimmt wurden. Nach dem Abendessen wurde die Synode fortgesetzt, so daß sich am Ende 15 bei Professor Becker gemeldet haben. Ich fürchte, daß aber alles Dies zu spät geschah, da von jenem der Rector und Professor Buchbinder schon in Kenntniß gesetzt worden sind.

14. August.

„Es ist nun heute schon der zweite Sonntag, daß ich wieder in Pforta bin. Ich werde Nachmittags mit Braunes nach Almrich gehen.

„Ich habe in der letzten Zeit mehrererlei gelesen. So hat mich zweierlei von Ludwig Rellstab ganz hingerissen durch die furchtbare Spannung und prachtvolle Schilderung. Das letztere: Am Orinoko, das die Gefahren in den Urwäldern Amerikas schilderte, war geradezu abspannend. Auch die Werke von Gaudy ziehen mich sehr an, besonders der wahrhaft südliche, gluthathmende Römerzug. Diese farbigen Gemälde geistvoller Bemerkungen schlingen sich wie Epheu um die morschen Säulen und Hallen der Melancholie. Von seinen Gedichten ziehen mich die Kaiserlieder besonders an, die, obwohl sie einen Gegenstand des Hasses verewigen und zu den Sternen erheben, sich dennoch zu den besten Verherrlichungs-Gedichten verstorbener Helden rechnen. Man bewundert besonders den Schwung und die Gluth in den Gesängen der „Trauerweiden".

15. August.

„Ich traf die Mama, den Onkel und Lisbeth in Almrich. Es war recht hübsch. Die Mama wird leider schon in 4 Wochen verreisen, ich habe deshalb meine Geburtstagswünsche nach Naumburg geschickt. Sie sind folgende: Don Quixote, Kleist's Werke, Poesiebuch, Platen's Biographie, Kuchen, Nüsse, Weintrauben. Der Milde und Wohlthätigkeit werden natürlich keine Schranken gesetzt.

„In Betreff unserer Klassenangelegenheit hielt heute Morgen Doctor Becker Ansprache und Aufforderung sich zu melden. Er schien sehr betrübt zu sein. Der, welcher vor der Klasse die Andern angetrieben hat, ist nun offenbar, er hat sich freiwillig gemeldet. Die ganze Sache kommt Sonnabend vor die Synode und kann ernstliche Folgen haben.

„Wenn man das Schulleben näher betrachtet, so ist es eine beständig fortlaufende Handlung, die trotzdem, daß alle Ereignisse wiederkehren, viel Interesse hat. Besonders sind die mannigfachen Episoden wichtig. Man sagt gewöhnlich: Schuljahre sind schwere Jahre; ja es sind auch Jahre, die für das ganze Leben sehr folgenschwer sind, aber es sind auch solche, die der Jugend sehr schwer fallen, weil sich der frische Geist in enge Schranken schließen muß. Aber auch für solche, denen die Jahre schwer fallen, sind es oft recht leere Jahre. Deshalb kommt es nun sehr auf eine gute Benutzung derselben an. Die Hauptregel ist, daß man sich in allen Wissenschaften, Künsten, Fähigkeiten gleichmäßig ausbildet und zwar so, daß Körper und Geist Hand in Hand gehen. Man muß sich sehr vor Einseitigkeit das Studiums hüten. Man muß alle Schriftsteller aus mehreren Ursachen lesen; nicht nur der Grammatik, der Syntax und des Stils halber, nein auch des geschichtlichen Inhalts, der geistigen Anschauung wegen. Ja man sollte auch die Lektüre griechischer und lateinischer Dichter mit deutschen Klassikern zugleich studieren und ihre Anschauungsweise miteinander vergleichen. So soll auch Geschichte nur mit Geographie vereint getrieben werden, Mathematik mit Physik und Musik; dann wachsen herrliche Früchte auf dem Baum der Wahrheit, von einem Geist beseelt, von einer Sonne beleuchtet.

17. August.

„Heute ist endlich die lang erwartete Schwimmfahrt. Ich bin sehr auf den Ausgang gespannt.

„Wir haben jetzt in der Geschichte den Zug Alexander's des Großen. Dieser Heros zieht mich außerordentlich an; man könnte Theile aus seinem Leben zu vortrefflichen Tragödien benutzen. Ich will nur die Verschwörung des Philotas erwähnen. Dieser junge Mann ist einer der Wenigen, die Alexander ihre Herzensmeinung sagen, offen und wahr, mit Festigkeit des Charakters. Die Soldaten fürchten ihn, weil er streng ist und nicht leidet, daß jene asiatische Ueppigkeit, die der König selbst eingeführt hat, unter den Soldaten überhand nähme. Sein Stolz erträgt nicht, daß Perser gleichen Rang mit den Macedoniern haben; er geräth mit Alexander, dem Sohn des Jupiter, dem Herrscher von Asien, dem täglich Altäre lodern, kriechende Schmeichler unendlichen Weihrauch zollen, in Wortwechsel. Alexander wird ihm feindlich, Philotas aber, durch die Ermordung des Klitus angereizt, geräth in heftigen Zorn, läßt unvorsichtige Worte fallen und sein Leben ist verwirkt. Um den beunruhigenden Gedanken zu entgehen, sendet Alexander Meuchelmörder nach Ecbatana, um Parmenion zu ermorden. Babylon, Babylon, du bringst Rache! Er muß auch sterben!

18. August.

„Die Schwimmfahrt fand gestern wirklich statt. Es war ganz famos, wie wir, in Reihen abgetheilt, unter lustiger Musik aus dem Thore marschirten. Wir hatten alle rothe Schwimmmützen auf, was einen sehr hübschen Anblick gewährte. Wir kleinen Schwimmer waren aber sehr überrascht, als wir sahen, daß die Schwimmfahrt eine weite Strecke noch die Saale hinunter ihren Anfang hatte, worüber wir alle etwas kleinmüthig wurden. Als wir aber die großen Schwimmer kommen sahen und die Musik hörten, vergaßen wir unsere Angst und sprangen in den Fluß; es wurde nun in derselben Ordnung geschwommen, wie wir ausmarschirt waren. Ueberhaupt ging alles recht gut; ich half mir so gut ich konnte, obgleich ich nirgends Grund hatte. Auch das auf dem Rücken schwimmen benutzte ich öfters. Als wir

endlich anlangten empfingen wir unsere Kleidungsstücke, die in einem Kahn hinterdrein gefahren waren, kleideten uns schnell an und marschirten in gleicher Ordnung nach Pforta zurück. Es war wirklich wunderhübsch!

19. August.

„Gestern kam der Herr Rector Peter in die Klasse und hielt uns eine große Strafrede der Trampelei wegen. Er sagte unter anderm: „Habt Ihr denn ganz vergessen, wer Ihr seid und wie großen Dank Ihr der Anstalt und ihren Lehrern schuldig seid? Ihr solltet uns durch Gehorsam und Folgsamkeit erfreuen, und Ihr kränkt uns durch ein solches Betragen? Das ist aber ein sehr schlechtes Zeichen für die Klasse; die Schuld fällt nicht allein auf die unmittelbar Betheiligten, sondern überhaupt auf den bösen Geist der Klasse." Dann ließ er noch sehr bedenkliche Worte über strenge Strafen und dergleichen fallen.

„Ich war gestern Abend bei Professor Corssen, mit sechs Andern. Es war wieder wie gewöhnlich sehr lustig und interessant Es ist mir stets ein sehr großes Vergnügen, dorthin zu gehen.

„Heute ist wieder Ausschlafetag oder Studientag, und es ist mir sehr angenehm, daß ich etwas Ordentliches zu thun habe. Wir müssen nämlich heute Abend eine deutsche Arbeit abgeben. Ich bin hier in Pforta im Deutschen etwas zurückgekommen. In Naumburg hatten wir schon Abhandlungen und Charakterschilderungen, und hier müssen wir Geschichten zu Sprichwörtern ersinnen u. s. w.

„Unsere Abiturienten haben morgen noch das mathematische Dokimastikon zu schaffen, dann sind sie ganz fertig und erwarten das mündliche Examen. Ich hoffe, daß Alle durchkommen werden.

„Obwohl mir das holde Bild der Ferien fast aus den Augen entschwunden ist, so ist mir doch diese Woche recht schnell vergangen.

Was lebet, muß vergehen;
Die Rose muß verwehen,
Willst du sie einstmals sehen,
In Wonne auferstehen!

20. August.

„Endlich ist der für unsere Klasse so verhängnißvolle Sonnabend herangekommen; ich bin auf den Erfolg sehr gespannt.

„Ich hatte gestern Abend plötzlich eine so ungewöhnliche Reiselust, und zwar zu einer Reise ohne Geld. Mir kommt es nämlich so vor, als wenn man bei Befriedigung aller Bedürfnisse lange nicht so interessant lebe, als wenn man nur seinem guten Glück vertraut und nicht für den andern Tag sorgt. Daß man für unvorhergesehene Fälle Etwas bei sich hat, ist natürlich. Ich möchte eigentlich sehr gern die Michaelistage zu solcher Partie benutzen. Ich dächte, es müßte sehr viel Amüsement gewähren. So in den Tag hineinzuwandern, Unterkommen bei dem Ersten Besten finden, ein paar Abenteuer erleben, ist doch ganz famos!

„Wir sind gestern wieder baden gewesen, die Saale war kühl und etwas gestiegen. Ich habe den Schwertsprung mehreremale versucht und auch so ziemlich gelernt.

„In Gaudy's wandernden Schneidergesellen ist doch ein köstlicher Humor. Wie fein ist Italien in allen seinen Schwächen, wie vorzüglich das materielle Berliner Kind charakterisirt.

„Herr Professor Buddensieg sagte uns heute Einiges über die hebräische Poesie. Sie besteht in dem Parallelismus der Gedankenglieder und bedient sich mitunter des Reimes. Er führte uns als Muster den achten Psalm auf.

„Ich schreibe jetzt fast gar keine Gedichte mehr, und die Wenigen sind gewöhnlich etwas gewöhnlich. So habe ich in Pforta das Mailied gemacht, Die Maisonne, Im Wald, Der Schwan, Heimkehr I und II, In der Ferne und endlich Ohne Heimath. Allerdings für die lange Zeit sehr wenig. Ich will aber vielleicht wieder einmal einführen, täglich eins zu schreiben, die dann auch in diesem Buche ihren Platz finden werden. Wann wird aber die poetische Ader so ergiebig sein? Das ist ein sehr unangenehmer Gedanke.

21. August.

„Unsere Klassenmissethäter sind im Ganzen milde bestraft, der Rädelsführer ist heruntergesetzt und mit Carene bestraft; seine dritte Strafe theilt er mit Allen; sie haben nämlich eine Stunde von ihrem Spaziergang verloren.

„Gestern Abend sind zwei Untere auf einer Bank von einem Inspector beim Rauchen gefaßt und auf der Inspectionsstube angezeigt; es ist einer darunter, der schon neulich betheiligt war; ein anderer hat ein Zeichen gegeben, und auch dieser ist gefaßt. Es ist der Anführer jener Trampelei.

„Ich bin seit gestern nun wirklich im Chor, worüber ich mich sehr freue; ich singe nun mit in der Kirche, kann die Sängerfeste mitmachen und genieße nun alle Vor- und Nachtheile eines Choristen.

„Ich habe heute im Don Quixote gelesen, und er zieht mich sehr an. Dennoch trage ich Bedenken ihn mir zum Geburtstage zu wünschen.

„Es ist sehr zweifelhaftes Wetter, was mir besonders des Bergtags halber sehr unangenehm ist. Nun, Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

„Da die Mama verreist ist, so bin ich nicht nach Almrich gegangen, sondern in den Wald. Wir holten uns erst etwas Obst und erzählten uns dann gegenseitig ganz angenehm. Ich bin übrigens auf die Idee gekommen, die Michaelistage zu einer Partie zu verwenden, und zwar so: Ich bestelle Wilhelm den ersten Ferientag früh von Naumburg nach Pforta und gehe mit ihm dann auf die Katze, wir genießen hier einen Kunitzer Eierkuchen und machen uns dann wieder auf den Weg über die Rudelsburg und Saaleck und kehren dann am Nachmittag wieder zurück. Es ist wirklich ein sehr hübscher Gedanke, ich werde ihn Wilhelm mittheilen. Ich habe so nach den Ferien noch gar nicht an ihn geschrieben.

22. August.

„Nun, Hoffnung ließ auch nicht zu Schanden werden, wir haben einen sehr hübschen Bergtag erlebt, den ich auch näher beschreiben will. — Als ich den Morgen aufstand, schaute ich sogleich nach dem Himmel. Der sah nun allerdings ziemlich gefährlich aus, denn viele dicke Wolken umhüllten den Horizont. Darauf war gewöhnlicher Studientag bis 12 Uhr. Als aber der Himmel heller wurde, kleidete sich ein jeder gut an, und man versammelte sich um 2 Uhr auf dem Fürstenplatz, und zwar stubenweise. Nach abgehaltener Visitation ging dann der Zug,

Musik und Sänger voran, vor die Front des Schulhauses. Hier wurde unter Begleitung der Instrumente das Berglied gesungen, und dann marschirt Alles, mit der Schulfahne voran, den Berg hinauf. Auf dem weiten Plateau des Knabenbergs angekommen, wird Halt gemacht. Hier hat nun Conditor Furcht aus Naumburg sein Zelt aufgeschlagen und findet einen ungeheuren Absatz; besonders der Schaumkuchen verschwindet im Nu. Wir lagerten uns dicht an dem Wald und amüsirten uns über das Amüsement der Unteren am Bergtag. Da meldete mir endlich einer, daß die Mama mit Lisbeth da sei. Das war nun wunderhübsch! Erst tranken wir zusammen Kaffee mit Kuchen und unterhielten uns dann. Inzwischen hatte der Tanz begonnen, und es wurde viel getanzt, da ziemlich viel Damen da waren, während sie am letzten Bergtag ein tüchtiger Regen abgehalten hatte. Dann trat der Chor zusammen und sang sehr hübsche Lieder wie: „Das Abendlied“, „Hoch Deutschland hoch“ und „Ade, du liebes Waldesgrün“. Darauf wurde wieder bis $^1/_2 7$ getanzt. Da war endlich das Ende der Lust da, und wir marschirten, nachdem ich herzlich gedankt und Abschied genommen hatte, klassenweise wieder in das Schulgebäude. Bis in den Primanergarten dauerte der Festmarsch, und dann ging Alles auseinander. Die Mittleren hatten den Abend noch auf dem Tanzsaal Ball.

„Ich muß noch einen Zug des Bergtages erwähnen: wenn nämlich auf dem Rückweg Pforta gerade unter uns liegt, stellen sich die Klassen untereinander auf, und der Präfekt bringt erst dem König ein „Lebehoch“, dann dem Prinzen von Preußen, dann den zukünftigen Abiturienten, darauf der Alma mater mit Lehrern und endlich dem gesammten Cötus. 4, 5, 6 Lebehochs ertönten dem Letzteren — da rief endlich Professor Buchbinder lachend: Nun, wie lange wollt ihr denn leben?!

23. August.

„Heute ist man von dem gestrigen Tag noch etwas abgemattet, denn solche Freude und Lust nimmt immer etwas mit; aber die schöne Erinnerung bleibt doch. — Der Herbst erinnert mich immer an meine zukünftige Stellung in der Welt; denn die Jugend soll dann auch Früchte tragen — aber es ist mir ein schrecklicher Gedanke, dann nur zu genießen, was einstige

Mühe heimgebracht. Meine Seele muß im ewigen Frühling stehen, denn wenn erst die rosige Blüthezeit vorüber ist, dann ist auch mein Leben vorüber. Wie schwer wird es mir, den irdischen Frühling zu missen, aber um wie viel bitterer würde jenes sein."

24. August.

„Ich habe gestern wieder einmal die Räuber gelesen, es wird mir dabei jedesmal ganz eigenthümlich zu Muthe. Die Charaktere sind mir fast übermenschlich, man glaubt einen Titanenkampf gegen Religion und Tugend zu sehen, bei dem aber doch die himmlische Allgewalt einen endlos tragischen Sieg erringt. Furchtbar ist zuletzt die Verzweiflung des unendlichen Sünders, die durch die Worte des Paters grausenerregend vermehrt wird. Mir ist nichts Neues aufgefallen, als daß Schiller an einer Stelle auf ein Jugendgedicht von sich selbst hinweist:

Dritter Act. Zweite Scene.

„Schwarz: Wie herrlich die Sonne dort untergeht!
„Moor: So stirbt ein Held! — Anbetungswürdig!

— — — — — — — — — —

„Moor: Da ich noch ein Bube war, war's mein Lieblingsgedanke, wie sie zu leben, zu sterben wie sie!

„Man vergleiche hiermit das Gedicht:

Die Sonne hat vollendet gleich dem Helden u. s. w.

„Man sieht auch hierin, daß Schiller in dem Karl Moor viele seiner Entwürfe, seiner Ideen verwebt hat. Heute war Gustav-Adolf-Fest in der Buchenhalle. Wir, der Chor, konnten gleich nach Tisch fortgehen und versammelten uns an der Saline in der Davison-Halle. So ungefähr um 3 kamen wir in die Buchenhalle. Es ist ein wunderschöner Platz im Walde, nach Art eines Amphitheaters mit Bänken versehen. Der Chor und die Musikkapelle nahmen den höchsten Platz ein, unten war ein Altar und eine Kanzel errichtet und mit Blumen sehr feierlich verziert. Zuerst wurde: „Ach bleib' mit Deiner Gnade" gesungen, dann las Professor Buddensieg die Liturgie, wir aber sangen noch einige Motetten. Darauf bestieg Diakonus Linker aus Eckardtsberga die Kanzel und hielt eine sehr schöne, geistvolle Predigt. Dann schloß die Feierlichkeit mit mehreren Gesangstücken.

Es war ungemein belebt, fast alle Badegäste aus Kösen waren da. Um 1/2 5 waren wir wieder in Pforta und gingen dann gleich baden. Die Saale war wunderschön erwärmt, und wir blieben auch ziemlich lange Zeit darin. Ich habe wieder öfters den Schwertsprung versucht. Wenn ich doch übrigens bald wieder einen Brief von der Mama bekäme, ich weiß gar nicht, wie ihnen der Bergtag bekommen ist! Nun morgen Donnerstag!

25. August.

„Heute Nachmittag beginnen die großen Geographierepetitionen, zuerst mit Asien. Das ist nun eine üble Sache, ich wünsche es wäre schon vorüber. Vor der Geographie habe ich überhaupt immer etwas Furcht. —

„Alles ist recht gut vorüber gegangen, ich bin in der Geographie dran und gut durchgekommen.

„Wilhelm hat mir geschrieben, er geht auf meinen Plan ein und will sogar lieber eine längere Fußreise machen.

In dem Tertianergedicht Heimkehr habe ich 2a bekommen. Da ich heute nichts weiter zu erzählen habe, so will ich es einfügen:

Heimkehr.

Das war ein Tag der Schmerzen,
Als ich einst Abschied nahm;
Noch bänger war's dem Herzen,
Als ich nun wiederkam.
Der ganzen Wand'rung Hoffen
Vernichtet mit einem Schlag!
O unglückselige Stunde
O unheilvoller Tag!

Ich habe viel geweinet
Auf meines Vaters Grab
Und manche bittre Thräne
Fiel auf die Gruft herab.
Mir ward so öd' und traurig
Im theuren Vaterhaus,
So daß ich oft bin gangen
Zum düstern Wald hinaus.

In seinen Schattenräumen
Vergaß ich allen Schmerz;
Es kam in stillen Träumen
Der Friede in mein Herz.
Der Jugend Blüthenwonne,
Rosen und Lerchenschlag
Erschien mir, wenn ich schlummernd
Im Schatten der Eichen lag.

26. August.

„Heute Nachmittag stieg die Hitze wieder auf 24 Grad. Die Lektionen fielen aus, und wir gingen alle baden, das Wasser war wunderschön.

„In meinem lateinischen Dokimastikon habe ich 2a, wir haben heute auch ein mathematisches geschrieben und bin ich auf den Erfolg sehr gespannt. Ich habe Alles heraus, ob aber Alles richtig ist, ist eine andere Frage.

„Die zweite Abtheilung des gestrigen Gedichtes folge:

Heimweh.

Das milde Abendläuten
Hallet über das Feld.
Das will mir recht bedeuten,
Daß doch auf dieser Welt
Heimath und Heimathslust
Wohl keiner je gefunden:
Der Erde kaum entwunden,
Kehrn wir zur Erde zurück.

Wenn so die Glocken hallen,
Geht es mir durch den Sinn,
Daß wir noch alle wallen
Zur ew'gen Heimath hin.
Glücklich, wer allezeit
Der Erde sich entringet,
Und Heimathslieder singet
Von seiner Seligkeit.

27. August.

„Ich habe jetzt die Litteraturgeschichte von Kletke gelesen, und hat mich vorzüglich das Leben Jean Paul's angezogen. Die Bruchstücke seiner Werke, die ich gelesen habe, ziehen mich ungemein durch die blühende, überschwängliche Schilderung, die zarten Gedanken und den satirischen Witz an. Ich glaube, Jean Paul wird einmal bei reiferen Jahren mein Lieblingsschriftsteller werden.

5. September.

„Ich will heute etwas von meinen letzten Erlebnissen in Pforta nachholen. Den Sonntag, den 3. September hatte ich mich mit Krämer von Tische bis 8 Uhr losgemacht. Es war sehr hübsch und gemüthlich in Naumburg, besonders für Krämer, der sein Examen glücklich bestanden hat. Es sind alle bis auf den Extraneer N . . . . . . durchgekommen. Vorigen Sonnabend war die Entscheidung, und Krämer erzählte, wie es allen durch Mark und Bein gegangen wäre und alle sonstige Freude vertrieben hätte. Um $^1/_2$2 Uhr gingen dann alle Abiturienten in den Speisesaal, in den Jeder zwei Andere mit sich nahm. Ich kam auch zu dieser Ehre. Hier wurden unter anderm die berühmten Abiturienten-Klöße gegessen.

„Montag war „Extraneersatz". Es gab da zur Vesper 2 Gläser Wein und ein tüchtiges Stück Kuchen. Auch alle Extraneer waren im Cönakel, eine Ehre die ihnen nur hiebei und bei den Abiturientenklößen zu Theil wird.

„Mittwoch reisen unsere Abiturienten ab, bis dahin sind sie erlex, d. h. von allen Fesseln der Schulordnung entbunden. Sie führen da ein ganz gemüthliches Leben. Wenn sie abgefahren sind, machen wir Sänger eine Partie auf die Rudelsburg, worauf ich mich sehr freue.

11. September.

„Wir hatten Mittwoch der Abiturienten wegen Ausschlafetag. Um 9 Uhr war Actus im Betsaal, in dem alle in kurzen Worten von der Schule Abschied nahmen. Ich glaube, nie ist die Stimmung im Cötus ernster als an diesem Tag.

„Da sieht man keine lachenden Mienen, denn ein jeder hat unter den Allen wenigstens einen, dem er mehr zugethan ist. Um 1 Uhr erscheinen die zwei vierspännigen Extraposten mit zwei Vorreitern. Die Postillone waren alle mit ihren hohen Stiefeln und bunten Uniformen bekleidet, sie ergötzten Alle durch ihr gutes Blasen und ihre schlechten Witze. Endlich erschienen die Abiturienten, die bei ihren Tutoren gespeist und Abschied genommen hatten. Sie waren alle sehr erregt; Alles drängte sich um sie herum, die Meisten sagten: Lebt wohl, Freunde! die Näherstehenden nahmen durch Küsse und Umarmungen, die Andern durch Händedruck Abschied. Es war ein sehr ergreifender Augenblick. Vielen standen Thränen in den Augen, wie die Abgehenden noch den Cötus leben ließen und dann fortfuhren. Auch Professor Buddensieg war durch den Fortgang seines Famulus tief bewegt, er hatte viel geweint. —

„Um 3 Uhr machte der Sängerchor einen Spaziergang auf die Rudelsburg, der Weg und der Himmel war wunderschön, und der Blick von der Rudelsburg in das Thal ganz bezaubernd. Mir konnte in dieser Umgebung gar keine Langeweile ankommen, so sehr auch Einige darüber klagten. Wir sangen ziemlich viel vor der Menge von Fremden. Um $^1/_2$7 begaben wir uns wieder zurück. Da eine große Anzahl von Damen mit zurückging, wurde noch wunderhübsch gesungen. Herr Professor Korssen war ungemein lustig und ergötzte Alle durch seine furchtbar schreiende Stimme und seine Witze. Wir kamen erst um $^3/_4$8 zurück, zum Aerger aller Andern, die unterdessen im Kreuzgang von 7 Uhr gewartet hatten.

„Meinen Tristram Shandy habe ich bekommen, ich lese jetzt den ersten Band und lese ihn immer wieder vom neuen. Zuerst verstand ich das Meiste nicht, ja es gereute mich, ihn gekauft zu haben. Jetzt aber zieht er mich ungemein an, ich notire mir alle frappanten Gedanken; mir ist eine so allseitige Kenntniß der Wissenschaften, eine solche Zergliederung des Herzens noch gar nicht vorgekommen. —

25. October.

„Ich befinde mich jetzt in ganz anderer Lage als damals, wo ich das Vorhergehende geschrieben habe. Damals grünte

und blühte noch der Spätsommer — jetzt o weh — ist Spätherbst. Damals war ich Unter-Tertianer, jetzt bin ich eine Stufe vorgerückt. Damals war Mama und Lisbeth noch in Naumburg, jetzt sind sie schon seit den Michaelisexkursionstagen in G. u. s. w.

„Ich habe meinen Geburtstag verlebt und bin älter geworden — die Zeit vergeht wie die Rose des Frühlings, und die Lust wie der Schaum des Baches.

„Mich hat jetzt ein ungemeiner Drang nach Erkenntniß, nach universeller Bildung ergriffen; Humboldt hat diese Richtung in mir angeregt. Wenn sie doch so beständig wie meine Zuneigung zur Poesie wäre! —

„Ich habe von der frühesten Kindheit an Steckenpferde gehabt; das erste waren die Blumen und Pflanzen, die Hülle der Erde. Das habe ich indessen nur durch Tradition gehört. —

„Dann kam die Liebe zur Baukunst (natürlich hauptsächlich auf Baukasten gegründet), die ich in allen Formen ausgebildet habe. Noch sehr klein, erinnere ich mich, während der Kirchzeit in Röcken, eine kleine Kapelle gebaut zu haben. Später wurden prachtvolle Tempel mit mehreren Säulenreihen, hohe Thürme mit gewundenen Treppen, Bergwerke mit unterirdischen Seeen und innerer Beleuchtung gebaut und endlich Burgen, die zugleich mit meiner dritten Liebe zum Kriegswesen (durch den großen, russischen Krieg angeregt) zusammenhingen. Zuerst wurden Belagerungsmaschinen erdacht, (ich habe ein Büchlein über Kriegslisten geschrieben), Bücher über Militär- und Seewesen angeschafft, große Pläne zur Ausrüstung eines Schiffes gemacht, zahlreiche Schlachten und Belagerungen vollzogen, und dies alles war eigentlich nur Mittel zu einem großen Zweck; zu einer großen Völkerschlacht, die aber in den Rüstungen dazu endete. Die Liebe zum Soldatenwesen zeigte sich auch schon im Anfertigen eines großen militärischen General-Lexikons, aber dies alles nahm ein Ende mit dem Untergang von Sebastopol. Aber ein sogenanntes théâtre des arts führte mich auf's Bühnenwesen; wir versuchten selbst etwas zu dichten und aufzuführen, zuerst: Die Götter im Olymp. Zugleich begann bei mir die Neigung zur Poesie (schon im neunten Jahre). Kleine Versuche wiederholten sich jährlich. Im elften Jahr trat die Neigung zur Kirchenmusik und endlich zur eignen Komposition auf; auch die Liebe zur

Malerei stammt aus früherer Zeit, hervorgerufen durch die jährliche Gemäldeausstellung. — Diese Neigungen folgen nicht unmittelbar auf einander, sondern sind in einander verwoben, daß es unmöglich ist, Anfang und Ende zu bestimmen. Nun kommen noch spätere Neigungen, zur Litteratur, Geologie, Mythologie, Deutschen Sprache (althochdeutsch) hinzu, so daß folgende Gruppen entstehen:

1. Naturgenuß: a) Geologie, b) Botanik, c) Himmelskunde.
2. Kunstgenuß: a) Musik, b) Poesie, c) Malerei, d) Theater.
3. Nachahmungen des Handelns und Treibens: a) Kriegswesen, b) Baukunst, c) Seewesen.
4. Lieblingsneigung in den Wissenschaften: a) guter lateinischer Stil, b) Mythologie, c) Litteratur, d) deutsche Sprache.
5. Innerer Trieb zu universeller Bildung umfaßt alles Andere und fügt vieles Neue hinzu:
   A. Sprachen: a) Hebräisch, b) Griechisch, c) Lateinisch, d) Deutsch, e) Englisch, f) Französisch ꝛc.
   B. Künste: a) Mathematik, b) Musik, c) Poesie, d) Malerei, e) Plastik, f) Chemie, g) Architectur ꝛc.
   C. Nachahmungen: a) Militär-Wissenschaft, b) See-Wissenschaft, c) Kenntniß der verschiedenen Gewerbe ꝛc.
   D. Wissenschaften: a) Geographie, b) Geschichte, c) Litteratur, d) Geologie, e) Naturgeschichte, f) Alterthum ꝛc.

und über alles Religion, die Grundveste alles Wissens!

Groß ist das Gebiet des Wissens, unendlich das Forschen nach Wahrheit!"

Hier schließt das Tagebuch; es mag, wie schon erwähnt, nur aus dem Gefühl der Vereinsamung und des Heimwehs entstanden sein, welches nach den großen Ferien besonders stark hervorbrach. Immerhin kennzeichnen sich in den darin beschriebenen Zuständen, Erlebnissen und Stimmungen die drei ersten Jahre seines Aufenthaltes in Pforta, als seine zärtlichsten Freundschaftsempfindungen und eigensten wissenschaftlichen und künstlerischen Triebe sich noch voller Sehnsucht nach Mittheilung nach Naumburg wandten. Folgende Briefe geben davon Kunde:

Pforta Mai 1859.

Lieber Wilhelm!

„Ich danke Dir noch viele Male für Deinen lieben Brief. Er hat mir viel Freude bereitet; wir sehen uns diesen Sonntag doch hoffentlich? Es gefällt mir jetzt eigentlich in Pforta; es ist im Sommer ein ganz anderes Leben, und bei so schönem Wetter ist Pforta ein recht netter Aufenthalt. Wir schieben hier sehr eifrig Kegel, gehen des Abends von $^1/_2$8—$^1/_4$9 im Schulgarten spazieren. Die Nachtigallen und Vögel singen, und ich wünsche immer, Du wärest mit da!

In der Ferne, in der Ferne
Leuchten meines Lebens Sterne;
Und mit wehmuthsvollen Blick
Schau ich auf mein einstig Glück,
Ach so gerne, ach so gerne,
Wonneschauernd oft zurück!
Wie auf Höhen Wandrer stehen
Und die Ferne übersehen
Und die blüthenreichen Auen,
Wo die himmlich süßen, lauen
Lüfte rauschen und still lauschen
Mit geheimnißvollem Grauen,
Also breiten selge Zeiten
Sich vor mir aus und geleiten
Meinen Geist weg von den Schranken
Kahler nichtiger Gedanken
Hin zu jenen ewgen Freuden. —
Charons Nachen seh' ich schwanken.
Mit der gold'nen Leier Saiten
Ruf' ich wieder, die versanken!
Und sie nahen und umfahen
Mich mit ihrem Zauberlichte.
Will sie fassen — sie verblassen
— Und ich muß sie sinken lassen —
Meine Hoffnung ist zu nichte!

„Schreibe mir recht bald wieder. Uebrigens ist diesen Sonntag kein Spaziergang wegen der Kommunion. Das ist recht schade.

Dein F. N."

Nostra semper manet amicitia!

Pforta Mai 1860.

Liebe Lisbeth!

„Ich schreibe Dir heute auch wieder einmal, meine liebe Lisbeth! Denn ich bin Dir noch aus vorigem Semester einen Brief schuldig. Wie geht es Dir denn jetzt? Wir haben uns recht lange nicht gesehen und gesprochen, seit den Ferien noch nicht, ja wir werden uns wahrscheinlich erst nächsten Sonntag sehen. Denn heute ist in Pforta Kommunion, und deshalb fällt der Spaziergang aus. Wir werden aber auf die Berge und Wälder von den Lehrern geführt, was man „Naturkneipen" zu nennen pflegt. Viel lieber wäre es mir freilich, wenn ich heute ein paar Stunden nach Naumburg gehen könnte!

„Sonnabend vor 8 Tagen gingen wir mit Herrn Dr. F. auf die Rudelsburg. Als Primus mußte ich auch besonders für die Unterhaltung sorgen. Als wir oben angelangt waren, sangen wir mancherlei und bestiegen dann auf dem Rückweg mehrere steile Höhen, wobei sich Herr Dr. F. sehr freute, wenn mehrere vor Mattigkeit kaum herauf kamen. Unser neuer Lehrer Herr Dr. H. ist immer noch nicht angelangt. Unsere Lektionen sind in voriger Woche deshalb vielfach verändert worden. — Pfingsten ist nun nicht mehr allzu ferne; wenn auch die Ferien sehr kurz sind, es ist doch besser als gar keine, wir wollen sie schon ordentlich genießen. Kommst Du denn denn die Hundstage mit zum Onkel Edmund? Das wäre doch sehr hübsch. Auf jeden Fall bleibe ich aber bis zum 10. Juli, Deinem Geburtstag, noch in Naumburg; ich bin ja sonst gar nicht zu Hause und da ist es doch am allerschönsten. — In Betreff meines Trauerspiels, (die Verschwörung des Philotas) ist sehr wenig zu Stande gekommen, ein paar Proben von einigen Scenen in Reimen folgen hier.

a) 1. Soldat: Ich habe die verwünschte Flucht nun satt,
Bin an allen Gliedern steif und matt
Und kann kaum mehr die Beine tragen.
Nun soll mir mal einer sagen:
Wo soll das denn eigentlich hinaus?
2. Soldat: Mit der Frage bleib mir zu Haus!
Man sagt, für's große Perserreich.
Das wäre im Grunde mir furchtbar gleich.
Wenn's nicht meine eigene Rettung gält',
Ich lebte längst von fremdem Geld,
In lauter Herrlichkeit und Freuden.
1. Soldat: Kamerad, laß Dich bedeuten!
Da sind wir im Grunde rechte Thoren,
Haben uns das schlimmste Theil erkoren;
Hatten wir in der Heimath nicht viel mehr,
Als hier unter Darius Heer?
Und konnte es wohl was Schönres geben,
Als bei Alexander zu leben,
Wo klein die Gefahr, groß der Genuß,
Alles überhaupt im Ueberfluß.
u. s. w.

b) Narbazanes:
Wir haben ihn doch zu weit gebracht.
Nun ist's aus! Nun Krone gute Nacht!
Bessus: Wer wird auch gleich den Muth verlieren?
Wollen's doch erst beim Heer probieren,
Und das ist bald herumgewandt.
Denn die Treue ist kein so festes Band,
Daß Gut und Geld und große Versprechen
Sie nicht noch — das glaub' mir — vor Abend brechen.
Narb.: Laßt uns aber vorsichtig verfahren!
Man kann nicht traun den griechischen Schaaren
Und besonders nicht Patron dem rohen Bauer,
Wenn ich den seh' überläuft mich ein Schauer.
An dem geht unsre Verschwörung zu nichte,
Der weiß, das glaub' mir, die ganze Geschichte.
u. s. w.

„Nun habe ich an Dich noch die Bitte, daß Du die Mama bewegst, mir ja morgen Vorhemdchen und Stahlfedern zu senden, da ich beides nothwendig brauche. Nun lebe recht wohl! Schreib mir auch bald einmal! Denke oft

an Deinen Dich liebenden Bruder

F. W. Nietzsche.

Die gleiche Stimmung, wie sie Tagebuch und Briefe ausdrücken, wird ungefähr bis Ostern 1861, wo er confirmirt wurde, vielleicht auch noch etwas länger angedauert haben. Aus dem Sommer dieses Jahres sind noch folgende Aphorismen erhalten:

„Ideen. (Sommer 1861.)

a) „Endlos ist das Forschen nach Wahrheit.

b) „Krieg erzeugt die Armuth und Armuth den Frieden.

c) „So oft ein Mensch laut gegen Religion spricht, vermuthe man dreist, daß nicht seine Vernunft, sondern daß seine Leidenschaft Gewalt über seinen Lehrglauben gewann. Sündlicher Wandel und reiner Glaube sind unverträgliche, unruhige Nachbarn, und sondern sie sich von einander ab, so geschieht es gewiß nur, um nicht von einander belästigt zu werden.

d) „Wenn ein Mensch in irgend einem besonderen Falle zu euch sagt — dieses und jenes vertrage sich nicht mit seinem Gewissen, — so glaube nur immerhin, er meine damit nichts mehr als: dieses und jenes vertrage sich nicht mit seinem Magen — ein derzeitiger Mangel an Appetit ist gewöhnlich die wahre Ursache von dem Einen und dem Andern.

e) „Die Ernsthaftigkeit ist ein geheimthuendes Benehmen des Körpers, um die Mängel der Seele zu verdecken.

f) „Eine Unze Mutterwitz ist mehr werth als eine Schiffslast des Witzes anderer Leute.

g) „Der Mutterwitz muß aus der Seele eines Jeden und nicht aus der eines Andern hervorgehen.

h) „Das Wissen ist gleichwie der Stoff in's Unendliche theilbar, und die Scrupel und Grane sind davon eben so viel Theile als das Schwergewicht der ganzen Welt.

„Die Grundlage eines Staates ist die Religion. Sittenverfall hat eine allmähliche Erschlaffung zur Folge.

„Es giebt zwei Arten von Revolutionen; die erstere ist die Gährung des neuen Weines, das Zeichen eines noch nicht geordneten Volksthums, die zweite ist die unausbleibliche Folge des Sittenverfalls.

„Je cultivirter und gebildeter ein Staat äußerlich ist, um so näher ist er seinem Ende.“

III. Capitel.

Die Gründung der litterarischen Vereinigung Germania.

Motto: Die besten Entdeckungen über die Cultur macht der Mensch in sich selbst, wenn er darin zwei heterogene Mächte waltend findet. Gesetzt, es lebe Einer ebensosehr in der Liebe zur bildenden Kunst oder zur Musik, als er vom Geiste der Wissenschaft fortgerissen wird, und er sehe es als unmöglich an, diesen Widerspruch durch Vernichtung der einen und vollen Entfesselung der andern Macht aufzuheben: so bleibt ihm nur übrig, ein so großes Gebäude der Cultur aus sich zu gestalten, daß jene beiden Mächte, wenn auch an verschiednen Enden desselben, in ihm wohnen können, während zwischen ihnen versöhnende Mittelmächte, mit überwiegender Kraft, um nöthigenfalls den ausbrechenden Streit zu schlichten, ihre Herberge haben.

(Menschliches, Allzumenschliches I.)

Immer blieb Fritz mit den Freunden Wilhelm und Gustav im innigen Verkehr; Briefe, Gedichte, Kompositionen wanderten zwischen Naumburg und Pforta hin und her und knüpften das geistige Band immer fester. Es war im Sommer 1860, als mein Bruder bei einem Spaziergang an den Ufern der Saale den Gedanken faßte, diesen geistigen Verkehr in feste Formen zu bringen und eine Vereinigung zu litterarischen und künstlerischen Bestrebungen zu begründen. Der Plan wurde während einer Reise zuerst Wilhelm mitgetheilt und dann von den beiden Freunden mit Entzücken aufgenommen, da sie schon eine ähnliche Sehnsucht empfunden hatten. Natürlich mußte die Begründung an einem ungewöhnlichen Ort mit ungewöhnlicher Feierlichkeit stattfinden, und nach mancherlei Ueberlegungen führten die 15—16jährigen Jünglinge ihren Plan am 25. Juli 1860 in

der gehobensten Stimmung aus. Sie kauften sich für 75 Pfennig eine Flasche Naumburger Rothwein und zogen ernst und würdig nach der eine Stunde von Naumburg entfernten Ruine Schönburg hinaus, erklommen dort auf höchst gebrechlichen Leitern die Zinne des Wartthurms, von dem man eine köstliche Aussicht auf das malerische Saalthal hat und besprachen sich dort oben, dem Dunstkreis der Niederungen weit entrückt, über ihre höchsten Bildungsabsichten.

Mein Bruder gedenkt später in den Reden „Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten“ dieses Erlebnisses mit folgenden Worten:

„Wir beschlossen damals eine kleine Vereinigung von wenigen Kameraden zu stiften, mit der Absicht, für unsere produktiven Absichten in Kunst und Litteratur eine feste und verpflichtende Organisation zu finden, d. h. schlichter ausgedrückt: es mußte sich ein Jeder von uns verbindlich machen, von Monat zu Monat ein eigenes Produkt, sei es eine Dichtung oder eine Abhandlung oder ein architektonischer Entwurf oder eine musikalische Produktion, einzusenden, über welches Produkt nun ein Jeder den Anderen mit der unbegrenzten Offenheit freundschaftlicher Kritik zu richten befugt war. So glaubten wir unsere Bildungstriebe durch gegenseitiges Ueberwachen ebenso zu reizen als im Zaume zu halten: und wirklich war auch der Erfolg der Art, daß wir immer eine dankbare, ja feierliche Empfindung für jenen Moment und jenen Ort zurückbehalten mußten, die uns jene Gedanken eingegeben hatten.“

Zum Schluß beschworen die Jünglinge den Bund ihrer Freundschaft und geistigen Gemeinschaft, tauften die Vereinigung „Germania“ und schleuderten die leere Flasche in die Tiefe.

Bis Neujahr 1862, also ein und ein halbes Jahr hat die Vereinigung wohl hauptsächlich nur Gedichte und Kompositionen hervorgebracht; die monatlichen Einzahlungen wurden zum Halten der „Zeitschrift für Musik“ verwandt. Aber bei der Zusammenkunft in den Weihnachtsferien fanden die Jünglinge doch, daß ihre Produktionen zu einseitig waren, daß sie sich auch andern Gebieten zuwenden, mehr neue Bücher anschaffen und dazu ihren monatlichen Beitrag erhöhen müßten. Das Wintervierteljahr von Weihnachten bis Ostern zeichnete sich durch eine lebhafte

Thätigkeit aus. In den Osterferien wurde dann eine feierliche Synode abgehalten, die Statuten revidirt und die besten Entschlüsse für die Zukunft gefaßt.

Ueber diese Synode am 16. April 1862 und den folgenden Zeitraum bis Juni 1863, besitze ich als urkundliche Quelle die Chronik der „Germania". Ich gestatte mir, die Statuten und einige Auszüge ganz wörtlich, auch in der Orthographie u. s. w., zu bringen:

„Am 25. Juli des Jahres 1860 stifteten die Unterzeichneten auf der Schönburg eine Vereinigung, der sie den Namen Germania gaben. Sie sollte vorzüglich zu einer größeren Ausbildung der Mitglieder in den Künsten und Wissenschaften beitragen. Zu diesem Ende wurden folgende Statuten festgesetzt:

Statuten.

§ 1. Im Laufe jedes Monats wird von Wilhelm P., Friedrich Nietzsche und Gustav K. eine Arbeit geliefert. Jedem steht es frei, eine musikalische Komposition, ein Gedicht oder eine Abhandlung zu liefern. Jeder ist jedoch verpflichtet, im Jahr mindestens 6 Abhandlungen anzufertigen, unter denen 2 Zeitgeschichte oder Zeitfragen behandeln müssen.

§ 2. In einer Chronik der Germania werden die Einsendungen der Mitglieder kritisirt. Es wird hierzu ein Chronist für jedes Vierteljahr bestimmt. Diese Chronik wird auf den vierteljährlichen Versammlungen vorgelesen und gilt für eine Monatslieferung.

§ 3. Monatlich wird ein Beitrag von 5 Silbergroschen an die Vereinskasse entrichtet. Dieses Geld wird verwendet:

das eine Halbjahr zu Musikalien (besorgt durch K), das andere zu Büchern (besorgt durch P).

Ueber die Beiträge jedes einzelnen wird besondere Rechnung geführt.

§ 4. Vorschläge zur Anschaffung von Werken werden in folgender Reihe gemacht: Musikalien K, Bücher P, Musikalien N, Bücher K 2c.

Ein Werk kann nur bei völliger Uebereinstimmung angeschafft werden. Wer etwas vorschlägt, erhält es nach Auflösung der Germania als Besitzthum.

§ 5. a) Sollte jemand zu seinem Ankauf mehr als 3 Thaler gebrauchen, so wird von seinem nächsten Ankauf das Mehr abgezogen.

b) Wenn der jährliche Beitrag nicht völlig verwendet wird, so wird der Rest zu dem Betrage des Halbjahres, wo derselbe wieder Vorschläge zu machen hat, hinzugeschlagen.

§ 6. Die Kasse und die Bibliothek verwaltet K. und besorgt nach Wunsch eines einzelnen die Versendung.

§ 7. Vierteljährlich findet eine Versammlung statt. Hierbei hält jedes Mitglied einen Vortrag, der als Lieferung für den Monat gilt, in welchem die Versammlung gehalten wird. Jeder Vortrag muß aus einem anderen Gebiete entnommen sein. Die Vertheilung der Fächer wird durch Beschluß bestimmt. Auf diesen Versammlungen muß ferner jeder über ein Thema, das ihm gestellt wird, einen freien Vortrag halten.

gegeben Naumburg 25. Juli 1860,
revidirt Naumburg 16. April 1862.

W. P. G. K. F. W. Nietzsche.

Der nun folgende erste Chronistenbericht von Gustav K. ist von besonderem Interesse, da er deutlich zeigt, wie inzwischen die beiden Musikalischen der Vereinigung Germania, Gustav und Fritz, leidenschaftliche Wagnerianer geworden waren. Wie feierlich hatte sich mein Bruder noch 1858 allein für die klassische Musik ausgesprochen; er selbst fügt aber diesen Bemerkungen schon sehr bedeutsame Fragezeichen mit der Jahreszahl 1860 hinzu — es war also inzwischen der große Umschwung eingetreten. Bei der Begründung der Germania im Juli 1860 wurde der Entschluß gefaßt, „die Zeitschrift für Musik“ zu halten, die damals wohl das einzige Blatt war, welches für Wagner und seine Werke mit aller Kraft eintrat. Mein Bruder schreibt im Herbst 1888 in seinen Jugenderinnerungen: „Von dem Augenblicke, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab, war ich Wagnerianer.“ — Ich glaube aber, daß es mein Bruder schon etwas früher gewesen ist, und daß der Tristan die Gefühle nur bis zu einem gewissen Siedepunkte brachte. Ich erinnere mich, daß die Herbstferien 1862 von meinem Bruder und dem

Freund Gustav von früh bis abends zum Spielen des Klavierauszugs verwendet wurden. Da der Vater von Gustav durchaus der klassischen Musik huldigte, so wurden diese Wagner-Orgien bei uns gefeiert. Als mich Fritz fragte, „ob es nicht wunderschön sei,“ mußte ich kummervoll gestehen, daß mir die Musik nicht recht einginge. Ich bezweifle übrigens, daß der Vortrag der beiden Jünglinge damals Jemand überhaupt gefallen konnte, beide hatten die Oper noch nicht gehört und verstanden deshalb aus der Ueberfülle der Töne die Melodie noch nicht richtig hervorzuheben. Die Beiden machten ein unglaubliches Getöse, der Gesang ihrer kräftigen Stimmen erinnerte zuweilen an ein Geheul. Die Ueberlieferung erzählt: daß eine taube Frau, die uns gegenüber wohnte, bei den schreckbaren Tönen, welche selbst ihr zu Ohren gedrungen waren, angstvoll zum Fenster hinausgefahren sei, weil sie geglaubt habe, es gäbe Feuer.

Später konnte mein Bruder den Tristan in wahrhaft entzückender Weise auf dem Klavier zum Ausdruck bringen. Tristan ist für uns Beide immer die Musik par excellence geblieben. —

Erster Chronistenbericht von Gustav K.

Von Weihnachten 1861 bis Ostern 1862.

„Bevor ich als erster Chronist der Germania ein Bild der Thätigkeit ihrer Mitglieder in dem verflossenen Vierteljahre zu entwerfen versuche und daran kurze Beurteilungen der Einlieferungen knüpfe, muß ich noch einige notwendige Vorbemerkungen mir erlauben, um in der Kürze anzudeuten, in welcher Weise ich diese Beurteilungen ausführen werde.

„Vor allen Dingen wird und muß es mein Bestreben sein, so unparteiisch als möglich die betreffenden Arbeiten zu kritisiren, ohne einerseits in übermäßigem Lobe, das in jeder Beziehung nur schaden kann, mich zu ergehen, andererseits in hartem Tadel, der nur verbittern und entzweien muß, mich zu erhitzen. Ich werde vielmehr, so weit es in meiner Macht steht immer die goldene Mittelstraße gehen und beide Extreme vermeiden und mich bestreben die Abhandlungen so objektiv als möglich aufzufassen. Zuletzt möchte ich noch die Bitte an meine geehrten

Freunde richten, mir wegen möglicher Weise abweichender Urteile nicht zu zürnen, da ich der Meinung bin, daß offene und freie Urteile mehr nützen als solche, die die rechte Ansicht verbergen wollen. Nach diesen einleitenden Vorbemerkungen kann ich an meine Aufgabe gehen.

„In den Weihnachtsferien des Jahres 1861 wurde wie gewöhnlich eine Synode abgehalten. Nachdem sich die Mitglieder in der Wohnung des Chronisten eingefunden hatten, wurde die Versammlung eröffnet. Wir hörten zuerst von dem Mitgliede Wilhelm P. einen Vortrag über das Thema: „Die Musik eine Tochter der Poesie". Der Verfasser suchte zuerst die Frage: Wie ist die zwischen Musik und Poesie stattfindende so nahe Beziehung zu erklären? dahin zu beantworten, daß er behauptete, die Musik sei aus der Dichtkunst entstanden, erstere sei also eine Tochter der letzteren. Diese Ansicht möchte ich stark bezweifeln. Der Verfasser sucht sie zwar so gut als möglich zu beweisen, indem er ganz richtig sagte, daß der Gesang (in dem Sinne, wie wir es jetzt meinen, also mit Unterlegung von Text) natürlich nicht eher da sein konnte, als die Dichtkunst. Darauf kann man aber entgegnen: ist denn überhaupt der Gesang in dieser Weise das erste musikalische Ausdrucksmittel gewesen? Nach meinem Gefühle kommt mir der Gesang mit Worten schon viel zu raffinirt und verfeinert vor, als daß er das Grundelement und Fundament der Musik sein sollte!"

Der Chronist giebt nun seine Ansicht über das Thema daß „Die Musik eine Tochter der Poesie" ist, zum Besten, theilweise ist sie entgegengesetzt, theilweise zustimmend; zuletzt aber regt er sich über eine Bemerkung des Mitglieds P. auf. Dieser behauptet nämlich:

„Man kann das Streben nach einer Vereinigung verschiedener Künste keine Phantasterei schelten, denn wenn auch dem Geiste eines einzelnen Individuums eine solche zu bewerkstelligen versagt wäre, so kann dies dennoch erfolgen, wenn ein Künstler dem andern in die Hände arbeitet und sich seinen Leistungen mit schonendem Zartgefühl anschließt. Eine harmonische Verbindung alles bisher getrennten wird man nie erreichen können, das Kunstwerk der Zukunft ist und bleibt ein nie zu verwirklichendes Ideal."

Darauf entgegnet der Chronist Gustav K. emphatisch:

„Ich frage nun, warum soll dies nicht zu erreichen sein? Hat nicht Wagner schon selbst in Tristan und Isolde und den Nibelungen gezeigt, daß er seine Theorie praktisch verwirklicht hat? Sollte nun nicht auch, da in diesen Werken Poesie und Musik so innig verbunden sind, es auch ermöglicht werden, daß z. B. der Sänger auch wahrer Schauspieler wird? Haben wir nicht die Schröder-Devrient und Johanna Wagner als Beispiele, daß sich mit einer vorzüglichen Sängerin auch eine vorzügliche Schauspielerin vereinigen kann? Dasselbe gilt auch von der scenischen Einrichtung und der gesammten Ausstattung. Brendel sagt sehr richtig hierüber: „in der früheren Oper wurde nur in der Musik Ernst gemacht, das Uebrige war mehr oder weniger eine künstlerische Lüge. Die bisherige Oper unterlag dem Widerspruch, die Mitwirkung aller Künste zu beanspruchen, ihrer Eigentümlichkeit aber nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Das Kunstwerk der Zukunft ist die Lösung dieses Widerspruchs. Jetzt soll auch in der Mitwirkung der übrigen Künste Ernst gemacht werden."

Der Chronist fährt dann weiter fort:

„Der zweite Vortrag wurde von dem Mitglied Nietzsche gehalten. Er handelte über die dramatischen Dichtungen Byron's (die beiden Foscari). Nach einer kürzeren sehr schwungvollen, den Charakter der Byron'schen Dramen im Allgemeinen besprechenden Einleitung, ging der Verfasser zu seinen Dramen über, beurteilte zuerst mit wenigen treffenden Worten Manfred, sodann etwas ausführlicher Marino Falieri und Sardanapal und ging endlich in genauer Besprechung auf das Trauerspiel „Die beiden Foscari" ein. Zuletzt las er als Proben einige Stellen aus den Foscari vor. Leider muß ich mich eines eingehenden Urteils über diesen Vortrag enthalten, da ich noch zu wenig mit Byron bekannt bin. Zuletzt sei noch erwähnt, daß der Verfasser sich einer etwas besseren Schrift hätte befleißigen können.

„Der dritte Vortrag wurde von dem Chronisten gehalten und handelte über die inneren Verhältnisse Deutschlands zur Zeit der Ottonen. Leider erkannte man sehr bald, daß die ganze Sudelei nur ein ungeschickt angerichteter Salat aus Schmidts

Geschichte der Deutschen, Giesebrecht's Kaisergeschichte und einigen anderen Geschichtswerken war. —

Nach Beendigung der Vorträge wurden einige Nachträge zu den Statuten beantragt und angenommen. Nach einem Concerte zerstreute sich die Versammlung unter allgemeiner Heiterkeit."

„Für Januar lieferte das Mitglied P. einen Vortrag über die Legende, über den ich leider kein Urtheil fällen kann, da das Mitglied Nietzsche ihn trotz aller gütlichen Vorstellungen nicht herausgeben wollte. Nur kann ich mich noch von früher erinnern, daß der Vortrag mit vielen Fleiß angefertigt war. Ich gehe zu der Lieferung des Mitglieds Nietzsche für den Monat Januar über. Es war eine recht interessante Abhandlung über Napoleon III. als Präsident. Ich glaube nicht näher auf diesen Aufsatz eingehen zu müssen, da ich mich im Ganzen mit den Ansichten des Mitglieds P., der als Monatslieferung für Februar einige Randglossen zu „Napoleon III. als Präsident" anfertigte, einverstanden erkläre. Die Lieferung des Chronisten für Januar bestand in einem Fragment aus seiner Faustsymphonie, über das er selbst füglich kein Urtheil abgeben kann.

„Die Lieferungen für Februar bestanden in der schon erwähnten Abhandlung P's. über Napoleon III. als Erwiderung, sodann in mehreren Kompositionen des Mitglieds Nietzsche „Ungarische Skizzen" betitelt, die mir in vieler Beziehung sehr gefielen. Der Komponist zeigte darin einen viel geläuterteren Sinn, als in seinen früheren Werken. Schumann'scher Einfluß ist nicht zu verkennen, jedoch fällt der Komponist niemals in Nachahmung. Nur eins hätte ich auszusetzen. Manches könnte nämlich noch durchgearbeiteter sein, der Komponist scheint nocht nicht die letzte Feile angelegt zu haben. Der Chronist endlich lieferte eine Abhandlung über die Faustouverture von Richard Wagner, in der Anklänge an eine Bülow'sche Recension dieses Werkes nicht zu verkennen sind.

Die Lieferung des Mitglieds P. für den Monat März, bestehend in einer Abhandlung über ein Hölderlin'sches Gedicht, haben wir soeben gehört. Das Mitglied Nietzsche lieferte ein Gedicht: „Siegfrieds Tod" nach den Nibelungen. Nach

meinem Gefühle trägt das Ganze mehr den Stempel einer Improvisation an sich. Der Verfasser scheint es schnell hingeworfen zu haben. Dafür sprechen schon die metrischen Ungenauigkeiten im ersten Verse. Auch der 7. Vers gefällt mir nicht recht, der Vergleich mit einem Rosse, das „im höchsten Groll einhertobt" scheint mir unpoetisch. Etwas komisch nimmt sich die Stelle aus „So schwingt er, wilden Zornes voll, den Schild hoch auf und stöhnt und schnaubt und schmettert ihn auf Hagens Haupt". Ferner ist noch eine eigenthümliche Stelle zu erwähnen: „des Todes Zeichen malt sich auf seinem Antlitz sacht". — Ich glaube der Dichter hat dieses Wort nur weil es sich auf Nacht reimt, gewählt. Ferner seine Blicke „lohen" ist nicht recht poetisch. Im 9. Verse klingt es prosaisch, wenn der Dichter sagt: „Ach mein' Chriemhild, daß Gott erbarm". Eigenthümlich ist das pronomen possessiv in dem Verse gestellt „Mein liebes Weib und Schwester dein". Im 10. Verse klingt es ziemlich prosaisch, wenn Hagen sagt: „Weiß wahrlich nicht, was hier zu klagen, da Siegfried todt, sind wir vor Sorgen und bösem Leid nun mehr geborgen". Im Allgemeinen kann ich mein Urtheil dahin zusammenfassen, daß der Verfasser jedenfalls das Gedicht ziemlich schnell hingeworfen hat, ohne die letzte Feile anzulegen. — Der Vortrag des Chronisten für Monat März über das Rheingold von R. Wagner ist eben verlesen worden.

„Ich kann also, da keine Arbeit mehr zur Besprechung vorliegt, meine Chronik schließen und muß nur noch erwähnen, daß daß Resultat der vierteljährigen Thätigkeit der Germania im Ganzen befriedigend genannt werden kann, indem allmählich die Exclusivität zu verschwinden scheint und auch in anderen Gebieten als in der Poesie und Musik Versuche gemacht werden."

Naumburg, den 14. April 1862. G. K.

„Nachschrift. Nachträglich ist noch zu erwähnen, daß ich am 1. April Wagner's „Rheingold" zur Ansicht erhielt. Ich behielt es 2 Tage und sandte es darauf zurück. Statt dessen wurde auf meinen Vorschlag „Tristan und Isolde" angeschafft. Da nun hiermit eine statutenwidrige Handlung verübt ist, denn eigentlich hätte statt dessen auf meinen Vorschlag ein Buch angeschafft werden müssen, so wurde beschlossen, daß, um dies Ver-

gehen wieder gut zu machen, sowohl zu Weihnachten, als auch im Juli 1863 ein Buch angeschafft werden sollte."

Gustav K.

Zweiter Chronistenbericht von F. W. Nietzsche.

Am 22. September 1862.

„Wenn das vorige Quartal eine große Regsamkeit der Germaniamitglieder zeigte, die sich schließlich zu einem höchst interessanten Convente gipfelte, wenn wir deshalb am 14. April dieses Jahres mit Berechtigung die Hoffnung aussprachen, daß die eifrige Thätigkeit oder vielmehr der thätige Eifer, mit dem wir unsere Germania auszubilden und zu erweitern suchten, allmählich die Exclusivität der bisherigen Leistungen verschwinden lassen werde, so geschah dies mit spezieller Bezugnahme auf die Politik und neuere Geschichte und sodann namentlich auf die bisher nicht berücksichtigten Künste.

„Seit dem April sind nun schon fünf Monate verflossen, deren Resultate für die Germania durchaus ungünstig sind. Sei es, daß die Verhältnisse dagegen wirkten — denn man weiß, wie Schularbeiten, Tanzstunden, Herzenssachen, politische Aufregungen u. s. w. die leichten Verhaue unserer Germaniastatuten niederwerfen — sei es auch, daß wir nur einem Gesetz der historischen Nothwendigkeit unterliegen, dem der Reaktion nach einer starken Regsamkeit (unsern Freund P. nehme ich aus, der dies als unchristlich verdammt und prinzipiell Schulzwang vorwälzt), sei dem nun, wie ihm wolle, die Thatsache steht fest, daß ein Verfassungsbruch geschehen ist, daß die Heiligkeit der Statuten verletzt, daß die Germania in innerer Zerstreuung, Zerrissenheit und Apathie fast zu Grunde gegangen wäre. Finanzielle Indifferenzen und Ungesetzlichkeiten charakterisiren den Anfang dieser Periode — wie alle großen Brüche mit der Vergangenheit, Reformation und Revolution mit einem Finanzschwindel sich ankündigten. Ein Zeichen aber für die immer noch gesunde Natürlichkeit unserer Germania scheint mir in dem jetzt allseitig erwachenden Bewußtsein zu liegen, daß wir sämmtlich gesündigt und in der Gegenwart für eine doppelt gesteigerte Thätigkeit und Regsamkeit Sorge zu tragen haben. Dies Bewußtsein möge uns bei der heutigen Regenerierung unsrer Germania leiten und uns

zu einer inneren Kräftigung derselben die passenden Mittel in die Hand geben. Unsere heutige Thätigkeit wird sich deshalb vorzüglich auf folgende Punkte concentrieren müssen:

1. „Wie kann und bis wann muß ein Jeder seine noch fehlenden Einsendungen nachliefern?

2. „Wie beseitigen wir unsre finanzielle Noth, und wie regulieren wir unsre Einkaufsstatuten?

3. „Wie ordnen wir überhaupt unsre Statuten, um Ueberschreitungen, wie die vorliegenden, unmöglich zu machen?

4. „Durch welches Mittel werden wir am meisten zu eifriger Thätigkeit angeregt?

„Ich erlaube mir, eine kurze Beantwortung dieser Fragen Ihnen vorzulegen.

„Zuerst nun muß ein Jeder seine bisherigen Einsendungen zählen und nachsehen, wie viele noch von 25 gesetzlichen Einsendungen fehlen. Dazu wird es nöthig sein, daß einer mit möglichster Sorgfalt eine Liste sämmtlicher Lieferungen veranstaltet und den betreffenden Monat zu jeder Einsendung bemerkt. Von der Zahl der fehlenden Lieferungen und der Erklärungen des betreffenden Mitglieds wird es abhängen, bis zu welcher Zeit er alles nachliefern und ergänzen wolle. Sind diese Erklärungen gegeben, und schriftlich constatiert, so beantrage ich ein allgemeines Amnestiegesetz für die einzelnen Mitglieder. Schließlich versichert Verfasser, nachweisen zu können, daß von ihm sämmtliche 25 Aufsätze, Gedichte und Compositionen geliefert oder vielmehr wenigstens zur Abschreibung oder Ablieferung vorräthig liegen. Seine Vergehungen beziehen sich mehr auf das pekuniäre Gebiet. Von G. K. liegen mir etwa 11 musikalische Einsendungen und etwa 7 Gedichte und Aufsätze vor; ich verbürge mich indeß nicht für die Richtigkeit dieser Zahlen, ebenso wenig bei W. P., wo ich mich etwa nur an 16 Aufsätze und Gedichte erinnern kann.

„Unsre finanziellen Nöthe schreiben sich insbesondere von der Anschaffung Tristan's und Isolden's von R. Wagner her, die auf Antrag Gustav K's. erfolgt ist. Wie er sich selbst erboten hat, verzichtet er auf die nächsten Anrechte des Neuankaufs und ich bitte ihn, sich darüber genau und schriftlich zu erklären. Sodann fehlen noch die Geldbeträge einiger Mitglieder seit einiger Zeit, zu denen sich Verfasser selbst bekennt; zu loben für im Allge-

meinen pünktliche Bezahlung ist Mitglied Gustav K. Ich veranlasse die Einzelnen, die Termine zu bestimmen, bis zu denen alles Fehlende nachgeliefert ist. Schließlich fordere ich den Kassenrendanten auf, die Verwaltung des Germaniavermögens in dieser Chronik zu fixiren und Ausgabe und Einnahme bis auf's Genauste zu berechnen.

„Ueber den dritten Punkt, die Ordnung der Statuten, erwarte ich einen Antrag eines Mitgliedes, an den wir die Diskussion anschließen wollen.

„Es bleibt noch übrig, meinen schon gemachten Vorschlag zu einem Preisthema als besonderes Anregungsmittel der einzelnen Mitglieder allseitig zu genehmigen und die bestimmten Termine schriftlich niederzulegen.

„Zum Schluß erlaube ich mir noch die Bitte, das Amt eines Chronisten auch noch bis Weihnachten fortzuführen, indem ich bis jetzt keine Thätigkeit in dieser Beziehung entwickeln konnte. Ich werde Weihnachten in meiner Ueberschau über die Leistungen des vergangenen Jahres wieder an unsre Ostersynode anknüpfen und die bis dahin nachgelieferten Einsendungen den Monaten nach besprechen.

„Ich endige mit dem Wunsche, daß unsre heutige improvisirte Synode nicht nur eine Luftblase sein möge, die aus der Verdumpfung und Versumpfung unserer Germania aufsteigt, sondern ein entschiedener Reinigungsprozeß, eine Scheidung alles Faulen und Verderblichen, eine Läuterung der reinen und edlen Bestandtheile, auf denen sie gegründet ist."

F. W. Nietzsche, Chronist.

Darauf wurden zehn Zusätze zu den Statuten gemacht und für weiteres Verhalten feierliche Gesetze vorgeschrieben; die drei letzten davon lauten:

§ 8. „Als Oktober- und Novemberlieferung des Mitglieds F. Nietzsche wird ihm durch Wahl die Chronik unsrer Germania von Juli 1860 bis Weihnachten 1862 übertragen. Eine Kritik aller Einsendungen bis dahin ist eingeschlossen.

§ 9. „Für alle Vergehungen der einzelnen Mitglieder an den Statuten der Germania wird ein Amnestiegesetz beantragt und angenommen.

§ 10. „Die Versammlung beschließt in Anbetracht aller vorigen Reformen, insbesondere des § 9, Nachlässigkeit und Mangel an Eifer für das vergangene Halbjahr zu constatiren und die besten Vorsätze für den weiteren Bestand der Germania zu erklären."

Unterschriften:

F. W. Nietzsche, Präsident der Synode VI.

W. P. G. K.

Die Kritik, mit welcher sich die Mitglieder der Germania unter einander und sich selbst bedachten, war, wie wir schon gesehen haben, oftmals recht kräftig — mein Bruder machte als Chronist durchaus keine Ausnahme. Als z. B. Wilhelm P. „Liebeslieder" einsendet, wird er von Fritz in jeder Richtung tüchtig abgekanzelt; die Kritik schließt mit folgenden niederschmetternden Worten:

„Das Ganze betrachte ich als eine Uebung im Schreiben und Reimen. Die Nachahmung eines nicht empfundenen Gefühls und zwar eines so edlen, wie die Liebe ist, rächt sich stets. Eine etwas größere Formgewandtheit ist darin, aber bei so lottrigen Metren und seltenen Reimen müßte alles viel exacter sein."

Ich will hier das Verzeichniß der Lieferungen der Germania folgen lassen, da es jedenfalls interessant ist, die Gedankenkreise kennen zu lernen, in welchen sich die Jünglinge damals bewegten.

Verzeichniß aller Einsendungen von August 1860 bis September 1862.

August 1860:

- G. K., Anfang der Oper Gudrun.
- W. P., Rheinreise I.
- Fr. Nietzsche, Einleitung und Chor zum „Weihnachtsoratorium".

September 1860:

- G. K., Arrangement eines Chors der „Kindheit" von Berlioz.
- W. P., Rheinreise II.
- Fr. Nietzsche, Harzreise.

October 1860:
G. K., Arrangement des Kyrie einer Palestrinamesse.
W. P., Rheinreise III.
Fr. Nietzsche, Zwei Hirtenchöre zum „Weihnachtsoratorium".

November 1860:
G. K., Arrangement des Gloria einer Palestrinamesse.
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, Zwei Prophetenchöre zum „Weihnachtsoratorium".

Januar 1861:
G. K., Faustsinfoniefuge I.
W. P., „Des Seemanns Begräbniß im Norden", Gedicht.
Fr. Nietzsche, Sieben Gedichte (nachgeliefert).

Februar 1861:
G. K., Faustsinfoniefuge II.
W. P., Uebersetzung zweier französischer Gedichte.
Fr. Nietzsche, Marieens Verkündigung zum „Weihnachtsoratorium".

März 1861:
G. K., Ueber einige Scenen von Tristan und Isolde (Synodenvortrag).
W. P., Ueber Fr. von Spee's Trutznachtigall (Synodenvortrag).
Fr. Nietzsche, „Kindheit der Völker" (Synodenvortrag).

April 1861:
G. K., „Barbarossa", Gedicht.
W. P., Ueber die Hauptcharakter in Götz von Berlichingen.
Fr. Nietzsche, Uebersetzung Serbischer Volkslieder.

Mai 1861:
G. K., „Conradin", Gedicht.
W. P., Uebersetzung einiger mittelhochdeutscher Gedichte.
Fr. Nietzsche, „Marienverkündigung" mit Fuge.

Juni 1861:
G. K., „Am Kreuzweg", Lied.
W. P., Ueber die Alexandersage.
Fr. Nietzsche, Hirtenchor, Gesang des Mohren.

Juli 1861:

G. K., Ueber die neudeutsche Musikschule (Synodenvortrag).
W. P., Ueber das Idyll (Synodenvortrag).
Fr. Nietzsche, Ermanarich. Litterarhistorische Skizze (Synodenvortrag):

August 1861:

G. K., — — —
W. P., Ueber Hans Sachs, I.
Fr. Nietzsche, „Schmerz ist der Grundton der Natur", Tonstück.

September 1861:

G. K., Faustsinfonieanfang.
W. P., Ueber Hans Sachs, II (Synodenvortrag).
Fr. Nietzsche, Ueber die Adelphen des Terenz.
Ueber die Dantesinfonie (Synodenvortrag).

October 1861:

G. K., — — —
W. P., Ueber Hans Sachs. III.
Fr. Nietzsche, Herbstlieder.

November 1861:

G. K., — — —
W. P., Preußens Flotte u. s. w.
Fr. Nietzsche, „Serbia", Sinfonische Dichtung, I. II.

Dezember 1861:

G. K., Deutschland unter den Ottonen (Synodenvortrag).
W. P., Ueber Musik und Poesie (Synodenvortrag).
Fr. Nietzsche, Ueber Byron's dramat. Werke (Synodenvortrag).

Januar 1862:

G. K., Faustsinfonie Nr. 4.
W. P., Ueber die Legende.
Fr. Nietzsche, Napoleon III. als Präsident.

Februar 1862:

G. K., Ueber Wagner's Faustouvertüre.
W. P., Erwiderung auf Fr. Nietzsche's Napoleon.
Fr. Nietzsche, Drei ungarische Skizzen, Tonstücke.

März 1862:
G. K., Ueber Rheingold v. Wagner (Synodenvortrag).
W. P., Ueber ein Gedicht Hölderlin's (Synodenvortrag).
Fr. Nietzsche, Siegfried, Gedicht.

April 1862:
G. K., Chronik von Weihnachten 1861 bis März 1862.
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, Fatum und Geschichte (Synodenvortrag).

Mai 1862:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, Ermanarichs Tod, Gedicht.

Juni 1862:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, Ungarischer Marsch, Heldenklage.

Juli 1862:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Aus der Jugendzeit", Lied.

August 1862:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Sei still mein Herz", ungar. Skizze.

September 1862:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, Neue Gedichte.

October 1862:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Es geht ein Bach das Thal", Lied.

November 1862:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Kriemhilds Charakter nach den Nibelungen".

Dezember 1862:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „O Glockenklang in Winternacht“, Lied.

Januar 1863:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Untreue Liebe“, Gedicht.

Februar 1863:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Sprichwort bezeichnet Nationen u. s. w.“, Abhandlung.

März 1863:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Am Meer“, Gedicht.

April 1863:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Ueber das Dämonische in der Musik“ (Synodenvortrag).

Mai 1863:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Ueber das Dämonische in der Musik“, II.

Juni 1863:
G. K., — — —
W. P., — — —
Fr. Nietzsche, „Zwei Bogen Kritik“ (als Chronist).

Sehr ergötzlich erschien uns immer der feierlich höfliche Ton, den die Freunde fortwährend (nur die gegenseitige litterarische Kritik ausgenommen, wobei Jeder gewissermaßen zur Unhöflichkeit gezwungen war) unter einander beobachteten, und zwar nicht nur in den Sitzungen der „Germania“, sondern auch in ihrem

privaten schriftlichen Verkehr. Eine Reihe von Briefen geben noch jetzt davon Kunde, sind aber zu ausführlich gehalten, um hier beigefügt zu werden.

Soviel ich mich erinnere, fand die letzte Synode der „Germania“ in den Hundstagsferien 1863 statt. Trotz aller feierlichen Entschlüsse, die von den Mitgliedern gefaßt worden waren, hatte doch die Vereinigung nicht wieder zu einem frischen Leben und Gedeihen erweckt werden können. Die Nähe des Abiturientenexamens, das für die Freunde Wilhelm und Gustav schon Ostern 1864 stattfinden sollte, forderte die Anspannung aller ihrer geistigen Kräfte. Nur Fritz, der durch seine Uebersiedelung nach Pforta ein halbes Jahr zurückgekommen war, verfügte noch über etwas mehr Zeit und hatte deshalb, wie wir aus der Liste schon sahen, bis Juni 1863 regelmäßig seine Lieferungen eingeschickt. Dieser einseitigen Leistungen wurde er aber auch bald müde, und so kam man in der oben erwähnten Synode überein: die „Germania“ vor der Hand einschlafen und erst in der Wonnezeit des Studententhums wieder aufleben zu lassen.

IV. Capitel.

Phantastische und wirkliche Ferienreisen.

Rückkehr.

Die Lerchen jubeln mir voraus,
Die Seele schwingt sich freudig nach.
Zum Vaterhaus, zum Vaterhaus
Bringt dich der helle Tag!

Einst zog ich in die Welt hinaus,
Da war ich auch in diesem Hag;
Mein Herz war voll von Angst und Graus
Vor dem, was vor mir lag.

Es führte mich der helle Tag
Weit weg, weit weg vom Vaterhaus.
Die alten Lieder tönten nach,
Die alte Lust war aus.

O Nachtigall, nun sing' und sag',
Und sing's in alle Welt hinaus:
Vorbei der Schmerz, vorbei die Klag'
Im theuren Vaterhaus.

Friedrich Nietzsche,
(gedichtet 1860.)

Schon Wochen vorher, ehe die großen Ferien nahten, wurde nach allen Seiten hin die Frage erörtert, wohin Fritz reisen sollte, d. h. niemals für die ganze Ferienzeit; einen Theil derselben

wünschte er immer zu sehnlich in der Heimath zu verleben. Schon das Plänemachen und das Vorher-Ausmalen war ein Hauptvergnügen, schließlich reiste er schon in seinen Träumen und erlebte seltsame Abenteuer. Einen dieser Träume, vereint mit einigen wirklichen Erlebnissen, hatte er dann, wie er selbst sagt, „etwas phantastisch ausgeschmückt", nach den großen Ferien im August 1859 niedergeschrieben, um nochmals in der Erinnerung die Erwartung der Ferienfreuden und die Wanderwonnen selbst durchzukosten. Der erste, dritte und die folgenden Abschnitte schildern die volle Wirklichkeit, nur der zweite ist phantastisch ausgeschmückter Traum. Eine darin anklingende tiefschmerzliche Beziehung zur fernen Zukunft wird Jeden mit unendlicher Wehmuth erfüllen.

„Aus den Hundstagsferien."

I.

„Hundstage! das ist ein Zauberwort für jeden nach Freiheit schmachtenden alumnus portensis, ein Eldorado, das uns getrost den großen Ozean des Schulsemesters durchsegeln läßt. Welche Wonne, wenn endlich der Ruf: „Land, Land!" erschallt. Jubelnd bekränzen Alle das Schiff ihres Daseins, und die alten trauten Stuben des Alumnats umschlingen Guirlanden, die auf jedem Blatt den Namen „Hoffnung" tragen. Wer vermöchte es wohl zu schildern, das überwallende Gefühl, das stolze Bewußtsein, das uns zu den Sternen erhebt. Nicht mit Seufzen, Klagen entreißen wir uns den Armen der alma mater, nein, uns ist im Gegentheil so frei und lustig zu Muthe wie einer Lerche, die zu dem Flammenmeer aufsteigt und in die wogende Pupurfluth ihre Flügel taucht. Aber ist das wirklich Freiheit? Nur fünf Wochen können wir unsre Schwingen über Berg und Thal in ewige Weiten erheben, aber dann ruft uns ein Machtwort in die alten düsteren Mauern zurück. —

II.

„Es war schon die Sonne untergegangen, da schritten wir aus dem düsteren Halle heraus. Bald lag die Stadt, die trotz ihrer Belebtheit auf mich keinen angenehmen Eindruck macht, hinter uns, der goldig umflossene Himmel, wo noch die Gluthen in

rosiger Verklärung loderten, über uns und Saatgefilde, auf dem der milde Hauch des Abends ruhte, neben uns. „O Wilhelm", rief ich, „giebt es eine größere Lust, als so zusammen die Welt zu durchwandern? Freundesliebe, Freundestreue, Athem der herrlichen Sommernacht, Blumenduft und Abendröthe! Steigen deine Gedanken nicht auf wie die jubelnden Lerchen und thronen auf den goldumkränzten Wolken? Wie eine wunderliebliche Abendlandschaft liegt mein Leben vor mir, wie gruppiren sich die Tage vor mir, bald in düsterer Beleuchtung, bald in jubelvoller Auflösung". — Da drang ein greller Schrei uns zu Ohren; es kam aus dem nahen Irrenhause. Inniger schlossen sich unsere Hände zusammen, uns war als berühre uns ein böser Geist mit beängstigenden Fittigen. Nein, uns soll nichts von einander scheiden, nichts als der Todesjüngling. Weichet, ihr bösen Mächte! — Auch in dieser schönen Welt giebt es Unglückliche. Aber was ist Unglück? —

„Es wurde nun schon dunkler, die Wolken zogen sich zusammen und bildeten eine graue mitternächtige Masse. Wir beeilten unsere Schritte etwas, auch sprachen wir nicht zusammen. Die Fluren wurden immer düsterer, und als wir endlich in einen Wald kamen, wurde uns etwas unheimlich. Deshalb war es uns sehr angenehm und zugleich etwas ängstlich, aus der Ferne ein Licht auf uns zukommen zu sehen. Wir faßten indessen Muth und gingen auf dasselbe los. Bald erblickten wir eine schwarze Gestalt; wie es schien, war es ein Jäger, denn eine Büchse hing über seinen Rücken, und ein laut bellender Hund folgte ihm. Als wir aber näher kamen und die wilden, unheimlichen Gesichtszüge sahen, verschwand unser Muth wieder, und wir riefen mit schwacher Stimme: Guten Abend! Gleiches erscholl in einem tiefen Basse, der Fremde leuchtete uns ins Gesicht und rief, seinen auf uns losstürzenden Hund beschwichtigend: „Was macht ihr hier noch so spät in dem Wald, ihr Burschen?" Wir wußten nicht recht, was wir entgegnen sollten, und antworteten: Nach Eisleben führt unser Weg und wir hofften noch in dieser Nacht unser Ziel zu erreichen. „Die Nacht ist aber keines Menschen Freund und so allein zu gehen ist für solche junge Burschen" —. Hier hielt er inne und wir sahen ihm ängstlich fragend ins Gesicht.

„Er aber rief lachend: „Nun fürchtet euch nur nicht; ich werde euch begleiten". Obwohl wir Anfangs seine Einladung scheu annahmen, so wurde uns sein rauhes Antlitz etwas freundlicher, und wir faßten Zutrauen zu ihm. Es war jetzt pechschwarze Nacht, sogar der Mond wurde von tiefen Wolken bedeckt, und die Laterne warf auf die alten Baumriesen ihr zitterndes Licht. Mir kam fast der Gedanke an, nach Teutschenthal zu wandern und dort Halt zu machen. Dort hatte ich einen Onkel, von dem ich aber wußte, daß er mich nicht sobald von sich lassen werde. Endlich erkundigte ich mich wie zufällig nach ihm, und jener sah mich an und sagte: „So, kennt den der Herr?" Ich antwortete etwas unsicher Ja; aber wiederum gefragt, warum ich ihn nicht besuchen wollte, meinte ich: Auf der Rückkehr ist auch noch Zeit dazu. Aber der Alte erwiderte verwundert: „Sie haben hier in der Umgegend Bekannte und ziehen es vor auf gefährlichen Wegen in der Nacht zu gehen?" — Gefährlich? fragte ich, und meine Augen blickten wieder bang umher, aber es war ringsum Nacht, tiefe schwarze Nacht. „Habt ihr noch gar nicht von den Gespenstergeschichten in diesem Walde gehört? Auch sollen gewöhnlich sich hier Zigeunerbanden aufhalten." — Ich bat ihn hiervon zu schweigen, und wir setzten nun in Todesstille unsern Weg fort. Wir gelangten endlich in ein Thal, rings von wildem Gestrüpp umgeben. Plötzlich setzte unser Begleiter eine Pfeife an den Mund und ließ einen schrillenden Ton hören. Wir sahen uns verdutzt an; aber auf einmal wurde es im Walde lebendig, hier und da leuchteten Fackeln auf, wild vermummte Menschen umschlossen uns Beide im Kreis, die Besinnung verging mir, und ich wußte nicht, was mit mir vorging. —

III.

„Als ich erwachte, schwebten noch jene Schreckensbilder um mich, aber bald nahm ein belebendes, erheiterndes Gefühl die Oberhand — ich war noch in Pforta, es war der letzte Morgen, in zwei Stunden war ich schon in Naumburg. Der Morgensonnenstrahl blitzte durch das Fenster, und ich begrüßte freudig das himmlische Licht, das die trüben Gebilde der Nacht vertrieb. — Bald wanderte ich zu dem kleinen Pförtchen hinaus und warf noch einmal einen Blick des Abschieds auf die alten

grauen Gebäude. Dann trat ich in den grünen Wald ein. Wenn ich in das Heiligthum der Natur trete, da überrascht mich immer das Gefühl: Für uns ist alle diese Herrlichkeit geschaffen, für uns erheben sich die hehren Schattengewölbe, für uns erglüht die Sonne, leuchtet der Mond, und durch dieses Verhältniß erscheint mir die ganze Welt wie ein lieber Gefährte, mit dem ich meine Gedanken austauschen kann, und den ich bitter beweine, wenn er von mir scheidet. Aber ohne Scheiden ist kein fröhliches Wiedersehen; die Sonne muß in das Meer versinken, wenn sie am anderen Tage wieder neues Leben ausgießen soll; unser Leben muß verblühen, wenn eine höhere geistige Auferstehung uns beleben soll.

„Als ich in Naumburg ankam, war viel Freude und Jubel; da nun der erste Freudenrausch vorüber war, unterhielten wir uns viel und besonders, wohin ich in den Ferien reisen würde. Endlich fuhr ein Blitz mir durch die Seele; ich dachte, einen Onkel mußt du besuchen, den du noch nicht gesehen hast, wie der Traum mir angab. Nach Jena also, wo ein Verwandter Oberbürgermeister ist. In wenigen Tagen war der Entschluß zur Reise gediehen, die freundliche Einladung des Onkels da, und fort gings im Sturmessaus nach der Eisenbahn. Das dampfausspeiende Ungeheuer war schon da, und ich hatte noch Zeit in einen Wagen zu springen.

IV.

„Fort gings nun im fliegenden Saus, und die schöne Umgebung glitt wie ein Zauberbild vorüber. Auch meine alte Pforta sah ich liegen, wünschte aber nicht dorthin zu fahren und vertröstete sie auf vier Wochen später. Die Rudelsburg lag bald vor uns, und der alte Samiel winkte mit einem Tuche und forderte uns zum Besuche auf. Die Gegend ist dort wirklich wunderschön, das Thal wie ein Blumenteppich, auf dem sich eine silberne Schlange hinschlängelt. Die grauen Wächter der Vergangenheit blicken öde auf das neue Leben, das sich vor ihnen ausbreitet. In Apolda verließ ich die Eisenbahn und bestieg den Omnibus. Unglücklicherweise war Alles schon so besetzt, daß ich auf dem Bock allein noch Platz fand. Hier brannte nun mitunter die Sonne so heftig, als wolle sie uns braten. Von der heißen

Chaussee wandte sich der Weg zwischen zwei Bergrücken hin, die merkwürdig mit einander contrastirten. Der eine ist ganz mit Wald und Grün überdeckt, während der andere sich kahl und öde hinzieht. Die Höhe erhebt sich schon bis 1000 Fuß, während hinter jener sich der Fuchsthurm bis zu 2000 erhebt. Bald sahen wir Jena vor uns liegen mit seinen Thürmen und Bergen. Mir wird jedesmal ganz gemüthlich, wenn ich die kleine schön gelegene Universitätsstadt betrachte. Ich ließ mir den Weg zeigen und fand die Wohnung meines Onkels. Die liebe Tante empfing mich sehr freundlich, und ich fühlte mich ganz heimisch. Der Onkel, den ich noch gar nicht kannte, besitzt einen sehr liebenswerthen Charakter und hat mich in Allem, worüber ich ihn fragte, belehrt. Ueberhaupt erging es mir dort so wohl und interessant, daß ich nicht wüßte, wo ich angenehmere Ferien verlebt hätte."

Mein Bruder beschreibt nun ausführlich allerhand Partieen in die Umgegend von Jena, sodann die Bibliothek des Onkels, wo er sich besonders in Novalis vertiefte, rühmte das herrliche Schwimmen in der Saale, welche dort ziemlich reißend ist und beinahe ein schreckliches Unglück hervorgerufen hätte. Mein Bruder hat es nur andeutend erzählt, aber der Onkel theilte mir noch kürzlich mit, welchen furchtbaren Schrecken er damals gehabt habe: Fritz sei in einen Strudel gerathen, habe, ohne nach Hülfe zu rufen, versucht allein durchzukommen, und nur durch Zufall entdeckte der Onkel die Gefahr und rettete ihn, als er schon halb bewußtlos war. — Nach der Schilderung aller Freuden und aller Liebenswürdigkeit, welche ihm die lieben Verwandten erwiesen hatten, fährt Fritz mit folgender Beschreibung fort:

V.

„Den Glanzpunkt meines Lebens in Jena bildete jedenfalls der Verkehr mit den Studenten. Ja mit Studenten! ja ja und sogar mit einer durch Trinken und Duelliren berüchtigten Verbindung. Etsi Plato meus amicus est, das heißt, obgleich ich sonst der kleinen Universitätsstadt zugethan bin, tamen veritatem ducem sequor, so geht es doch in Jena ziemlich wild her, obgleich es in früheren Zeiten noch schlimmer gewesen sein mag.

— Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Der hat von großem Glück zu sagen! —

Zu dem Verkehr mit den Studenten kam ich auf folgende Weise: Mein Onkel ist als ehemaliger Stifter der Teutonen Ehrenmitglied derselben. Da nun jetzt ein Oekonomierath ein altes Versprechen durch vier Tonnen Bier löste, so wurde mein Onkel mit zu diesem Feste eingeladen." — — —

Leider ist die weitere blühende Schilderung verloren gegangen oder vielmehr verbrannt worden. Mein Bruder schreibt darüber folgende Notiz in sein Tagebuch:

„Da hatte ich wieder rechten Unsinn geschrieben, an dem dieses Buch überhaupt reich ist. Ich habe diese Blätter bei späterem Lesen herausgerissen."

Ich kann nur noch aus der Erinnerung erzählen, daß mein Bruder unbeschreiblich begeistert von seinem Aufenthalt in Jena zurückkehrte und eine solche Kenntniß des Studentenlebens entwickelte, daß er mir wahrhaft imponirte und selbst wie ein Student vorkam. In der That müssen die Studenten außerordentlich liebenswürdig mit dem 14jährigen Knaben verkehrt haben.

Die letzten Wochen dieser Sommerferien verlebte mein Bruder mit uns in Pobles. Wir dachten nicht, daß es zum letztenmal sei, obgleich ein Traum meines Bruders schwere Befürchtungen erweckte. Wir feierten Großpapa Oehler's 70jährigen Geburtstag. Kinder, Schwiegerkinder und Enkel hatten sich dazu in großer Anzahl versammelt. Als ich früh hinunterging, kam Fritz mir schon aus dem Garten entgegen und vertraute mir an, er sei schon sehr früh aufgewacht, da er einen so seltsamen Traum gehabt habe: das ganze Pfarrhaus von Pobles habe in Trümmern gelegen, und die arme Großmama hätte allein unter dem zerbrochenen Gerüst und Balkenwerk gesessen. Darüber habe er so weinen müssen, daß er aufgewacht sei und nicht wieder hätte einschlafen können. Mamachen verbot uns diesen Traum weiter zu erzählen. Uebrigens war der liebe Großpapa so frisch und rüstig, daß ihm jeder noch zwanzig Lebensjahre gegeben hätte. Im Spätsommer aber erkältete er sich so heftig, daß ihn eine schwere Krankheit befiel; Großpapa, der nie den Arzt als Arzt, sondern nur als Freund im Hause gehabt hatte,

mußte nun seine Hilfe in Anspruch nehmen. Die Krankheit wurde für Grippe erklärt, und Mitte des Winters starb der von uns so Inniggeliebte und ließ eine große, unausfüllbare Lücke zurück. Vierzig Jahre hatte er als Seelsorger in seiner Gemeinde gewirkt und das freundlichste patriarchalische Verhältniß begründet.

Im Sommer 1860 wurde das Pfarrhaus verlassen; mein Bruder kam Anfang Juli zu einem schwermüthigen Abschiednehmen noch einmal dahin, dann nahm ihn Onkel Edmund (ein Bruder unserer Mutter und ausgezeichneter Pfarrer) mit sich nach G., einem sehr malerisch gelegenen Waldort im Unterharz, damit Fritz von dort aus einige hübsche Harztouren unternehmen könnte. Diese Harzreise hat Fritz ausführlich beschrieben, zu ausführlich um sie hier einzufügen.

Sein Freund Wilhelm war von dem lieben Onkel auch eingeladen, so daß der ganze Aufenthalt durch die herrlichsten gemeinschaftlichen Wanderungen und glückseliges Schwelgen in Freundschaft und Natur verklärt wurde. Dazwischen erörterten die beiden Freunde die Pläne zur Begründung jener schon erwähnten litterarischen Gesellschaft, um sie dann in Naumburg wirklich auszuführen. Mein Bruder schreibt darüber:

„Der folgende Tag, es war Sonnabend, ist berühmt, weil an ihm der Beschluß zu unsern monatlichen Sendungen und zu der gemeinschaftlichen Kasse gefaßt wurde. Wilhelm und ich waren in den Wald gegangen, hier setzten wir uns etwas hin und berathschlagten darüber. Der Plan erstreckte sich zuerst nur auf Poesie und Wissenschaft. Musik war noch ausgeschlossen. Ueber einzelne Forderungen und Bedingungen entstand ein Streit. Endlich schwiegen wir mißmuthig und gingen schweigend zurück in den Garten des Onkels. Hier endlich löste sich unsere Zunge, beide Theile waren nachgiebiger geworden."

Fritz beschließt mit folgenden innigen Worten die Beschreibung seines dortigen Aufenthaltes:

„Der Onkel begleitete uns noch ein ziemliches Stück. Dann schied er von uns, mir wurde sehr traurig zu Muthe. Die wenigen Worte des Dankes, die ich ihm sagen konnte, waren für all' die Freude, für alle diese herrlichen Stunden so unzureichend. Und gerade jetzt, wo mir das großväterliche Haus

auf immer geschlossen ist, war mir ein so lieber Ort so wohlthuend, so beglückend.“ —

In den Sommerferien 1861 reiste unsre Mutter mit uns Beiden, wie schon öfter, nach Plauen im Voigtland, wo wir wieder herrliche Wochen verlebten. Fritz unternahm von dort aus seine erste größere selbständige Reise nach Nürnberg und dem böhmischen Wald. Leider sind die sehr ausführlichen an mich gerichteten Briefe verloren gegangen. Fritz bat sie sich später für einen Schulaufsatz aus, und sie scheinen den Weg nicht wieder zurückgefunden zu haben.

Ostern 1862 kam Fritz nach Dresden, um mich zu besuchen. Ich beendigte dort meine Schulbildung und war zu einer sehr liebenswürdigen Familie von M. in Pension gegeben. Ein zärtlicher, brüderlicher Brief wirft auf dieses frohe Zusammensein einen liebevollen Rückblick:

Liebe Elisabeth!

„Indem ich dies schreibe, stehe ich am Stehpult, das Stehpult steht am Fenster, das Fenster bietet eine schöne Aussicht auf die blühende Linde und die sonnenbeschienenen Saalberge: die liebliche Natur erinnert mich sehr lebhaft an Dresden und die angenehmen, dort verlebten Tage. Um mich an Dich zu erinnern, liebe, liebe Lisbeth, brauche ich nicht erst dergleichen etwas weitschweifigen Erinnerungshebel: im Gegentheil denke ich so beispielslos oft an Dich, daß ich eigentlich fast immer an Dich denke, nicht einmal wenn ich schlafe, ausgenommen; denn ich träume ziemlich oft von Dir und unserm Zusammensein.

Nicht wahr, es hat sich Alles ganz köstlich getroffen? Ich habe es, bis ich wirklich fort war, nicht recht geglaubt, daß es zu der Reise kommen würde; und nun habe ich so wunderschöne Tage in Dresden verlebt und habe mich mit Dir so oft und so ausführlich unterhalten können! Du bist doch eigentlich kaum 7 Wochen fort: Gott, die Zeit scheint mir ein kleines Jahrhundert zu sein! Und jetzt bildet mein Aufenthalt in Dresden den farbenreichen, poetischen Hintergrund für die Prosa meines Alltaglebens! Ich hoffe, daß Du übrigens in keiner Beziehung traurig bist, daß ich nicht länger in Dresden bleiben konnte:

mein Gott, Michaelis sehen wir uns ja wieder, und das ist ja kaum ein Halbjahr! Meinst Du, das ist ein schlechter Trost! Lieb' ich nicht!?"

„Dresden ist ja zu gemüthlich, da wirst Du es doch die paar Monate aushalten können! Vor allen Dingen suche nur alle Kunstschätze Dresdens recht kennen zu lernen, damit Du auch in dieser Beziehung etwas Ordentliches profitirst. In die Bildergalerie mußt Du wöchentlich mindestens ein bis zweimal laufen, wenn Du Dir auch nur immer zwei, drei Bilder so genau ansiehst, daß Du mir eine detaillirte Beschreibung (natürlich schriftlich) davon machen kannst. Nicht wahr, sehr egoistisch? Lieb' ich nicht!?"

„Meine Rückreise war mehr oder weniger langweilig, in Leipzig aß ich noch ein Beefsteak mit Lebensgefahr, wenigstens mit der Gefahr sitzen zu bleiben, was aber aus Versehen nicht erfolgte, besuchte in Naumburg meine Freunde und wandelte am Abend in ihrer Begleitung anmuthig meiner Pforta zu."

„Außer diesen großartigen Ereignissen habe ich noch nichts Bedeutendes erlebt, da wir uns genugsam über Alles gesprochen haben."

„Lebe, beiläufig gesagt, recht hübsch wohl und denke ohne weitere sentimentalen Ergüsse an

Deinen Dich herzlich liebenden

Fritz.

„Du wirst nicht verfehlen, liebe Lisbeth, meinen herzlichen Dank in rührenden und ergreifenden Worten Deinen lieben Pflegeeltern auszusprechen. Das Nähere und Weitere überlasse ich Deinem Scharfsinn."

Die Sommerferien 1862 verlebte Fritz mit unsrer Mutter zusammen wieder bei dem Onkel Edmund in G. Er sandte mir nach Dresden folgende Ferienberichte:

G., 7. Juli 62.

Liebe Lisbeth!

„Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit erlebe ich Deinen Geburtstag nicht mit Dir zusammen; das thut Dir und mir leid, das weiß ich, liebe Lisbeth, sehr leid! Im Geiste aber

wollen wir viel an uns denken und uns gegenseitig vorstellen; hierzu brauchst Du übrigens die mißlungene Photographie nicht anzuwenden, die ich am liebsten gar nicht mitsenden möchte. Mein Hauptgeschenk, liebe Lisbeth, bekommst Du erst später, was Du mir bei der Kürze der bis jetzt verflossenen Ferientage verzeihen magst — und auch heimlich; denn es würde mich genieren, meine Produktionen den Augen so vieler feinen und kunstverständigen Gratulanten ausgesetzt zu wissen. Ich befinde mich übrigens, wie Du hoffentlich auch, ungemein wohl. Habe die ersten 3 Tage meiner Ferien in Naumburg logirt, bin im Circus Hinné gewesen, bin dann Freitag nach G. gereist und habe da ganz angenehme Tage verlebt. Gestern eine Rammelsburgpartie, die schon an's Abenteuerliche grenzte. Im Schloßsaal war Konzert; im Ganzen recht dilettantenmäßig. Es war halb sieben Uhr geworden, der Himmel schwarz umwölkt. In einem Fabrikgebäude, in das wir flüchteten, überraschte uns ein ziemlich großartiges Unwetter mit Blitz, Donner und Schloßen; als dieses aufgehört, machten wir uns (Mama und ich) auf den Weg, wateten im ungeheuren Schmutz und langweilten uns, bis endlich ein neues Wetter uns überfiel, und wir Arm in Arm, umleuchtet von den grellsten Blitzen, recht gründlich durchnäßt wurden. Unser Aufzug war sehr lächerlich; sonst die ganze Geschichte etwas lebensgefährlich, was mich aber in gute Laune versetzte. Näheres darüber Mama.

„Da fällt mir eben ein, daß ich Dir noch gar nicht gratulirt habe. Was ich Dir wünsche, das wünschest Du mir ja auch: weshalb es noch immer in Worte kleiden, was wir fühlen? Mein einziger Wunsch außerdem ist nur, daß alle Wünsche auch in Erfüllung gehen, wenn sie wirklich Dein leibliches und geistiges Wohl bezwecken."

„Ich schreibe Dir in diesen Ferien noch einmal."

„Bis dahin Adieu, liebe Lisbeth!

Dein Fritz Nietzsche."

G., 28. Juli 62.

Liebe Lisbeth!

„Die erste Hälfte Deines Namens mit dem wohlgelungenen Klecks in der Mitte datirt noch von meinem vorigen Brief;

das Blatt benutzte ich aus Mißmuth über solche Verunzierung nicht weiter. Jetzt wird es mir bei dem gegenwärtigen Briefpapiermangel wieder zugeschoben, und ich benutze es, um darauf eine Fortsetzung meines vorigen Briefes zu geben. Ich weiß nicht, ob ich Dir schon von unsrer Kyffhäuserpartie schrieb; gleichviel, sie war niedlich. Mama wird dir schon Alles mittheilen. Wir sind viel spazieren gegangen — wie Du wahrscheinlich auch bei dem schönen Wetter. Ich habe viel Klavier gespielt, wie Du wahrscheinlich auch bei Deiner neuen Lehrerin; ich schicke Dir nächstens ein paar leichte Kompositionen von mir. Wie hübsch, wenn Du mir sie später in Naumburg vorspielen kannst. Du kannst Dir selbst aus meinen ungarischen Skizzen auswählen, was Du haben willst. Die fertigen Stücke sind: Heldenklage, Nachts auf der Haide, Haideschenke, Zigeunertanz, Heimweh u. s. w. Auch gedichtet habe ich. Wenn Du wiederkommst, habe ich Dir Manches zu zeigen.

„Denke Dir, neulich ist hier der Onkel von einem Zimmermeister um eine Richtrede gebeten worden; da habe ich denn ein Richtgedicht gemacht, woran jetzt der Meister fleißig büffelt.

„Nun sind die lieben Ferien bald wieder vorüber — heute geht in Naumburg das Kirschfest an. Ich möchte ganz gerne da sein. Meine Freunde habe ich die Ferien gar nicht genossen. Wir haben sie mehrere Tage in G. erwartet, sie machten nämlich eine Harzreise, und Wilhelm schrieb, daß sie durchkommen würden. Sie kamen aber nicht. — Wenn Du nur erst nach Naumburg kommst, das wird famos! Wir leben hier gar nicht mehr recht in der Gegenwart. Ich phantasire öfters Abends auf dem Klavier, wobei sich Onkel und Mama mit der Deutung abplagen. Im Ganzen sind wir sehr lustig und vergnügt und denken oft an Dich. Nun hoffe ich aber auch, daß Du bald etwas Genaueres von Dir hören läßt. Denn neugierig sind wir nun einmal!

Nämlich ich,

Dein Fritz."

Die Sommerferien 1863 führten ihn wieder zu den Tanten nach dem Voigtland, von wo er einen weiteren Ausflug in das Fichtelgebirge unternahm und mir folgenden Bericht schickte:

Liebe Lisbeth!

„Es ist heute mein letzter Ferientag, und für eine Zeit hat es nun wieder geschnappt. Gerne möchte ich Dir noch Nachricht davon geben, wie ich meine Tage vollbracht, da Du leider abhanden gekommen bist, und ich Dir nicht mündlich meine Abenteuer erzählen kann. Genug, daß ich mich auf der Straße von Wunsiedel nach Weißenstadt darüber ärgerte, daß Du, wenn ich zurückkomme, verreist seiest. Nun mag es Dir recht wohl gehen, und mir ist's eben so gegangen — arbeiten — nicht gerade gar nichts — erlebt — nicht gerade sehr viel' — aber Alles in einer netten glatten Form, mit einem Anstrich von Eleganz und Leichtlebigkeit, aber auch im humoristischen Gegensatz mit einem starken Aufguß von bairischer Biergemüthlichkeit; ich bin ein wenig dicker geworden und habe mich von meiner Anstrengung durch tägliche Mittagsschläfchen wieder hergestellt. Jetzt nun — o jerum — bis zu den nächsten Hundstagen lachende Aussichten auf nichts als Arbeit, Mühe, Schweiß.

„Mein Leben in Plauen — Du kennst es und kannst es Dir vorstellen, meinen Brief an Mama hast Du auch gelesen, Näheres, wenn es Dir gefällt — was wir gegessen, gesprochen, gelesen, besucht. erfahren, spazierengegangen — kann ich Dir mündlich mittheilen. Durchweg sehr niedliche Stimmung, ohne eingreifende Ereignisse wie Ball oder Konzert, aber doch im Vollgenuß eines Privatlebens unter Verwandten. Dann bin ich eine Woche von dort verreist, notizenhaft will ich Dir Alles mittheilen; denke Dir Alles im novellistischen Stile vorgetragen, und Du hast manche interessante Scene darunter.

„Donnerstag. Wetter unsicher, Abschied nach Oelsnitz mit einem Handwerksburschen und Buchbinderlehrjungen, dort Schützenfest, Auszug, Diakonus Strobels, mit ihm über Schießhaus nach Voigtsberg, zurück, nach Mittag mit ihm nach Triebel, dort auf dem Wege Schulrevision von ihm, dem interimistischen Rektor. Bei Pastor Strobels.

„Freitag. Früh auf dem Kirchberg („denkst Du daran, mein ....?") nach Tische wieder nach Oelsnitz, den Abend auf dem Schießplatze, Volksfest, gemüthlich. Dort geschlafen.

„Sonnabend. Fort bis Elster sehr heiter, auf und ab, in

Pförtner Trab, Waldfelsen mit rothen Blumen, Onkel Hugo schon fort, nach Asch, böhmische Paßrevision, auf einem Leiterwagen zu Stößens, Abends nach Neuhausen, bairischem Grenzort, dort mit dem Direktor getrunken bis 12. Dann in Asch geschlafen.

„Sonntag. Turnerfahnenweihe, Volksfest, mit ausgezogen, Reden vom Bürgermeister, von drei Damen, die auf den Hund kamen. Dann wieder nach Neuhausen, dort bis 1 Uhr Nachts mit bairischen, böhmischen Grenzbeamten zusammen.

„Montag. Um 9 Uhr fort nach Franzensbad, wo ich etwa 1/2 2 eintreffe, hoher Luxus, Modejournale von Menschen, dort Konzert gehört, bis 5 mich unter den Puppen bewegt, unter Larven und Polinnen (kohlschwarz) die einzig fühlende Brust. Nach Eger, altes, berühmtes, grauschwarzes Schloß angesehen, Alles katholisch, Heiligenbilder ganz bunt, dann um 8 noch fort durch Waldungen, mit einem Bierbrauer und Wirthschaftsbesitzer 3 Stunden noch gegangen, es regnet etwas. Ueber die bairische Grenze; Dorfkneipe, zwischen Fuhrmann und Hausknecht auf der Streu. Schnarcht gewaltig, stinkt nach Pferd.

„Früh Dienstag um 5 fort durch Wald nach Wunsiedel 6 Stunden, durch und durch naß, im Kronprinzen umgezogen und table d'hôte gegessen, fein, auf die Luxburg in Begleitung eines jungen Doktors, ein Berg in granitenen Trümmern, Felsenlabyrinth mit langem Moose, Fichten durchwachsen, Durchbrüche, Schlünde, Brücken, Leitern. Zurück über Wunsiedel, nach Weißenstadt, links Schneeberg und Rudolphstein, Abends um 9 Uhr dort im Löwen gut gespeist (Suppe, Forellen, Kartoffeln Bier) sehr gut geschlafen (Sprungfedermatratze, Alles sehr elegant), gut gefrühstückt, recht gut bezahlt, fort nach dem Waldstein.

„Am Mittwoch, ein Gewitter mit starkem Regen, zwei Stunden darin aufwärts gestiegen, endlich Treppen und Leitern, Glashäuschen, umgezogen, wundervolle Weitsicht, weiße Nebelmassen aus den Schluchten nach dem Gewitter, herab nach Schwarzenbach zu, vielfach verlaufen, allmählich Landregen, in Schwarzenbach durch und durch naß auf Eisenbahn gesetzt, nach Plauen gefahren. Dort sehr erwartet. Sie! Was dort noch erlebt, nicht viel. Am Sonntag bin ich wieder zurückgereist und habe sehr gemüthlich und nett mit der Mama noch das Kirschfest

verlebt. Nun ist's aus. Grüße auch in G. alles recht von mir und denke mitunter einmal an mich, wenn Du zum Schreiben keine Zeit hast. Leb' recht wohl! Gutes Thierchen!

Fritzchen, das Alumnuschen."

Durch den Zwischensatz „Denkst Du daran mein ....?" (die vier Punkte sollen Lama heißen, Fritz deutet den Spitznamen nur zart an, da ich ihn damals nicht leiden konnte) sollte ich an eine Kinderscene erinnert werden, die wir auf jenem Kirchberg erlebt hatten. Wir waren schon früher im Pfarrhaus zu Triebel zu Besuch gewesen, hatten zufällig gehört, daß der Kirchberg eine alte Opferstätte gewesen sei, fanden Steine und Knochen, bauten einen Altar, schichteten Knochen und Holz darauf und zündeten es an. Als der treffliche Pfarrer, durch den sonderbaren Geruch aufmerksam gemacht, zu uns kam, fand er uns feierlich mit brennenden Kienspähnen den Altar umschreitend, in seltsamen Tönen eine Art Hymnus singend: Wodan erhöre uns! Er sistirte, nicht ganz angenehm berührt, dieses improvisirte Opferfest.

V. Capitel.

Die letzten Schuljahre in Pforta.

Motto: Nein, meine gelehrten Freunde! Ich segne euch auch noch um eures Buckels willens! Und dafür, daß ihr gleich mir die Litteraten und Bildungs-Schmarotzer verachtet! Und daß ihr nicht mit dem Geiste Handel zu treiben wißt! Und lauter Meinungen habt, die nicht in Geldeswerth auszudrücken sind! Und daß ihr Nichts vertretet, was ihr nicht seid! Daß euer einziger Wille ist, Meister eures Handwerks zu werden, in Ehrfurcht vor jeder Art Meisterschaft und Tüchtigkeit, und mit rücksichtslosester Ablehnung alles Scheinbaren, Halbechten, Aufgeputzten, Virtuosenhaften, Demagogischen, Schauspielerischen in litteris et artibus — alles Dessen, was in Hinsicht auf unbedingte Probität von Zucht und Vorschulung sich nicht vor euch ausweisen kann.

(Die fröhliche Wissenschaft.)

Das äußere Leben in Pforta blieb auch während der späteren Schuljahre den Tagebuchbeschreibungen meines Bruders vollkommen ähnlich, nur sein inneres Leben wendete sich neuen Zielen zu und entwickelte sich immer reicher. Mein Bruder strebte, wie wir aus den Aufsätzen der Germania sahen, mit ungestümem Eifer vorwärts und suchte sein Wissen in jeder Hinsicht zu vertiefen und zu erweitern.

Fritz war, bis er nach Obersecunda kam, ein Musterschüler, was man aus seiner Censur vom Herbst 1861 als Primus der I. Ordnung von Untersecunda ersehen kann:

Betragen: recht gut.
Fleiß: recht gut.
Leistungen: Religion 2a, Lateinisch 1, Griechisch 2a, Hebräisch 2b, Deutsch 2a, Französisch 2a, Mathematik 2b, Geschichte 2a.

Ordinarius der Klasse:
Corssen.

Was nun die Ursache war, weshalb sich der Musterknabe in Obersecunda in einen etwas lässigen Schüler verwandelte, kann ich jetzt nicht mehr genau feststellen. Die Schule begann ihn zu langweilen; er trug sich mit dem Gedanken, sich ganz der Musik zu widmen, schwärmte dazwischen für Urwald und Holzhacken und klagte beständig über den gleichen Trott und die bedrückende Enge, in der sich sein Leben abspielte. Mit großer Leidenschaft warf er sich auf geistige Interessen, die außerhalb der Schulatmosphäre lagen. Ein Synodenvortrag im März 1862, den er in seiner litterarischen Gesellschaft „Germania" hielt, und welcher seine Gedanken über „Fatum und Geschichte" und über „Willensfreiheit und Fatum" zum Ausdruck brachte, ist ein höchst bedeutsames Beispiel, wie tief er sich schon damals mit philosophischen Problemen beschäftigt hat. Vielleicht kann ich gerade hier auch eine Erklärung für seinen verminderten Fleiß und seiner schwächeren Liebe zur Schule geben.

Durch das ganze Leben meines Bruders zieht sich ein Widerstreit zwischen den privaten wissenschaftlichen Neigungen und den wissenschaftlichen Forderungen, welche Schule, nachher Universität und Fachstudium, später die Professur an ihn stellten. Dieser innere Widerstreit tritt zuweilen stärker hervor, zuweilen scheint er ganz zu verschwinden, denn zu allen Zeiten hat er versucht die wissenschaftlichen Forderungen, die ihm durch äußere Verpflichtungen auferlegt wurden, so zu vertiefen und zu erweitern, daß er schließlich auch an den ihm gewissermaßen von Außen aufgedrungenen Studien lebhafte und warme Befriedigung empfand und sie seinen Hauptinteressen förderlich und dienstbar machte. Natürlich gehört viel Kraft und Gesundheit dazu, eine solche Doppelarbeit zu bewältigen: die eigensten, innersten Bestrebungen zu fördern und die äußern Pflichten nicht zu vernachlässigen. Fühlte er nun, daß seine Privatstudien unter der Ueberwindung und dem Zurechtmachen der fremden Stoffe litten, empfand er, daß seine Kräfte doch wohl für diese anstrengende Doppelarbeit nicht ausreichten, so ergriff ihn tiefes Mißbehagen gegen das ihm von außen Aufgedrungene. Eine solche Zeit waren die Monate Januar bis Herbst 1862. So gesund und kräftig er aussah, so litt er doch während dieser Monate viel an Erkältungen, Heiserkeit und öfters wiederkehrenden Augen-

und Kopfschmerzen. Natürlich konnte er dabei nicht so viel arbeiten wie gewöhnlich, und das mochte ihm wohl die ganze Schule verleiden.

Auch den Schulgenossen stand er in jener Zeit nicht besonders nahe, obgleich schon ein Fortschritt gegen früher zu bemerken war. Vor übereilten Freundschaften schützt in Pforta, daß sich die Schüler unter einander „Sie“ nennen, aber Fritz neigte zu solchen Uebereilungen überhaupt weniger, als gut war. Unsre Mutter beunruhigte sich hie und da über sein abgeschlossenes Wesen, besonders auch, da es der Tutor zuweilen mißfällig erwähnte. Als ihr Fritz Weihnachten 1861 eine Photographie von der schönen alten Kirche in Pforta schenkte, auf welcher der Photograph ihn als Staffage mit abgebildet hatte, fügte er dem Geschenk folgendes scherzhafte Gedicht hinzu.

Weihnachten 1861.

Zur Erklärung.

Wie ich steh bei meinen Schulgenossen,
Daß ich's Dir nicht sag', hat Dich schon oft verdrossen.

Willst Du's wissen, schaue her:
Also steh ich, wie ein zott'ger Brummelbär.

Mit verschränkten Arm und Beinen
Brumm ich etwas in den Bart, als hätt' ich einen.

An der Wand mit trotziger Geberde
Steht mein Schatten und schaut nieder auf die Erde.

Gegenüber meinem Angesichte
Steht ein Mensch, wer's ist, das sag' ich nichte.

Daß ein Mensch es sei, kannst Du ergründen
An dem Rocke und der weißen Halsbinden.

Dies besagte Menschenkind steht zweifelnd vor mir,
Fraget mich: „Was stehn Sie vor dem Kirchenthor hier?“

Denken Sie, ich steh' zum Amüsement
In der Sonne in einem sonderbaren Herzensdrang?

Blos, damit Mama es sehe
Wie ich bei meinen Schulgenossen stehe.

Dieses Bild von Schulz, dem Photographen,
Soll auf ihrem Weihnachtstische schlafen,

Wo es als Entschädigung für die Geschenke
Daliegt, die ihr nicht zu schenken ich gedenke.

Obersecunda ist übrigens wohl für die meisten Schüler die Zeit, sich unverstanden zu fühlen. Bei meinem Bruder trat dies vielleicht etwas stärker hervor, weil damals sein erster Tutor, Professor Buddensieg, an den er sich warm angeschlossen hatte, erkrankte und starb. Ein neues inniges Anschließen wurde meinem Bruder in seiner Knaben- und Jünglingszeit sehr schwer, und nur dann öffnete er sein Innerstes und kam mit der Fülle der ihn bewegenden Gedanken hervor, wenn sein ganzes Herz von inniger Liebe erfüllt war und er glauben konnte, daß auch auf Seiten des Lehrers wärmstes Wohlwollen herrschte. Nur dauerte es ziemlich lange, ehe mein Bruder zu einer solchen Ansicht kam, denn er war nichts weniger als suffisant. Ehe er überzeugt war, daß ihm Jemand aufrichtig zugethan sei, und seine Begabung anerkenne, mußte es ihm ein Lehrer sehr deutlich zeigen, und das geht wohl im Allgemeinen in Pforta gegen die Erziehungsprincipien.

Je weniger nun mein Bruder damals in der Schule selbst Befriedigung fand, destomehr beschäftigte er sich mit andern Dingen, z. B. mit meiner Erziehung. Es wurde damals beschlossen, mich in Pension zu schicken. Fritz überlegte sich das nach allen Seiten hin, ehe er aber zu einem Entschluß kam, war unsere Mutter schon mit mir nach Dresden abgereist. Folgender drolliger Brief, mit dem er späterhin sehr geneckt wurde, da er so großmüthig Dresden mit seinen Bildungsmitteln gerade genügend für mich fand, zeigt sehr deutlich seine erzieherische Fürsorge:

Februar 1862.

Liebe Mama!

„So hast Du nun die liebe Lisbeth auf lange Zeit fortgebracht, die sich gewiß recht zurücksehnen und sich wenig heimisch

in dem großen Dresden fühlen wird. Du selbst hast dort gewiß einige schöne Tage, besonders in Rückerinnerungen an vergangene Zeiten, erlebt, denn durch die Zeit wird Alles theuer, was uns einmal in Freude und Erstaunen versetzt hat, und schwer wirst Du von Dresden und Lisbeth geschieden sein, das weiß ich recht wohl. — Wie es nun mit ihren Verhältnissen steht, davon weiß ich gar nichts, schreibe mir recht lang und ausführlich. Wenn sie nur in einer recht vornehmen und guten Pension untergebracht ist! Mir will Dresden nicht recht gefallen, es ist nicht großartig genug und in seinen Eigenheiten, auch in der Sprache den thüringischen Elementen zu nahe verwandt. Wäre sie z. B. nach Hannover gekommen, so hätte sie völlig verschiedene Sitten, Eigenthümlichkeiten und Sprachen kennen gelernt; es ist immer gut, wenn der Mensch, um nicht einseitig zu werden, in verschiedenen Regionen erzogen wird. Sonst als Kunststadt, kleine Residenz, überhaupt zur Ausbildung von Elisabeths Geist wird Dresden völlig genügen, und ich beneide sie gewissermaßen. Doch glaube ich in meinem Leben noch viel dergleichen genießen zu können ...... Wenn sie nur noch hübscher schreiben lernte! auch wenn sie erzählt, muß sie diese vielen „Ach" und „Oh's", „Du kannst gar nicht glauben wie herrlich", „wie wundervoll", „wie bezaubernd das war", weglassen &c. ......"

Im August 1862 wurde Fritz wieder von heftigen Kopf- und Augenschmerzen befallen, so daß ihm der Arzt gestattete, die öde Langeweile der Pförtner-Krankenstube mit Naumburg zu vertauschen, wo er sich durch Spazierengehen und Saalbäder bald und gründlich erholte.

Nach den Herbstferien begann er als Primaner sehr frisch und arbeitslustig sein Pförtner-Leben von Neuem; leider passirte ihm eine etwas unangenehme Geschichte, welche ich ihn selbst erzählen lassen will.

„Es thut mir leid, daß ich euch gestern nicht in Almrich treffen konnte; ich war aber verhindert, insofern ich dispensirt war. In Bezug hierauf werde ich euch eine kleine Geschichte erzählen.

„Allwöchentlich hat einer der neuen Primaner die Schulhausinspectorenwoche, d. h. er hat Alles, was eine Reparatur in den Stuben, Schränken, Auditorien u. s. w. nöthig macht, zu verzeichnen und einen Zettel mit all' diesen Bemerkungen auf

der Inspectionsstube abzugeben. Ich hatte vorige Woche dieses Amt; es fiel mir aber ein, dies etwas langweilige Geschäft durch Humor pikanter zu machen, und schrieb einen Zettel, auf dem alle Bemerkungen in das Gewand des Scherzes gekleidet waren. Die gestrengen Herrn Lehrer waren darob sehr erstaunt, wie man in eine so ernsthafte Sache Witze mischen könnte, luden mich Sonnabend vor die Synode und diktirten mir hier als Strafe nicht weniger als drei Stunden Karcer und den Verlust einiger Spaziergänge zu. Wenn ich mir dabei irgend eine andere Schuld als Unvorsichtigkeit zumessen könnte, würde ich mich darüber ärgern; so aber habe ich mich keinen Augenblick drum bekümmert und nehme mir nur daraus die Lehre, andermal mit Scherzen vorsichtiger zu sein ......"

Unsre Mutter hatte die Sache erst einfach und leicht, später aber doch ernster genommen und ihren Gefühlen darüber Ausdruck gegeben. Fritz antwortete darauf ein wenig ärgerlich:

„Ich kann nicht begreifen, wie Du Dich nur noch einen Augenblick über die Folgen jener Geschichte bekümmern kannst, da Du sie ja richtig aufgefaßt und mir in den Briefen vorgehalten hast. Ich werde mich wohl auch vor ferneren Unüberlegtheiten hüten; aber daß ich nur etwas länger verstimmt darüber gewesen wäre, daran ist nicht zu denken. Mögen Andere darin suchen, was sie wollen, ich weiß was darin lag, und damit bin ich völlig beruhigt. Wie gesagt, ich habe mich selten in einer wohleren Stimmung gefühlt als jetzt, und meine Arbeiten gehen gut vorwärts, ich habe sehr vielfachen und angenehmen Umgang — und an beeinflussen ist nicht zu denken, da ich erst Personen kennen lernen mußte, die ich über mir fühlte. Auch die kalte Temperatur finde ich ganz gemüthlich — kurzum ich fühle mich sehr wohl und bin gegen Niemand, auch gegen die Lehrer nicht, in verbitterter Stimmung. Vielleicht konnten sie als Lehrer die Sache nicht anders auffassen u. s. w."

Der witzige Wochenbericht ist in Berlin im Verein alter Pförtner zum allgemeinen Amüsement vorgelesen worden. Mir selbst sind einige der anstoßerregenden Bemerkungen als äußerst harmlos in der Erinnerung geblieben, z. B.:

„Im Auditorium So und So brennen die Lampen so düster, daß die Schüler versucht sind, ihr eigenes Licht leuchten zu lassen."

„In der Obersecunda sind kürzlich die Bänke gestrichen und zeigen eine unerwünschte Anhänglichkeit an die sie Besitzenden" u. s. w.

Ich glaube, mein Bruder ist von den Lehrern oft falsch beurtheilt worden, wenn sie sich auch immer recht freundlich gegen ihn zeigten. Es wurde mir einmal erzählt, daß sie ihn im Verdacht gehabt hätten, daß er mokant über sie urtheile — aber nichts lag ihm ferner. Er hatte die lebhafteste Bewunderung für ihre wissenschaftlichen Forschungen, schätzte die Strenge und Wahrhaftigkeit ihrer Methode auf's Höchste, und sprach nur mit großer Verehrung von ihnen, besonders von Corssen, Steinhardt, Keil, Koberstein, Peter. Selbst über ihre kleinen und großen Schwächen machte er keine aburtheilenden Bemerkungen, sondern ging darüber hinweg; es war ihm ersichtlich unangenehm, darüber zu reden. Sein ehrfürchtiges Herz wurde von rohen Witzen in dieser Richtung geradezu abgestoßen.

Ueberhaupt neigte mein Bruder eher zur Ueberschätzung anderer Leute als zur Geringachtung; dies zeigte sich besonders im Verhältniß zu seinen Mitschülern. Wenn ich denke, mit welcher Bewunderung er von der Begabung einer ganzen Anzahl derselben gesprochen hat, so frage ich mich jetzt noch mit Erstaunen: was mag wohl aus diesen hervorragenden jungen Leuten geworden sein? Ich weiß, daß ich damals die Empfindung hatte, es müßte mit ihnen eine neue Weltordnung beginnen. Ganz deutlich erinnere ich mich einer öfter wiederkehrenden Bemerkung meines Bruders: „Wenn ich so begabt wie Der und Der wäre, was würde ich daraus machen!"

Sein eignes durchaus sich selbst bestimmendes Wesen kam ihm nur zum Bewußtsein, wenn ihm, wie oben, vorgeworfen wurde, er ließe sich von Dem oder Jenem beeinflussen, (sein überschätzendes Urtheil über Andere verführte dazu) — dann revoltirte er und constatirte gewissermaßen zu seinem eigenen Erstaunen, wie sehr er er selbst, wie unbeeinflußt er war. —

Mein Bruder war aber nicht nur, wie er in der „Fröhlichen Wissenschaft" sagt, „ein verehrendes Thier", sondern er hatte auch ein dankbares Herz. Er war für jede ihm erwiesene Freundlichkeit, mochte sie auch noch so natürlich sein, rührend dankbar, und er freute sich der Geburtstage, da er dann Gelegenheit hatte,

seinen Empfindungen Luft zu machen. Ich möchte hier zwei Verse aus einem innig empfundenen an unsre Mutter gerichteten Geburtstagsgedicht hervorheben:

Du hast seit meinen frühsten Zeiten
Mit treuer Liebe mich gepflegt,
Und mich in Freuden, mich in Leiden,
Ob Thal und Hügel uns auch scheiden,
Als liebste Mutter stets gehegt.

O Gott im Himmel, hör' in Gnaden
Mein innig heißes Flehen an,
Erfülle, Vater, was wir baten,
Und gieb, daß einst ich auch mit Thaten
Der besten Mutter danken kann.

2. 2. 62.

Es ist auch öfters von einer Tante Rosalie in diesem Band die Rede, die die einzige damals noch lebende rechte Schwester unsers Vaters und auf das Eifrigste für uns besorgt war. Wie dankbar wurde das aber auch von Fritz anerkannt, wie viele Aufzeichnungen über sie finden sich jetzt noch in seinen Papieren. Einer der Dankesbriefe mag hier folgen:

Pforta, am 12. Januar 1863, morgens.

Liebe Tante!

„Leider fällt auf Deinen lieben Geburtstag keiner meiner Spaziergänge, und ich kann deshalb nicht im Kreise aller Glückwünschenden dies schöne Fest feiern. Sei es mir darum vergönnt, in einigen Zeilen das auszusprechen, was ich von guten Wünschen für Dich in meinem Herzen hege. Du hast mir immer so viel Liebe erwiesen; noch das letzte Weihnachten legte Zeugniß von dieser Liebe ab, die gern und mit vollen Händen giebt, und die immer sorgt, ob es mir wohl geht, und immer bedacht ist, was mir noch fehle. Für diese Liebe zu danken, und in schwachen Worten die Herzenswünsche auszudrücken, durch die ich einzig meine Dankbarkeit erzeigen kann, ist darum immer, und an Tagen wie heute, besonders eine meiner ersten und liebsten Pflichten gewesen; und mehr noch als diese wenigen Worte sagen können, magst Du mir selbst in meiner Seele lesen, liebe Tante!

„Was soll ich nun noch Alles aufzählen, was unserm kurzsichtigen Ermessen als wünschenswerth erscheint; Alles, was Deine Seele erfreut und das Leben schmückt, ist mehr ein innerlicher Segen als ein äußerlich Gut, das hinfällig und vergänglich ist. Das aber wünsche ich Dir, daß nach Jahresfrist Du ein glückliches, herzerwärmendes Jahr wieder zu der Zahl der vergangenen hinzulegst, und gestärkt in Herz und Muth die Zukunft als ein Geschenk hinnimmst, das nur erquickend und voller Segen sein kann.

Lebe recht wohl und glücklich!“

Dein Fritz.

Vom Herbst 1862 an blieb Stimmung, Gesundheit, Eifer für die Schule frisch und gut. Von den Studien jener Zeit, von den frohen weihnachtlichen Empfindungen berichtet folgender Brief:

Ende November 1862.

Liebe Lisbeth!

„Da ich Dir lange schon einen Brief schuldig war, will ich Dir jetzt einen recht feinen schreiben, wenn nicht meine klobige Feder mich daran hindern sollte. Ich werde Dich wahrscheinlich von weiter nichts als von — Weihnachten unterhalten können. Es ist ja auch jetzt unser Lieblingsgedanke und ist es alle Jahre um diese Zeit gewesen. Stelle Dir nun recht gemüthlich einen meiner ersten Ferienabende vor, wie wir in warmer Stube, mit oder ohne Lampe, dasitzen und uns gegenseitig unsre Wünsche vorzählen. Während dem bereiten drüben Mama und Tante Rosalie geheimnißvolle Werke und — wir lauschen,

wenn sie heimlich Worte tauschen:
und ein ungewöhnlich Rauschen,
bald ein Flüstern, bald ein Knistern,
macht uns nach den Wundern lüstern;
und das geisterhafte Weben,
Hin — und wieder nüber Schweben
macht uns beben. u. s. w.

„Ich hoffe, Du wirst mit Deinen Wünschen noch nicht so entschlossen sein, daß ich Dir nicht wenigstens einige Vorschläge zur Güte machen könnte. Ich habe eine ziemliche Anzahl wünschenswerther Bücher und Musikalien aufgeschrieben und

will Dir so Einiges mittheilen. Von letztern z. B. scheint mir sehr passend für Dich ein Werk Schumanns, desselben, der die zerbrochene Fensterscheibe komponirt hat. Und zwar sind es seine schönsten Lieder überhaupt; es ist „Frauenliebe und Leben", Gedichte von Chamisso. Der Text ist gleichfalls wunderschön. Von Büchern kann ich Dir zuerst zwei theologische Werke anempfehlen, die Dich und mich sehr interessieren werden. Ich habe sie selbst aus dem Munde W . . . . . s, Deines Lehrers, loben gehört, für Dich sicherlich bedeutungsvoll. Beide sind von Hase, dem berühmten in Jena lebenden Professor, den ich selbst beinahe einmal gehört hätte, der nämlich der geistvollste Verfechter des idealen Rationalismus ist. „Das Leben Jesu" ist das eine und die Kirchengeschichte das andere Buch. — Schreib' an mich, wenn Du die spezielle Adresse haben willst. Oder willst Du Dir vielleicht ein englisches Buch wünschen? Ich an Deiner Stelle würde ganz entschieden Byron englisch lesen. Ich könnte Dir noch verschiedene Bücher aufschreiben. — Nun will ich meine Wünsche sagen. In Hinsicht auf Musik also wünsche ich mir Paradies und die Peri von Schumann, für Klavier solo arrangirt. Das ist etwas Entzückendes für Jedermann, also auch für Dich. Dann Shelley's poetischen Werke, übersetzt von Seybt. Ich würde mich ganz ungemein freuen, wenn ich beides bekäme, denn es sind meine einzigen Wünsche.

„Da fällt mir doch noch Einiges ein, was ich Dir erzählen muß. Der neue Lehrer, Doctor V., ist bereit, englische Privatstunden zu geben; es haben sich eine Menge gemeldet, ich denke aber doch erst Ostern beizutreten. Augenblicklich studiere ich ja schon italienisch privatim; wir lesen im Lateinischen Virgil, Livius, Cicero, Sallust, im Griechischen Ilias, Lysias, Herodot, im Hebräischen das erste Buch Mose, im Deutschen das Nibelungenlied in der Ursprache; Französisch in der Klasse: Karl XII., in einem Kränzchen mit dreien außer mir Athalie und im italienischen Kränzchen Dante! Wenn das vorläufig nicht genug ist, dann weiß ich nicht! . . . . . ."

Seine Vorschläge zu meinen Weihnachtswünschen wurden allseitig, außer von mir selbst, durchaus für mich ungeeignet und egoistisch für sich selbst berechnet gefunden, worüber er sich in einem späteren Brief außerordentlich empört ausspricht, was

aber auf die glückliche weihnachtliche Stimmung schließlich nicht den geringsten Einfluß hatte.

Unsre Mutter gab zu Weihnachten die Parole aus, wir dürften uns unter einander nichts ohne begleitende Verse schenken. Nachfolgendes an mich gerichtete Sonett ist noch von jener Bescheerung her erhalten:

Weihnachten 1862.

„Ohne Verse, heißt es, keine Gabe!
Ohne Verse voll von Scherz und Witz!
Dichten mußt Du, sollst Du, kannst Du, Fritz!"
Darum stürmt' ich fort im raschen Trabe,

Machte in die Ader einen Ritz,
Merkte, daß zu eng der Dichtung Schlitz,
Daß den Witz ich drin gelassen habe;
Nimm drum — krächzt' ich auch gleich als ein Rabe —

Dies Sonett als einen schlechten Witz.
Freu' Dich, daß ich drin gelassen habe
Spott, Satire, Hohn sehr scharf und spitz.
Nimm mit Großmuth diese kleine Gabe,

Große Dichterin, von Deinem Fritz.
— — — — — — — —
's fehlt 'ne Zeile.' Ist das auch ein Witz?"

Ich hatte mich damals auch mit großer Leidenschaft dem Dichten ergeben; Fritz nannte die Producte: „Tausendfüßler", ich glaube, das sagt genug.

— —

Fritz begann in Prima mit einigen Schulgenossen in ein näheres Freundschaftsverhältniß zu treten. Zwei davon sind sein ganzes Leben hindurch warme innige Freunde geblieben: Paul D. und der etwas jüngere Freiherr Carl v. G. Im weiteren Verlaufe der Lebensbeschreibung werden wir den beiden Namen, vorzüglich dem letzteren, sehr oft begegnen. Die

andern Schulfreunde hat er später ganz aus den Augen verloren, auch haben die Jahre 1870—71 manches junge reiche Leben aus dem Bekanntenkreise meines Bruders zu früh vernichtet.

Gleichartige wissenschaftliche Neigungen verbanden ihn besonders mit Paul D.; ihre Gedanken begegneten sich eine gewisse Zeit lang so oft, daß sie, wenn bestimmte Themata berührt wurden, nur einander ansahen und dann sagten: „Wir verstehen uns.“

Lebhaften Antheil nahm mein Bruder auch an einer rührenden Liebesgeschichte des Freundes Paul. Als sich dessen Gegenstand leidenschaftlichster Verehrung mit einem Andern verlobte, versetzte sich Fritz ganz in die Seele des Freundes und dichtete zwei Lieder „Untreue Liebe“. Sodann versuchte er, ihn mit allen erdenklichen philosophischen Gründen zu trösten, und Freund Paul erinnert sich noch heute, wie sie zusammen in den Abendstunden in den düstern Kreuzgängen wandelten, und Fritz die alten Griechen und Römer mit ihren in Bücherstaub und Schulweisheit gehüllten Trostgründen anführte, um den Freund in seiner Schwäche zu stärken.

Eines der zu Ehren der untreuen Liebe gemachten Gedichte ist noch erhalten, doch weiß ich nicht, ob die darin geschilderten Vorgänge der historischen Wahrheit in der Herzens- und Liebesgeschichte des Freundes entsprechen:

„Die Hand, die herzlich dargebotene
Zurückgegeben, zweifelhaften Auges,
Und auf der Zunge, wägend Silb' um Silbe —
Das Herz, den aufgebrochnen Brief zurück
Gewiesen, ungelesen, ungedeutet!
Und das von Dir!
Herum im Kreise staunten
Und lachten Eintagsfliegen, flogen weiter
Und summten ärgerlich Gesumm. Jedoch
Ein Gott riß mich heraus, mit wilder Schwermuth
Den Sinn umnachtend. —
Und lächelnd schau ich jetzt die Fäden an,
Die durchgeriss'nen, durch die Hand mir gleitend,
An denen es wie Blut und Thränen glänzt:

Sie waren schön und sind es noch, und wie
Des späten Sommers Schleier fliehn sie fort,
Ein Windhauch spielt mit ihnen, und das Gold
Der Abendsonne glüht und glitzert drinnen.
Du nicht mehr mein! Es spielt mein liebster Traum
Mit Deinem Bild, und einsam steigst Du auf
Aus Herzenstiefen wie ein Stern, entglommen
An meines Lebens nächt'gen Himmel — doch
Schon ferne, ach zu ferne, schon versunken!"

(gedichtet 1863).

Aber Fritz schien durch ähnliche Erlebnisse seiner Freunde schon früher die Vorstellung gewonnen zu haben, daß Liebesempfindungen außer Bitternissen doch auch manches Süße bergen müßten. Als nämlich die Schwester eines seiner Unteren, Fräulein Anna R., bei ihren Großeltern Geheimrath B. in Kösen zum Besuch war, hatte auch Fritz zu schwärmen angefangen. Sie war eine kleine, liebliche, ätherische Berlinerin, dabei liebenswürdig, gut unterrichtet und sehr musikalisch. Mein Bruder war im Gegensatz dazu der große, breitschultrige, kräftige, etwas feierliche und steife Junge. Seine Vorstellungen, daß wir Frauen eigentlich zarte Vögelchen, etwas sehr Feingeartetes und Zerbrechliches sind, ist vielleicht auf diese erste jugendliche Schwärmerei zurückzuführen. Fritz spielte mit Fräulein Anna vierhändig, widmete ihr Verse und eine musikalische Rhapsodie, und fühlte sich, wie ich glaube, recht befriedigt, auch einmal von jenen Empfindungen, von denen seine Schulgenossen so viel Wesens machten, ergriffen zu sein. Sehr gemischte briefliche Stimmungen, die mich in großes Erstaunen versetzten, waren die Folge dieser Gefühle, wie man aus zwei Briefen jener Zeit noch ersehen kann.

Pforta, September 1863
(am Tage nach dem Abiturientenexamen).

Meine Lieben!

„Nicht wahr, ein paar Zeilen von mir kommen Euch jetzt recht erwartet, da ich heute doch nicht selbst kommen konnte. Ob ich zwar selbst nichts erlebt habe; hingegen dachte ich im Fluß voriger Woche einen Bogen voll der buntesten, niedlichsten

Erlebnisse zu bekommen. Aber die Woche ist vorübergehinkt und hat mir nur einen Zettel gebracht, aus dem ich erfuhr, daß Ihr meiner noch gedächtet, und daß meine Wäsche schmutzig sein müsse, was seltsamerweise auch wahr war.

„Also heute einige Zeilen, damit Ihr erfahrt, daß ich noch lebe, Bücher um mich gewälzt habe und bis nächsten Sonnabend nicht dran denken kann, aus dieser Verschanzung heraus zu kommen. Dabei bin ich heiter, mitunter verstimmt, erlebe bald lustige, bald verdrießliche Dinge, aber das Uhrwerk ist im Gang und schnurrt fort, ob eine Fliege sich auch drauf setzt oder eine Nachtigall dabei singt.

„Allerdings der Herbst und seine gereifte Luft hat die Nachtigallen vertrieben, und die Fliegen haben sich dabei eine Erkältung zugezogen. Und ich liebe den Herbst sehr, ob ich ihn gleich mehr durch meine Erinnerung und durch meine Gedichte kenne.

„Aber die Luft ist so krystallklar, und man sieht so scharf von Erde nach Himmel, die Welt liegt wie nackt vor den Augen.

„Wenn ich minutenlang denken darf, was ich will, da suche ich Worte zu einer Melodie die ich habe, und eine Melodie zu Worten die ich habe, und beides zusammen, was ich habe, stimmt nicht, ob es gleich aus einer Seele kam. Aber das ist mein Loos!

„Nun gehen sie wieder ab, die Schwalben, die nach dem Süden zu die Segel richten, und wir singen wieder sentimental hinterdrein und schwenken die Seidel, und mancher wischt sich die Nase vor Rührung, denn der Postillon bläst: Schier dreißig Jahre bist Du alt!

„Das nennt man heut' zu Tage einen Lebensabschnitt, und mancher Abiturient stellt sich jetzt das Leben wie einen Kuchen vor, von dem er das kleinere, etwas verbrannte Stück vertilgt hat, und nun geht er mit Energie und würdiger Vorbereitung daran, das größere, süßere Schnittchen zu beseitigen.

„Und siehe, es bleibt ein schäbiger Rest, den nennt man Lebenserfahrung, und genirt sich, ihn den Hunden vorzuwerfen. Aus Pietät vielleicht. Denn er hat einem viel Zähne gekostet. —

„Bis hierher die wahrheits- und dichtungsvolle Einleitung meines Briefes. Jetzt kommt die Hauptsache, bestehend in dem

Thatbestand, daß ich Euer oft gedenke, zweitens daß ich weiße Taschentücher brauche, da ich vor lauter Schnupfen blühe, und drittens, daß ich folgende Noten brauche als Leibesnothdurft.

Schumann, Phantasien, 2 Hefte, „Abends“ u. s. w.
Schumann, Kinderscenen, 1. Heft.
Volkmann, Visegrad.

„Lisbeth, bitte, besorge mir beides ja recht hübsch von Domrich und schicke es mir ja Dienstag heraus. Es ist für Fräulein Anna R. Ich hab's versprochen. Bitte!

Fritz,

der Euch Mittwoch in Almrich zu sehen hofft; es ist Abiturientenabgang. Lebt recht wohl!“

Da wir uns damals ziemlich oft sahen (Primaner haben häufigere und längere Spaziergänge), so waren seine Briefe gewöhnlich kurz und recht nüchterner Natur, — dieser Erguß mußte demnach sehr auffällig erscheinen, was ich auch höchst verwunderungsvoll ausdrückte. Seinen Wunsch konnte ich bis zu dem betreffenden Tage nicht erfüllen, da die Noten nicht so schnell zu haben waren. Darauf schreibt Fritz im nächsten Brief!

Freitag, früh um 5 Uhr.

Liebe Lisbeth!

„Siehe, ich bekam ihn am Schopfe, nämlich Deinen Brief, las ihn und lachte, und als ich ihn ausgelesen, lachte ich noch einmal. Also förmlich entsetzt bist Du gewesen, weil ich nicht wie gewöhnlich über schmutzige Strümpfe, allerlei Wünsche meines Magens und meiner Kasse und ähnliche saubere Gegenstände, die Dir meine Briefe immer so theuer machen, geschrieben habe, sondern weil ich in einem Selektatöchterschulenstyl, in sentimentalen, haarsträubenden Phrasen den Wunsch aussprach, mir einige Noten zu besorgen: gewiß ein bescheidener Wunsch, der mir aber doch nicht in Erfüllung gegangen.

„Es thut mir leid, Dir Schrecken gemacht zu haben, und ich will es gewiß nicht wieder thun, besonders wenn ich befürchten muß, daß Du aus Schrecken über das Ungeheuerliche des Briefes seine Pointe ganz vergißt.

„Wir haben gestern schlechtes Fleisch zu Mittag gehabt und werden morgen Klöße essen.

„Der eine meiner Stiefeln hat eine Oeffnung, welche man ein Loch zu nennen pflegt.

„Heute fand man im Primanergarten einen Vogel, der schon der Verwesung nahe war. Es war ein Spatz. Er duftete.

„Wenn es regnet, so wird es naß, und wir haben keinen Spaziergang. Trotzdem hatten wir heute Spaziergang. Beiläufig bin ich ein ehrwürdiger Primaner, Du eine ehrwürdige Schwester und Domrich ein Buchhändler.

„Und indem wir alle drei dies verbleiben,

empfehle ich mich.

„NB. Ich hatte eben „Wäsche", und bin nicht in der Stimmung, Dir so gefühlvoll zu antworten, mein „Herzensliesechen", „Zuckersüßchen", „Mietzemieschen."

„NB. alles umschlossen von „Gänsefüßchen".

Frédéric.

Fritz war übrigens sehr befriedigt, daß ich seine Herzensangelegenheiten, und die damit verbundenen Stimmungen so wichtig nahm. Seine Schwärmerei erhob sich nie über eine gemäßigte, poetisch-angehauchte, herzliche Zuneigung. Wie denn überhaupt die große Passion, oder die vulgäre Liebe dem ganzen Leben meines Bruders vollständig fern geblieben ist. Seine ganze Leidenschaft lag in der Welt der Erkenntniß, deshalb hatte er für alles Andere nur sehr temperirte Empfindungen übrig. Später that's ihm ordentlich leid, niemals zur richtigen amour-passion zu gelangen, aber alle Zuneigungen zu irgendwelchen weiblichen Wesen verwandelten sich in kürzester Zeit in zarte herzliche Freundschaft, mochten die Lieblichen auch noch so bezaubernd hübsch sein.

Mit großer Verwunderung sah er bei den Freunden, welch' leidenschaftliches Glück, aber auch welche Umwälzungen und Verwüstungen die Liebe zu verursachen vermochte. Besonders den unglücklich Liebenden pflegte er mit wärmster Theilnahme in ihren Leidenszeiten beizustehen, ohne jedoch sein Staunen ganz verbergen zu können. Kopfschüttelnd fragte er sich und Andere

immer wieder von Neuem: „Und das Alles um ein kleines Mädchen?!"

Ich bin aber den Ereignissen sehr vorangeeilt, und muß ein recht peinliches Erlebniß nachtragen.

Pforta, April 1863.

Liebe Mutter!

„Wenn ich Dir heute schreibe, so ist es mir eins der unangenehmsten und traurigsten Geschäfte, die ich überhaupt gethan habe. Ich habe mich nämlich sehr vergangen und weiß nicht, ob Du mir das verzeihen wirst und kannst. Mit schwerem Herzen und höchst unwillig über mich ergreife ich die Feder, besonders wenn ich unser gemüthliches und durch keine Mißlaute getrübtes Zusammenleben in den Osterferien mir vergegenwärtige. Ich bin also vorigen Sonntag betrunken gewesen und habe auch keine Entschuldigung weiter, als daß ich nicht weiß, was ich vertragen kann, und den Nachmittag gerade etwas aufgeregt war. Wie ich zurückkam, bin ich vom Oberlehrer Kern dabei gefaßt worden, der mich dann Dienstag in die Synode citiren ließ, wo ich zum Dritten meiner Ordnung herabgesetzt, und mir eine Stunde des Sonntagspaziergangs entzogen wurde. Daß ich sehr niedergeschlagen und verstimmt bin, kannst Du Dir denken, und zwar mit am meisten, daß ich Dir solchen Kummer bereite durch eine so unwürdige Geschichte, wie sie mir noch nie in meinem Leben vorgekommen ist. Und dann, wie thut es mir auch des Predigers K........ wegen leid, der mir erst solches unerwartetes Vertrauen erwiesen" (er hatte Fritz zu seinem Famulus gemacht). „Durch diesen einen Fall verderbe ich mir nun meine leidliche Stellung, die ich mir in vorigem Quartal erworben hatte, völlig. Ich bin auch so ärgerlich über mich, so daß es mit meinen Arbeiten gar nicht vorwärts gehen will, und kann mich noch gar nicht beruhigen. Schreibe mir doch recht bald und recht streng, denn ich verdiene es, und keiner weiß mehr als ich, wie sehr ich es verdiene.

„Ich brauche Dich wohl nicht weiter zu versichern, wie sehr ich mich zusammennehmen werde, da es jetzt sehr darauf ankommen wird.

„Ich war auch wieder zu sicher geworden und bin jetzt,

allerdings höchst unangenehm, aus dieser Sicherheit aufgescheucht worden.

„Heute werde ich zu Prediger K. gehen und mit ihm reden. — Bitte, erzähle übrigens die ganze Sache nicht weiter, wenn sie sonst nicht schon bekannt sein sollte. Schicke mir übrigens doch baldigst meinen Shawl, ich leide jetzt immer noch an Heiserkeit und Brustschmerzen.

„Nun lebe wohl und schreibe mir ja recht bald, und sei mir nicht zu böse, liebe Mutter.

Sehr betrübt

Fritz."

Fritz war in der That über das Vorgefallene sehr unglücklich! Er hatte zwar gar nichts Unwürdiges in der Trunkenheit gethan, sondern nur ein Bißchen heitern Unsinn geredet, und war dann gestolpert und hingefallen, aber der Zustand eines Betrunkenen, der die Herrschaft über sich selbst verliert, war ihm etwas zu Widerliches. Dazu kam eine heftige Erkältung, so daß er längere Zeit in der Krankenstube verweilen mußte und dort nun überreiche Muße hatte, über die peinliche Geschichte nachzudenken. Er schreibt im nächsten Briefe an unsre Mutter:

„ . . . . . Daß ich mir alles Beste vorgenommen habe, und die vergangene Geschichte in mancher Beziehung mich zum Nachdenken aufgefordert hat, daß ich besonders alles Das, was Du mir geschrieben, reichlich überdacht und auf mich habe wirken lassen, — das will ich nicht weiter versichern, ich hoffe, daß mein ferneres Verhalten dafür zeugen wird."

Schließlich raffte er sich wieder auf, blickte mit Muth und Vertrauen in die Zukunft und fing an, sich mit Plänen für sein Universitätsstudium zu beschäftigen. Er schreibt im Mai 1863:

„ . . . . Mitunter mehr als sonst denke ich über meine Zukunft nach; äußere und innere Gründe machen sie etwas schwankend und ungewiß. Vielleicht könnte ich noch jedes Fach studieren, wenn ich die Kraft hätte, alles andere mir Interessante von mir zu weisen. Schreibe mir doch einmal Deine Ansichten darüber; daß ich viel studieren werde, ist mir ziemlich klar, aber wenn nur nicht überall nach dem Brodstudium gefragt würde!"

Unsre Mutter scheint ihm nun geschrieben zu haben, daß er sich weniger um die Zukunft als um die Gegenwart kümmern solle, bei den Zukunftsplänen aber jedenfalls die praktische Seite im Auge behalten müsse. Fritz antwortet darauf:

„ . . . . Was meine Zukunft betrifft, so sind es eben diese praktischen Bedenken, die mich beunruhigen. Von selbst kommt die Entscheidung nicht, was ich studieren soll. Ich muß also selbst darüber nachdenken und wählen; und diese Wahl ist es, die mir Schwierigkeiten macht. Gewiß ist es mein Bestreben, Das, was ich studiere, ganz zu studieren, aber um so schwieriger wird die Wahl, da man das Fach heraussuchen muß, worin man etwas Ganzes zu leisten hoffen kann. Und wie trügerisch sind oft diese Hoffnungen! Wie leicht läßt man sich von einer momentanen Vorliebe, oder einem alten Familienherkommen, oder seinen eigenen Wünschen fortreißen, so daß die Wahl des Berufes ein Lottospiel erscheint, in dem sehr viele Nieten und sehr wenig Treffer sind. Nun bin ich noch in der besonders unangenehmen Lage, wirklich eine ganze Anzahl von auf die verschiedensten Fächer zerstreuten Interessen zu haben, deren allseitige Befriedigung mich zu einem gelehrten Mann, aber schwerlich zu einem Berufsthier machen würde. Daß ich also einige Interessen abstreifen muß, ist mir klar, daß ich einige neue hinzugewinnen muß, ebenfalls. Aber welche sollen nun so unglücklich sein, daß ich sie über Bord werfe, vielleicht gerade meine Lieblingskinder! . . . .“

Mit großem Eifer nahm er nun seine gesammten Arbeiten und Studien wieder auf, erlangte sehr bald das Wohlwollen seiner Lehrer zurück und erregte sogar bei einigen ob seiner Leistungen stille Bewunderung. Sein Zeugniß im Osterexamen 1864 war auch demgemäß wieder recht befriedigend:

Betragen: recht gut.

Fleiß: recht gut.

Leistungen: Religion 1, Lateinisch-Griechisch 2a, Hebräisch 3, Deutsch 1, Französisch 2b, (2. Klasse) Mathematik 3, Physik 2b, Geschichte 2b.

Ordinarius der Klasse:
Peter.

Auch sonst war er das ganze Jahr 1863 sehr produktiv, und mit vielen Privatstudien beschäftigt. Er selbst macht folgende Aufzeichnungen:

„Meine musikalische Thätigkeit im Jahre 1863.

„Gespielt habe ich im ersten Theil des Jahres:
viel Beethovensche Sonaten,
12 Haydn-Symphonien;
„späterhin:
Schuberts Phantasie,
Divertissement à l'hongroise,
Lebensstürme,
Die Pastoralsinfonie;
„vor allem:
Die 9. Sinfonie.

„Komponirt habe ich im Januar:
„In einem kühlen Grunde", melodramatisch.

„In den Hundstagen aufgeschrieben:
„So lach doch mal."

„Im Kopf ersonnen:
Das Allegro einer Sonate vierhändig, vergessen;
Das Adagio dazu, nicht vergessen.

„In den Weihnachtsferien:
Eine Sylvesternacht, für Violine und Klavier aufgeschrieben.

„Gedichtet habe ich:
Untreue Liebe,
Vor dem Crucifix,
Am Meeresstrand,
Klang aus der Ferne,
Ueber den Gräbern,
Jetzt und einstmals,
Jetzt und ehedem,
Rhapsodie,
Heimkehr, fünf Lieder,
Vorspiel,
An ein Rosenblatt,

Der alte Ungar,
Vor fünfzig Jahren,
Beethovens Tod.

„Geschrieben habe ich in den Ostertagen:
Ueber das Dämonische in der Musik I, II;
„in den Hundstagen:
Anmerkungen zum Nibelungenlied;
„in den Michaelistagen:
Anmerkungen zum Hildebrandslied und Sprüchen.

„Herbst 1863:
Abhandlung über Ermanarich.

„Gelesen am meisten:
Emmerson, Bernhardy Litteraturgeschichte, Gervinus Shakespeare, Edda, Symposion, Technik des Dramas, Nibelungen, Lachmann, Tacitus (Tiberius), Wolken, Plutus, Aeschylos und über ihn."

Das Jahr 1864, wenigstens bis zum Herbst, ist nicht so reich an Privatstudien, da nun die Vorbereitungen zum Examen und die damals in Pforta üblichen zur Valediction bestimmten großen Arbeiten, die gesammte Freizeit in Anspruch nahmen. Auf den Vorschlag eines jungen Lehrers, Herrn Dr. V., der meinem Bruder viel freundliches, von ihm sehr dankbar empfundenes Interesse bezeigte, wählte er den Megarenser Theognis zu seinem großen lateinischen Aufsatz: „De Theognide Megarensi."

Die Behandlung dieses Stoffes ist für meinen Bruder sehr bezeichnend. Theognis, der Moralist und Aristokrat, der mit Verachtung die Pöbelherrschaft schildert und von sich abweist, hat ihn Jahre hindurch beschäftigt und angezogen und ist sicher eine der Grundlagen, auf die sich später sein kühnes, neues, stolzes Gebäude: die Schilderung der griechischen Cultur, wie er sie erkannte, aufbaute.

VI. Capitel.

Der Abschied von Pforta.

Motto: In die freie Höhe willst du, nach
Sternen dürstet deine Seele.
(Zarathustra I.)

So kamen die letzten großen Schulferien, die ganz allein der Vorbereitung zum Examen und jener schon im vorigen Capitel erwähnten lateinischen Arbeit gewidmet werden sollten, aber nicht immer dazu verwendet wurden. Die Phantasie läßt sich nicht in beliebige Fesseln schlagen. Fritz beschreibt in einem Freundesbrief seinen Tageslauf folgendermaßen:

„Ich beginne meinen Tag Abends um 1/2 9 Uhr, gehe baden und freue mich über des Stromes Dunkelheit und meine Gedankenheiterkeit, biete die Brust der Fluth, die Stirn dem Wind und das Herz der Dämmerung freundlich dar und kehre zurück, voll von seltenen Gebilden, die ich mir in einem behaglichen Traum weiter fortgestalte. Um 7 Uhr früh trinke ich mit Mutter und Schwester Kaffee, spiele einen Morgengruß und arbeite nachher."

Dieselben Worte, nur in andrer Stimmung, kehren in gesteigerter poetischer Form in Versen wieder; leider ist das folgende Gedicht nur unausgefeilt und nicht in der letzten Niederschrift vorhanden:

Nachtgedanken.

„Ich sah in's Licht, von einer Mücke leis
Umschwirrt, in meinen Stuhl zurückgesunken:
Durchlaufen hatt' ich den gewohnten Kreis,
Gewohnte Freuden hatt' ich ausgetrunken,

Das Haar dem Winde und die Brust der Fluth,
Das Herz der Dämmerung freundlich dargeboten
Und sanft erregt das leicht beschwingte Blut,
Der Todten eingedenk, der liebsten Todten.

Ich sah sie stehn auf der Wolke Saum —
Ich war allein und schaute hin und wieder.
Sind's ihre lieben Züge? Merklich kaum
Schwingt schauernd rings der Nachtwind sein Gefieder.
Sie sind's, sie sind's. Und du auch mitten drin?
Gestorben bist du mir, und warst doch lieber
Als Alles meiner Brust. Auch du gingst hin?
Nein, deine Liebe starb und ging hinüber!

'S ist still um mich. Durch's leicht verhängte Fenster
Lugt blassen Angesichts des Mondes Schein.
Was sucht er hier? Wie flüchtige Gespenster
Umspielen Wolken ihn, duftig und fein.
Sie fliehen an meiner Wand im Wiederglanz
Vorüber — und ich seh' sie gerne fliehn —
Mir ist's, als seh' ich der Gedanken Tanz
Um stille Gräber hin und wieder ziehn.

Da liegen vor mir Bücher aufgeschlagen
Und mitten drin ein vollgeschrieben Blatt;
Die Bücher sind so todt — doch ich voll Zagen
Greif' nach dem Brief — die Schrift ist matt,
Verblichen ist die Hand, die sie geschrieben.
Das Herz ist todt, das dieser Hand befahl.
An diesem Briefe haftet all' mein Lieben,
An diesen Zügen alle meine Qual.

„Und doch ihr seid nicht todt, ihr dicken Bände,
Ihr Bäuche voller Weisheit seid nicht todt —
Da nehm' ich freundlich dich in meine Hände,
Du gabst mir Trost, du gabst mir Wein und Brot,
Mein Shakespeare, als mich Schmerzen niederzwangen,
Vergessen darf dies meine Seele nicht:
Wie Mondesschatten sind sie weggegangen,
Du bliebst mir treu, tiefsinniges Gesicht!

„Fast eingebrannt das Licht — es flackert auf,
Und heller wird's im Zimmer, in der Brust:
Wach' auf mein Herz, steig' aus der Gruft heraus
Und bade dich in neuer Morgenluft.
Noch ist dein Geistesöl nicht ausgebrannt,
Noch kannst du weithin helle Funken werfen,
Verrostet ruht Dein Eisenschwert im Sand —
Nimm Felsen, Blitze, Donner, es zu schärfen!

„Zusammenbrach des Lichtes letzter Schein,
Des Mondes Schatten huschen hin und wieder.
Das Fenster klirrt — die Nacht schaut bleich herein,
Erseufzend schwingt der Nachtwind sein Gefieder.
Die Hand erstarrt, des Schreibens endlich müd',
Die Augen blicken düster, wehmuthtrunken,
Die Mücke summt sich leis ihr Abendlied —
Ich ruh' im Lehnstuhl, tief in mich versunken."

Noch manch andern poetischen Erguß, auch in Prosa, schrieb er in jenen Wochen, doch ist nur ein Bruchstück erhalten, das dem Anhang eingefügt ist. Vielleicht wäre es besser gewesen, Fritz hätte, anstatt sich mit Versen und Poesie zu beschäftigen, mehr Aufmerksamkeit und Fleiß der Mathematik zugewendet, aber selbst in dieser letzten Zeit, wo doch soviel davon abhing, konnte er sich nicht dazu bringen, diese fast seine ganze Schulzeit hindurch vernachlässigte Wissenschaft mit mehr Eifer zu betreiben. Seine Unbekümmertheit in dieser Hinsicht schwand erst, als die schriftlichen Arbeiten gemacht wurden. Und in der That, wäre Fritz nicht in drei Hauptfächern so vorzüglich gewesen, er würde durch seine absolute Gleichgültigkeit und Arbeitsunlust der Mathematik gegenüber im Abiturientenexamen durchgefallen sein. Jedenfalls konnte er deshalb nicht vom mündlichen Examen dispensirt werden.

Aber endlich war auch das vorüber, und selig stürzte er uns mit den Worten: Glücklich durch! am 4. September in die Arme. Oh köstliche Zeiten des exlex und der Mulusferien!

Es herrscht in Pforta die Sitte, daß, ehe der Schüler von der Anstalt scheidet, er noch einmal sein Leben erzählt und diese

schriftliche Aufzeichnung ihr hinterläßt. So blickte Fritz auch jetzt, bevor er in die neue fremde Welt aus den engen Mauern hinaustrat, auf seine bisherigen Erlebnisse zurück und schilderte sie in folgenden Worten:

Mein Leben.

„Die Zwecke einer Lebensbeschreibung sind sehr mannigfaltig und bedingen daher auch durchaus verschiedene Arten der Ausführung. Im vorliegenden Falle muß es darauf ankommen, einer Schule, deren Einfluß ich das Meiste und das Eigenthümlichste meiner geistigen Ausbildung verdanke, ein Bild eben dieser geistigen Ausbildung als Vermächtniß zu hinterlassen, entworfen in dem Punkte, wo ich im Begriff stehe, durch das Aufgeben einer alten, gewohnten Ordnung und durch das Hineinleben in weitere und höhere Bildungskreise meinem Geiste neue Bahnen vorzuzeichnen und hiermit eine neue Entwickelung zu beginnen.

„Von Wendepunkten, die bis jetzt mein Leben in Theile zerlegen, nenne ich vornehmlich zwei: den Tod meines Vaters, des Landgeistlichen zu Röcken bei Lützen, und den dadurch veranlaßten Umzug unserer Familie nach Naumburg; ein Ereigniß, das meine ersten fünf Lebensjahre abschließt. Sodann meinen Uebergang vom Naumburger Gymnasium nach Pforta, der in mein vierzehntes Jahr fällt. Von der frühsten Periode meiner Kindheit weiß ich wenig: was mir davon erzählt worden ist, erzähle ich nicht gern wieder. Sicherlich hatte ich vortreffliche Eltern; und ich bin überzeugt, daß gerade der Tod eines so ausgezeichneten Vaters, wie er mir einerseits väterliche Hülfe und Leitung für ein späteres Leben entzog, andrerseits die Keime des Ernsten, Betrachtenden in meine Seele legte. Vielleicht war es nun ein Uebelstand, daß meine ganze Entwickelung von da an von keinem männlichen Auge beaufsichtigt wurde, sondern daß Neubegier, vielleicht auch Wissensdrang mir die mannigfaltigsten Bildungsstoffe in größter Unordnung zuführte, wie sie wohl geeignet waren, einem jungen, kaum dem heimathlichen Nest entschloffenen Geist zu verwirren und vor allem die Grundlagen für ein gründliches Wissen zu gefährden. So kennzeichnet diese ganze Zeit vom 9. bis 15. Jahre eine wahre Sucht nach einem „Universalwissen“, wie ich es zu nennen pflegte; auf der andern Seite

wurde das kindliche Spiel nicht vernachlässigt, aber doch auch mit fast doctrinärem Eifer betrieben, so daß ich z. B. über fast alle Spiele kleine Büchlein geschrieben habe und sie meinen Freunden zur Kenntnißnahme vorlegte. Durch einen besonderen Zufall aufgeweckt, begann ich im 9. Jahre leidenschaftlich die Musik und zwar sogleich komponierend, wenn anders man die Bemühungen des erregten Kindes, zusammenklingende und folgende Töne zu Papier zu bringen und biblische Texte mit einer phantastischen Begleitung des Pianoforte abzusingen, komponieren nennen kann. Insgleichen machte ich entsetzliche Gedichte, aber doch mit größter Beflissenheit. Ja, ich zeichnete sogar und malte.

„Wie ich nach Pforta kam, hatte ich so ziemlich in die meisten Wissenschaften und Künste hineingeguckt und fühlte eigentlich für Alles Interesse, wenn ich von der allzuverstandesmäßigen Wissenschaft, der mir allzulangweiligen Mathematik, absehe. Gegen dieses planlose Irren in allen Gebieten des Wissens empfand ich aber mit der Zeit einen Widerwillen; ich wollte mich zu einer Beschränkung zwingen, um einzelnes gründlich und innerlich zu durchdringen. Dies Bestreben konnte sich behaglich zur Geltung bringen in einem kleinen wissenschaftlichen Verein, den ich mit zwei gleichgesinnten Freunden zur Förderung unserer Ausbildung gründete. Die monatliche Einlieferung von Abhandlungen und Kompositionen und deren Kritik, sowie vierteljährige Zusammenkünfte zwangen den Geist, kleine aber anregende Gebiete genauer zu betrachten und auf der andern Seite durch ein gründliches Erlernen der Kompositionslehre der verflachenden Einwirkung des Phantasierens entgegen zu arbeiten.

„Zugleich erwuchs zunehmend meine Neigung für klassische Studien; ich gedenke mit der angenehmsten Erinnerung der ersten Eindrücke des Sophokles, des Aeschylos, des Plato, vornehmlich in meiner Lieblingsdichtung, dem Symposion, dann der griechischen Lyriker. In diesem Streben nach zunehmender Vertiefung des Wissens stehe ich noch jetzt: und es ist natürlich, daß ich über meine eigenen Leistungen meistens ebenso geringschätzend denke, wie oft auch über die Anderer, weil ich fast in jedem zu behandelnden Stoff eine Unergründlichkeit, oder wenigstens eine schwere Ergründlichkeit finde. Es sei darum auch meine einzige Arbeit erwähnt, mit der ich in meiner Schullaufbahn fast zufrieden war:

meine Abhandlung über die Ermanarichsage. Jetzt, wo ich im Begriff bin, auf die Universität zu gehen, halte ich mir als unverbrüchliche Gesetze für mein ferneres wissenschaftliches Leben vor: die Neigung zu einem verflachenden Vielwissen zu bekämpfen, sodann meinen Hang, das Einzelne auf seine tiefsten und weitesten Gründe zurückzuführen, noch zu fördern. Scheinen diese Neigungen sich aufzuheben, so ist dies gewiß in einzelnen Fällen nicht unrichtig, und ich bemerke mitunter in mir etwas Aehnliches. Im Kampf mit der einen, in der Förderung der andern, hoffe ich zu siegen." —

Sein Abgangszeugniß giebt einen Ueberblick seiner Gesammtleistungen, außerdem beachte man wohl die Corona berühmter gelehrter Namen, welche darunter verzeichnet stehen.

Zeugniß der Reife
für
den Zögling der Königlichen Landes-Schule Pforta
Friedrich Wilhelm Nietzsche
geboren zu Röcken am 15. October 1844.

Confession: evangelisch.
Sohn des verstorbenen Pastors Nietzsche, unter Vormundsschaft des Rechtsanwalt Dächsel zu Sangerhausen.

Er war 6 Jahr in der Königlichen Landes-Schule, davon 2 Jahr in Prima.

I. Sittliche Aufführung und Fleiß.

Er hat, nachdem er in der mittlern Zeit seines Aufenthalts auf der Anstalt einige Male durch Uebertretungen der Schulgesetze Anstoß erregt, in der letzten Zeit sich ganz frei von Vorwurf erhalten und durch sein ernstes und verständiges Wesen sich den vollen Beifall seiner Lehrer erworben. Auch mit seinen Mitschülern hat er sich in ein angemessenes Verhältniß zu setzen gewußt. Dabei hat er stets ein besonders reges und lebendiges Streben für seine wissenschaftliche Ausbildung bewiesen und dieses besonders in den Sprachstudien bethätigt; während er in der Mathematik es öfters an dem rechten angestrengten und gleichmäßigen Fleiß hat fehlen lassen.

II. Kenntnisse und Fertigkeiten.

a) Religion.

Im Unterricht bewies er ein reges und lebendiges Interesse an den Heilslehren des Christenthums, eignete sich dieselben leicht und sicher an, verband damit ein gutes Verständniß des neutestamentlichen Grundtextes und verstand es auch, mit Klarheit sich darüber auszusprechen. Es wird ihm deshalb das Prädikat Vorzüglich ertheilt, wie er denn auch in der mündlichen Prüfung vorzüglich bestand.

b) Deutsche Sprache.

Seine Prüfungsarbeit war ihrem Gedankengehalt und ihrer Schreibart nach recht wohl gelungen, und die Klassenaufsätze waren im letzten Jahre von der Art, daß seine stilistischen Fertigkeiten als vorzüglich bezeichneten werden konnten. — In der Litteraturgeschichte und in der philosophischen Propädeutik hat er sich gute Kenntnisse angeeignet.

c) Lateinische Sprache.

Er besitzt eine vorzügliche Gewandtheit im Uebersetzen der Klassiker und auch sein schriftlicher Ausdruck ist correct, klar und gut lateinisch, so daß ihm, obgleich die mündliche Prüfung ein minder günstiges Ergebniß lieferte, dennoch die Censur vorzüglich ertheilt werden kann. Auch im Lateinischsprechen besitzt er eine recht gute Fertigkeit.

d) Griechische Sprache.

Wie er in der Klasse stets ein löbliches Interesse für den Gegenstand zeigte, von welchem auch eine außerordentliche Probearbeit über ein platonisches Thema zeugt, so bewährte er bei der schriftlichen und mündlichen Prüfung gute Kenntnisse.

e) Französische Sprache.

Im Ganzen befriedigend.

f) Hebräische Sprache.

Bei seiner mangelhaften Kenntniß der Grammatik erscheint er zur Zeit noch unreif.

g) Mathematik.

Da er der Mathematik nie recht gleichmäßigen Fleiß zugewendet hat, so ist er in seinen schriftlichen wie mündlichen Leistungen immer mehr zurückgegangen, so daß sich dieselben nicht mehr als befriedigend bezeichnen lassen, und seine ungenügenden Leistungen hierin nur durch die vorzüglichen Leistungen im Deutschen und Lateinischen ausgeglichen werden können.

h) Geschichte und Geographie.

Er bewies zwar Theilnahme am Unterricht, doch ist sein Wissen zum Theil nicht recht sicher. Befriedigend.

i) Naturwissenschaften.

Befriedigend.

k) Zeichnen.

Er hat nur kurze Zeit den öffentlichen Zeichenunterricht besucht und nichts Befriedigendes geleistet.

Die unterzeichnete Prüfungs-Commission hat ihm demnach, da er jetzt die Königl. Landes-Schule verläßt, um in Bonn

Philologie und Theologie

zu studieren, das Zeugniß

der Reife

ertheilt, und entläßt ihn mit der Hoffnung, daß er bei stets ernstem und gründlichem Fleiße dereinst in seinem Berufe etwas recht Tüchtiges leisten werde.

Pforta, den 7. September 1864.

Königliche Prüfungs-Commission.

Daneil, Geheimer Regierungs- und Landrath. Peter. Niese. Koberstein. Steinhart. Jacobi. Keil. Buchbinder. Corssen. Kern. Kretzschmer. Kletschke. Volkmann. O. Benndorf.

Am 7. September schied Fritz mit acht Anderen von der treuen alma mater Pforta. Feierliche Dankesworte richtete er nach altem vorgeschriebenen Brauch an Die, denen der Pförtner Alumnus den Aufenthalt in dieser ausgezeichneten Anstalt zu danken hat. Er wendet sich zuerst:

„An Gott.

„Ihm, dem ich das Meiste verdanke, bringe ich die Erstlinge meines Dankes; was kann ich ihm anderes opfern, als die warme Empfindung meines Herzens, das lebhafter als je seine Liebe wahrnimmt, seine Liebe, die mich diese schönste Stunde meines Daseins erleben ließ?

„Behüte er mich auch fernerhin, der treue Gott!

„Dem Könige

spreche ich meinen Dank aus, einer Anstalt durch seine Gnade angehört zu haben, deren Name glänzend, deren Vorzüge bedeutend, deren Wirkungen auf mich unendlich sind. Ihm und dem Vaterlande hoffe ich einst Ehre zu machen; mein Wille ist dies.

„Der Pforte.

„Bevor ich sie kannte, habe ich mich darnach gesehnt, ihr anzugehören. Nun, ich gehöre ihr an, ganz und völlig; am wenigsten vermöchte wohl die äußerliche Trennung, die mir bevorsteht, mich von ihr zu scheiden. Ich weiß nicht, was ich erleben werde: aber in den Wechselfällen des Glücks wird sie mir ein Hafen sein, in dem das bedrängte Gemüth Ruhe zu finden hoffen kann. —

„Ich möchte, daß sie meiner stets in Liebe gedenke, wie eine treue Mutter ihres Sohnes. —

„Meinen hochverehrten Lehrern

kann ich nur wiederholen, was ein jeder von unsrer Pforte Scheidender ihnen zuruft: „Möge Gott Ihnen danken, was Sie an mir gethan." Ich habe oft die Beweise ihrer besonderen Liebe gefühlt, und weiß nicht, womit ich ihnen vergelten könnte; vielleicht kann ich ihnen durch mein späteres Leben Freude machen.

„Vergessen Sie, daß ich Sie hier und da betrübt habe, und gedenken Sie meiner freundlichst!

„Meinen lieben Mitschülern und Euch insbesondere meine lieben Freunde,

was soll ich Euch sagen, wenn ich jetzt fortgehe? Ihr begreift es, warum die Pflanze, aus dem heimathlichen Boden versetzt,

nur schwer und langsam im fremden Lande Wurzeln schlägt: werde ich mich von Euch losreißen können? Werde ich mich an andere Umgebungen gewöhnen?

„Denkt meiner: seid versichert, ich empfinde es, wenn ihr meiner gedenkt. Lebt wohl!"

Am Thore warteten die bekränzten Wagen mit den festlich geschmückten Postillonen, umringt von der bewegten Schülerschaar. — Es war Alles so, wie es Fritz vor fünf Jahren in seinem Tagebuch selbst beschrieben hatte, diesmal aber gehörte er zu Denen, die mit thränenumflorten Blicken der trauten Stätte auf immer „Lebewohl" sagten.

Auf dem Bahnhof in Naumburg folgte sodann der tiefschmerzliche Abschied der befreundeten Abiturienten von einander. Sie wurden in alle Winde zerstreut, und waren so eng verbunden gewesen. Bange Gefühle erwachten in den jungen Herzen, sie trennten sich jetzt — war es auf immer?

In innigen Abschiedsversen drückte einer der scheidenden Freunde diese Empfindung aus:

. . . . Bald schwind' ich eurem Blick,
Und schwand ich erst, dann denkt wohl keiner mehr
Zuweilen an den fernen Freund zurück.

Sei's drum! Es ist nun so der Lauf der Welt:
Mir wird's ergehn, so wie es Vielen ging.
Sie fuhren aus, ihr Schifflein ist zerschellt,
Und niemand weiß es, wo es unterging.

Lebt wohl! Leb' wohl! Die Glocke tönt vom Schiff,
Und drängend ruft der Schiffer mich vom Land.
Nur kühn hinein in Wellen, Sturm und Riff!
Leb' wohl, lebt wohl mit letztem Druck der Hand!

III. Abtheilung.

Student, Soldat, Professor.

(1864—1869.)

III. Abtheilung.

Student, Soldat, Professor.

(1864—1869.)

I. Capitel.

Bonn und die Verbindung Franconia.

Motto: Ich liebe Den, dessen Seele übervoll ist, so daß er sich selber vergißt, und alle Dinge in ihm sind.
(Zarathustra I.)

Die ersten Wochen der Mulusferien verlebte mein Bruder mit dem Freunde Paul bei uns in Naumburg. Am 23. September 1864 aber zogen die Beiden nach Westen, erst einige Tage zu Verwandten des Freundes und dann mit stolzen, seligen Gefühlen den Rhein entlang. Fritz sah sich dabei Bonn, die zukünftige Stätte seiner Studien, an und besuchte dann noch das sehr sympathische, sechs Stunden von Neuwied gelegene Pfarrhaus der Eltern von Paul D. Fritz verlebte dort köstliche Herbsttage! Er feierte am 15. October mit der sehr verehrten Hausfrau zusammen Geburtstag und zog dann am 16. October nach Bonn, von wo aus er uns am nächsten Tage schrieb:

„Von Bonn aus, von meiner Wohnung aus, bekommt Ihr zum ersten Male Nachricht; und ich gebe sie Euch, heiter und froher Hoffnungen voll, zugleich aber mit dem dankbarsten Herzen; denn Eure Hände waren es, die auf das Angenehmste gleich meine ersten Stunden in einer neuen Welt ausschmückten, Eure lieben Wünsche und Gebete waren es, die meinen Eingang in ein selbständigeres Leben weihten."

Er beschreibt dann noch die letzten Tage seines Aufenthaltes in dem freundlichen Pfarrhaus, sodann die Reise nach Bonn, und macht schließlich eine Aufstellung über die allernöthigsten

Ausgaben, die ihn erwarteten. Schon das Einfachste, Regelmäßigste: Miethe für Wohnung und Klavier, Essen früh, Mittag und Abend, Wäsche, Stiefelfuchs kosteten monatlich zusammen 25 Thaler; der Vormund hatte aber erst nur 30 Thaler für den Monat bestimmt, was sich als eine Unmöglichkeit zum Auskommen erwies. Er bewilligte schließlich 40 Thaler, in der damaligen Zeit eine ganz anständige Summe für die nöthigen monatlichen Ausgaben; aber obgleich Fritz für Essen und Trinken sicherlich weniger ausgab als irgendwelcher Student, so verbrauchte er doch zur Befriedigung seiner künstlerischen Neigungen, kleinen Reisen, Musik und Theater mehr als ein Anderer, auch war er im Anfang recht unpraktisch — kurzum, er hatte schließlich die Hälfte mehr verthan, als ihm bewilligt war. Das gab dann am Schluß des ersten Semesters von beiden Seiten ein ziemliches Gestöhne. Später kränkten ihn am meisten die Ausgaben, zu welchen er durch seinen Eintritt in eine Verbindung genöthigt worden war. Er that diesen Schritt, den er später so sehr bereute, zuerst mit Wonne und Ueberlegung, und das erste Halbjahr hielt im Großen und Ganzen die Zufriedenheit damit aus. Er schreibt uns zuerst darüber Ende October:

„Liebe Mama und Lisbeth,

indem ich mich zuerst nach allen Seiten hin höflichst verneige, stelle ich mich Euch als ein Mitglied der deutschen Burschenschaft Franconia vor.

„Nun, ich sehe schon, wie Ihr auf höchst merkwürdige Weise den Kopf schüttelt und einen Ausruf der Verwunderung von Euch gebt. Es ist auch wirklich vielerlei Wunderbares mit diesem Schritt verbunden, und so kann ich es Euch nicht übel nehmen. Z. B. traten fast zu gleicher Zeit sieben Pförtner der Franconia bei, und zwar außer zweien sämmtliche Pförtner, die sich in Bonn zusammenfanden, darunter viele, die schon im vierten Semester stehen. Ich nenne Euch einige, die Ihr kennen werdet: D., St., G., J., S., Sch., M. und ich selbst.

„Natürlich habe ich mir den Schritt reiflichst überlegt und ihn in Anbetracht meiner Natur fast für nothwendig erachtet.

„Wir sind Alle zum größten Theile Philologen, zugleich

Alle Musikliebhaber. Es herrscht im Allgemeinen ein sehr interessanter Ton in der Franconia, die alten Leute haben mir prächtig gefallen.

„Vorher habe ich noch die Marchia genau kennen gelernt, und einige derselben mir zum näheren Umgang gewählt. Auch die Germanen habe ich besichtigt, so daß ich zu einer Vergleichung wohl berechtigt war, die aber zu Gunsten der Franconia ausfiel.

„Ich habe bis jetzt von allen Seiten sehr viel Angenehmes und Liebes erfahren. Neulich habe ich Musikdirector Brambach eine Visite gemacht und mich in den städtischen Gesangverein aufnehmen lassen. Mit den Märkern habe ich eine Partie nach Rolandseck gemacht; die Gegend ist prachtvoll, und wir haben einige sehr schöne Tage gehabt. Gestern fuhren die Franconen nach Plittersdorf, dort war Kirmes, und es wurde tüchtig getanzt, bei einem Bauer Most getrunken. Abends ging ich mit einem Franconen, den ich besonders gern habe, meinem Leibburschen, den Rhein entlang nach Bonn zurück; auf den Bergen waren Weinlesefeuer. Ihr glaubt nicht, wie schön Alles ist.

„. . . . . — Heute gehe ich auf den Gottesacker, um Schumann's, Schlegel's und Arndt's Gräber zu sehen. Nachmittags fahre ich mit meinen Wirthsleuten in ein benachbartes Dorf zu einer Kirmes.

„. . . . . Ich wohne ganz allerliebst, esse gut und werde pünktlich und reinlich bedient.

„. . . . . Jetzt eben war ich auf dem wunderschönen Friedhof und habe Robert Schumann einen Kranz dedicirt.

„. . . . . Nun, liebe Lisbeth, Dir noch die spezielle Nachricht, daß unsre Farben weiß roth gold sind, daß unsre Mützen weiß sind, mit einem roth-goldnen Rande. Dann will ich Dir einige alte Bonner Franconen als alte Bekannte vorstellen: Max R. und Treitzschke, der sich kürzlich als Redner beim Leipziger Turnfest ausgezeichnet. Fritz Spielhagen, an dessen „In der zwölften Stunde", das in Bonn spielt, Du lebhaft denken wirst. Ueberhaupt ist die Franconia höchst renommirt." . . . . .

Alle die frohen Erlebnisse des Bonner Winters 1864—1865 soll mein Bruder selbst in seinen Briefen erzählen:

Den 10. November.

„. . . . . Und wenn Ihr an mich denkt, so braucht Ihr Euch immer nur das angenehmste Bild von meinem Leben und Treiben zu machen. Denn es ist mir immer recht wohl gegangen. Womit soll ich aber zu erzählen anfangen? Jedenfalls mit der Schilderung meiner Studien, um damit ein gewisses Vorurtheil zu bekämpfen, über dessen Entstehen ich, gerade ich, mich nicht genug wundern kann. Ich besuche natürlich mit großem Interesse meine Collegien, von denen Euch eines speziell genannt sein soll, das des Professors von Sybel über Politik.

„Besucht wird es von 2—300 Menschen in einem der größten Auditorien, doch müssen immer noch eine Anzahl stehen. Natürlich ist der recht wissenschaftliche Vortrag des Sybel gewürzt mit mancher politischen Anspielung. — Daß Männer wie Ritschl, der mir eine Rede über Philologie und Theologie hielt, wie Otto Jahn, der, ähnlich wie ich, Philologie und Musik treibt, ohne eins von beiden zur Nebensache zu machen, einen großen Einfluß auf mich üben, wird sich jeder vorstellen können, der diese Herren der Wissenschaft kennt. Professor Schaarschmidt, ein alter Pförtner, hat uns mit der ausnehmendsten Freundlichkeit bedacht und sich im Voraus als unser Studiengenosse und Freund erklärt. Das muß ich den warmen Empfehlungen des Professor Steinhart danken. Mehr Empfehlungen kann ich übrigens kaum mehr brauchen, wenn es nicht eine an eine liebenswürdige Familie ist. Professor Kraft, bei dem ich Kirchengeschichte höre, hat mich zu einem montäglichen Thee und Abendbrot mit obligater theologischer Unterhaltung eingeladen. Am meisten freut es mich, daß ich mit Professor Springer in nähere Verbindung gekommen bin; ich bin Mitglied des Seminars für Kunstgeschichte. Ein junger, schöner, höchst geistreicher, künstlerhafter Mann, dessen Vorlesungen mit zu den besuchtesten gehören, ist Springer . . . . . ."

Ende November.

„. . . . . — Nun muß ich Dir doch Einiges aus meinem Leben erzählen. Morgen Abend bin ich zu Professor Schaarschmidt eingeladen, und übermorgen beginnt unser dreitägiger Stiftungscommers, der ziemlich großartig werden wird.

Das Leben in der Verbindung ist ein durchaus straffes und lebendiges. Parlamentarischer Ton wird streng gehandhabt; es sind sehr tüchtige Elemente darin. Du solltest nur unsre lebhaften Debatten in unseren Conventen hören. Wiederum zieht mich das Verbindungsleben nicht zu sehr vom Arbeiten ab; im Gegentheil ist der Umstand, daß meistens Philologen zusammen sind, recht fördernd. Wir besuchen die Collegien sehr fleißig. Zu unserm Stiftungscommers sind auch Schaarschmidt, Jahn, Springer eingeladen.

„Nun, ich hoffe, wenn wir uns sehen, wird unsere gegenseitige Freude eine sehr große sein.

„In den Weihnachtstagen bleiben die meisten der Unsern hier, da die Ueberzahl aus den nördlichen und östlichen Provinzen Preußens ist. An einem Tage wollen wir einen großen Musikabend veranstalten, da wir fast sämmtlich musikalisch sind. Als Kneipnamen oder, wie ihr sagt, Spitznamen, habe ich jetzt den Namen: „Gluck" bekommen. Du kannst daraus sehn, daß ich musikalisch „auf dem Damme bin".

„Wie überhaupt! Das läßt sich gar nicht ableugnen. Gestern Abend saßen D. und ich lange lange bei Thee zusammen und lasen eine griechische Tragödie. Heute Nachmittag ist Fuchskränzchen, heute Abend Kneipabend ....

Ende November.

„Meine liebe Lisbeth,

gar gerne möchte ich als Motto meines Briefes darüber schreiben „interessant und geistreich", ich gehe nämlich von der Ansicht aus, daß ein Brief immer so ist, wie er aufgenommen wird, und vielleicht darf ich in dieser Beziehung die besten Hoffnungen haben.

„Das war ein Posaunenstoß zur Einleitung. Jetzt kommt Schilderung der Situation.

„Ich schreibe jetzt, morgens, eben des Bettes mich entwunden habend, zur direkten Widerlegung der Ansicht, daß ich Kater hätte. Du wirst diese geschwänzten Thiere nicht kennen. Gestern war großer Commersabend mit dem feierlichen Landesvater und unendlichen Bowlenströmen; Gäste aus Heidelberg und Göttingen; mehrere Professoren, darunter Schaarschmidt, waren eingeladen

und haben sehr nette Reden geredet. D. hielt eine famose Fuchsrede; unendliche Telegramme von allen Weltwenden und Burschenschaften von Wien, Königsberg, Berlin u. s. w. Wir waren über 40 Mann zusammen, die Kneipe war prächtig geschmückt. Ich habe eine sehr angenehme Bekanntschaft gemacht, die des Doktor D., der fabelhafter Schumannfreund ist, wir haben uns unsre gegenseitigen Besuche versprochen; nun habe ich doch endlich einen tüchtigen Musikkenner gefunden. Die gestrige Gemüthlichkeit war eine herrliche, erhebende. Weißt Du, an solchen Commersabenden herrscht ein allgemeiner Seelenschwung, da giebt es keine Biergemüthlichkeit. Heute Mittag ist großer Auszug durch die Hauptstraßen mit Paradeanzügen und fabelhafter Renommage. Dann fahren wir mit Schiff nach Rolandseck, dort ist großes Diner im Hotel Croyen, und was weiter folgt, das steht im subjektiven Belieben. Vorgestern Abend fing der Commers an, wir tranken bis gegen 2 Nachts, sammelten uns gestern um 11 Morgens zu einem Frühschoppen, machten dann einen Markttrottoirbummel, aßen zu Mittag und tranken bei Klug gemeinsam Kaffee. Du siehst, die Thätigkeit und die Anstrengung ist groß — und ich habe Recht, mit erhobenem Bewußtsein sagen zu können: ich habe keinen Kater.

„. . . . . Heute Morgen setze ich den Brief fort, und Du bekommst auf diese Weise eine vollständige Schilderung unseres Commerses. Wir haben ein wunderschönes Wetter gehabt, der Auszug mit schöner Husarenmusik machte großes Aufsehen, der Rhein hatte die schönste blaue Farbe, wir hatten Wein mit auf das Dampfschiff genommen. Wie wir nach Rolandseck kamen, wurden Böller zu unserm Empfang gelöst. Wir tafelten nachher bis gegen 6 Uhr, waren ausnehmend vergnügt und sangen viele selbstverfaßte unsinnreiche Lieder. Draußen war es Dämmerung geworden, der Mondschein lag auf dem Rhein und beleuchtete die Gipfel des Siebengebirgs, die aus dem bläulichen Nebel hervortraten. Nach Tische saß ich mit G . . . . . n, vielleicht den interessantesten Menschen der Franconia, Bierzeitungsredacteur und Kneipwart zusammen; wir blieben bei einem edlen Rheinwein, während die andern Champagnerbowlen tranken. Die Gegend ist dort wirklich dreier Ausrufezeichen werth, besonders die reizende Insel Nonnenwörth, auf der ein Mädchen-

pensionat ist; darüber ragt der Drachenfels, diese mächtige steile Felswand. Der Ort macht den Eindruck der tiefsten Ruhe. —

„Nachher bin ich mit Wenigen nach Bonn zurückgefahren, während die Andern die Nacht dort geblieben sind und wahrscheinlich heute Morgen eine Spritze in das Siebengebirge machen.

„Heute Morgen bin ich dann sehr froh und munter aufgestanden, denke zuerst an Dich und beendige den Brief, damit er noch zeitig genug eintrifft.

„So hast Du denn ein Bild meiner letzten Tage, wunderschöne Tage, die Du Dir mit aller Phantasie ausmalen darfst. Allerdings habe ich bei dieser Ueberfülle des Stoffs Dir nur einiges Thatsächliche mitgetheilt und keine Gelegenheit gehabt, schöne und feine Bemerkungen zu machen. Lebe nun recht wohl und grüße die liebe Tante Rosalie, sowie Alle, die sich meiner gern erinnern. Adieu, liebe Lisbeth

Dein Fritz."

Zu Weihnachten schickte Fritz unsrer Mutter und mir ein zierlich eingebundenes Notenbuch mit acht selbst komponirten sehr anmuthigen Liedern:

Gern und gerner von Chamisso.
Ungewitter von Chamisso.
Unendlich! von Petöfi.
Verwelkt! von Petöfi.
„Es winkt und neigt sich" von Petöfi.
Das Kind an die erloschene Kerze von Chamisso.
Ständchen von Petöfi.
Nachspiel von Petöfi.

Er schrieb dazu am 20. Dezember 1864:

„Meine liebe Mama und Lisbeth,

mein Wunsch ist, daß Ihr das kleine Paketchen erst am Weihnachtsabende aufschnürt, damit Ihr doch eine kleine Ueberraschung habt, vielleicht auch nur eine Enttäuschung. Meine Bitte ist: nehmt fürlieb, ich gebe Euch von dem Besten, was ich vermag, aber das ist nicht viel. Ihr werdet meine Mühe und meinen Fleiß daran erkennen: immer dachte ich dabei an Euch und wünschte den Moment bei Euch zu sein, wo Ihr Euch vielleicht darüber freut.

Und solche lieblichen Gedanken laben,
Die Arbeit selbst, ich bin am müßigsten,
Wenn ich sie thue,

so heißt es in Shakespaere's Sturm, und so heißt es auch bei mir, müßige Arbeit und arbeitsvolle Muße!

„Was soll ich Euch auch geben, wenn nicht etwas Eigenes, etwas, worin Ihr mich im Bilde wiederseht. Darum habe ich auch noch den Schattenriß meines jetzigen Aeußeren voranfleben lassen, damit Ihr meine Gabe gern in die Hand nehmt und vielleicht auch oft.

„Ihr merkt es schon, daß ich mit einer gewissen Eitelkeit von meinem Werkchen spreche, und es hat doch seinen ganzen Zweck verfehlt, wenn es Euch nicht gefallen sollte . . . .“

Weihnachten 1864.

„Meine liebe Mama und Lisbeth

ich erzähle Euch jetzt der Reihe nach. — Sonnabend war herangekommen, ich hatte zu Mittag gegessen und blieb zu Hause — denn ich dachte, daß möglicher Weise etwas ankäme. Wenn die Thür des Hauses ging, wenn die Treppe herauf jemand ging, so steigerte sich meine Erwartung. Es wurde dunkel; noch war nichts da. Ich setzte mich auf das Sopha, zündete die Lampe nicht an und stellte mir vor, daß um diese Zeit Ihr Euch bescheeren würdet. Ich aß etwas zu Abend, es war sieben Uhr. Ich ging auf unsre Kneipe, auf dem Wege sah ich viel hell erleuchtete Fenster. Dort fand ich die andern Franconen und einen schönen Christbaum. Dann bescheerten wir uns kleine lächerliche Sachen, z. B. bekam einer, der viele Pumpe hat, eine Sparbüchse, ich erhielt wegen meiner Vorliebe für Hektor Berlioz einen Halbmond. Wir tranken mehrere schöne Bowlen, die der Wirth setzte, und waren heiter. Gegen 11 Uhr kam ich nach Hause, aber ich fand nichts.

„Morgens wurde ich zur Bescheerung des Wirths hinunter geladen, ich bekam ein höchst elegantes Portemonnaie.

„Dann war ich ein Stündchen bei dem Russen, der unter mir wohnte. Wir gingen dann zusammen in die Kirche und wieder heraus. Noch war nichts da. Es wurde Mittag. Da

aber brachte man mir zu meiner größten Freude die Kiste. Der Postbote hatte gestern den ganzen Nachmittag herumgesucht, wem die Kiste gehören möchte. Die Adresse war falsch; ich wohne ja Bonngasse 518.

„Nun ging ich eifrig an's Werk mit Hammer und Zange. Und was fand ich Alles!

„Auf meinem Tisch baute ich Alles auf das Schönste auf und setzte mich davor und las zuerst die allerliebsten Briefe.

„ . . . . Nach Tische und nach einer guten Mahlzeit, wie sie eines Festtags würdig ist, machte ich mich dann an meinen Manfred, den ich mit Herzklopfen aus der Kiste hob, und der von dem Notenpulte bis jetzt noch nicht fortgekommen ist. Alle, die etwas daraus gehört haben, sind davon entzückt. Bitte, sprecht der lieben Tante Rosalie meinen großen Dank aus, ich denke Neujahr an sie zu schreiben.

„Nachmittag kam G . . . . n zu mir, die anderen Franconen waren in Köln. Wir haben zusammen gesungen und Manfred gespielt und Thee getrunken und von der schönen Stolle gegessen. Um 8 ging ich dann mit ihm in seine Wohnung, und wir aßen dort Spickgans und tranken feurigen Walporzheimer, er las mir seine eigenen Novellen vor. Es war ein höchst befriedigender, genußreicher Tag, und wir waren beide in gehobener Stimmung."

Ende December 1864.

„ . . . . Ich liebe die Sylvesternächte und die Geburtstage, denn sie geben uns Stunden, wie man sie sich freilich oft machen kann, aber nur zu selten sich macht, wo die Seele stille steht und einen Abschnitt der eignen Entwicklung übersehen kann. In solchen Stunden werden entscheidende Vorsätze geboren. Ich pflege dann immer die Manuscripte und Briefe des verflossenen Jahres vorzunehmen und mir einige Notizen zu machen. Man ist für ein paar Stunden erhaben über die Zeit und tritt fast aus der eignen Entwickelung heraus. Man sichert und verbrieft sich die Vergangenheit und bekommt Muth und Entschlossenheit, wieder weiter seine Bahnen zu gehen. Es ist schön, wenn auf die Entschlüsse und Vorsätze der Seele — gleichsam die erste junge Saat der Zukunft — die Wünsche und Segnungen der Verwandten wie ein milder Regen fallen." . . . . . .

Ende Januar.

„ . . . . Meine Erlebnisse beschränken sich in der letzten Zeit auf Kunstgenüsse. So viel und so Bedeutendes habe ich in kurzer Zeit gehört, daß ich es selbst kaum glauben mag. Innerhalb weniger Wochen besuchten die berühmtesten Künstlerinnen Köln und Bonn. Dein Wunsch, liebe Lisbeth, daß ich die Patti hören möchte, ist erfüllt. Was kann ich Euch Alles von dem prachtvollen Patticonzert erzählen! Die geniale Niemann-Seebach habe ich kürzlich in den Nibelungen von Fr. Hebbel als Kriemhild gesehen; die Bürde-Ney in den Hugenotten und im Fidelio gehört. Gar nicht zu reden von den schönen Conzerten, die der Bonner Gesangverein giebt; Donnerstag z. B. war ein Gesangvereinsconzert von einer Vortrefflichkeit, wie ich noch keins gehört. Freitag die allerliebste Friederike Goßmann, der Liebling des Bonner Publikums, in mehreren reizenden kleinen Lustspielen. Von ihr muß ich Euch noch viel erzählen. Du, liebe Lisbeth, würdest fabelhaft „enchantirt“ sein, wenn Du sie gesehen. Sie trat auf in der „Grille“, in „Der Widerspenstigen Zähmung“, „Feuer in der Mädchenschule“, „Sie schreibt an sich selbst“, zuletzt „Sie hat ihr Herz entdeckt“. Wir Franconen waren natürlich sammt und sonders in sie verliebt, heulten auf den Kneipabenden die Lieder, die sie gesungen und rieben auf ihr Wohl einen Salamander.“ . . . .

Ende Januar 1865.

„ . . . . Ich gelte hier in studentischen Kreisen &c. etwas als musikalische Autorität und außerdem als sonderbarer Kauz, wie übrigens alle Pförtner, die der Franconia angehören. Ich bin durchaus nicht unbeliebt, ob ich gleich etwas mokant bin und für satirisch gelte. Diese Selbstcharkteristik aus dem Urtheile anderer Leute wird Euch nicht uninteressant sein. Als eigenes Urtheil kann ich hinzufügen, daß ich das erste nicht gelten lasse, daß ich oft nicht glücklich bin, zu viel Launen habe und gern ein wenig Quälgeist bin, nicht nur für mich selbst, sondern auch für Andere . . . .“

Zu Ostern kam Fritz zum ersten Male als Student nach Naumburg. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir: ein Bild von Kraft und Gesundheit. Er war breitschultrig, braun, mit sehr

starkem dunkelblondem Haar, genau so groß wie Goethe, was wir im Goethehaus in Frankfurt feststellten. Er besaß auch wie Goethe die Eigenschaft, größer auszusehen als er war: eine würdige straffe Haltung rief diese Täuschung hervor. Es waren lange schöne Ferien, indessen war die Stimmung nicht so gleichmäßig wie sonst. Fritz hatte sich inzwischen außerordentlich nach der Seite der Selbständigkeit entwickelt; innerlich war er ja immer sehr selbständig gewesen, viel mehr, als man seinem liebevollen, höflichen Wesen angemerkt hatte, nun kam seine Selbständigkeit auch äußerlich zum Ausdruck, was zu einigen Differenzen mit unserer guten Mutter führte. Von da an hatte sie beständig die Befürchtung, wir Beide wären zu unabhängig, zu ideal gesinnt, und war bemüht, uns mit allen Kräften nach der praktischen Seite und zur Rücksicht auf die Meinung anderer Menschen zurückzuführen. Nach den Ferien entschuldigte sich Fritz, daß er manchmal zu heftig seine Ansichten vertreten habe; es mag wohl hie und da der Fall gewesen sein, doch besaß er viel zu viel Humor, um selbst diese Meinungsverschiedenheiten nicht in einem heiteren Licht erscheinen zu lassen. Ein Späßchen von Fritz aus dieser Zeit ist mir noch erinnerlich: es war Topfmarkt in Naumburg, eine Art Messe, welche in unsrer Kindheit eine große Rolle gespielt hatte, und um der alten Erinnerung willen sahen wir dem Treiben ein wenig zu. An einer Ecke stand ein Mann mit rothen und grünen Ballons; ein Windstoß erhob sich, und mit allen Kräften stemmte sich der Mann ihm entgegen, damit seine leicht beschwingte Waare nicht davon flöge. „Unsre gute Mutter", flüsterte Fritz mir lächelnd zu. In diesem Augenblick riß der Wind mehrere Fäden los, und einige der rothen Bälle stiegen hoch in die blaue Luft und verschwanden. „Was fliegen soll, fliegt doch!" rief Fritz entzückt über das gute Omen.

Bis Ostern 1865 war mein Bruder in Bonn für Theologie und Philologie immatriculirt, für das folgende Sommersemester nur noch für die letztgenannte Wissenschaft. Da seine Neigungen und Studien schon von Pforta her die eines Philologen waren, nahm er von der Theologie nur genau soweit Notiz, als ihn deren philologische Seite anzog. Er selbst schreibt darüber Anfang 1869: „Meine Studien, zu denen ich oft mit Sehnsucht

flüchtete, waren mit Energie auf die philologische Seite der Evangelienkritik und der neutestamentlichen Quellenforschung gerichtet: ich bildete mir nämlich damals noch ein, daß die Geschichte und ihre Erforschung im Stande sei, auf gewisse religiöse und philosophische Fragen eine direkte Antwort geben zu können."

Dieses Halbjahr, von April bis Herbst 1865, muß ich als besonders merkwürdig für die innere Entwicklung meines Bruders bezeichnen. Er löste sich während desselben von vielen Vorstellungen und Ansichten, die ihn früher beherrscht hatten, und entdeckte in sich, zu seinem freudigen Erstaunen, eine große kritische Begabung.

Es ist charakteristisch, daß er immer in Zeiten, in denen er einen bedeutenden Schritt vorwärts zur Freiheit und Selbständigkeit that, einen Versuch machte, zurückzublicken und sich selbst sein eignes Leben und seine innere Entwickelung zu beschreiben. Auch im Frühjahr 1865 zeichnete er einen Lebenslauf auf, dessen Anfang in einer späteren Fassung von 1869 vorliegt:

„Meine Erziehung ist in ihren Haupttheilen mir selbst überlassen worden. Mein Vater starb allzufrüh: mir fehlte die strenge und überlegne Leitung eines männlichen Intellekts. Als ich im Knabenalter nach Schulpforta kam, lernte ich nur ein Surrogat der väterlichen Erziehung kennen, die uniformirende Disciplin einer geordneten Schule. Gerade aber dieser fast militärische Zwang, der, weil er auf die Masse wirken soll, das Individuelle kühl und oberflächlich behandelt, führte mich wieder auf mich selbst zurück. Ich rettete vor dem einförmigen Gesetz meine privaten Neigungen und Bestrebungen, ich lebte einen verborgnen Kultus bestimmter Künste, ich bemühte mich, in einer überreizten Sucht nach universellem Wissen und Genießen die Starrheit einer gesetzlich bestimmten Zeitordnung und Zeitbenutzung zu brechen. Es fehlte an einigen äußern Zufälligkeiten; sonst hätte ich es damals gewagt, Musiker zu werden. Zur Musik nämlich fühlte ich schon seit meinem neunten Jahre den allerstärksten Zug; in jenem glücklichen Zustande, in dem man noch nicht die Grenzen seiner Begabung kennt und Alles, was man liebt, auch für erreichbar hält, hatte ich unzählige Kompositionen niedergeschrieben und mir eine mehr als dilettan-

tische Kenntniß der musikalischen Theorie erworben. Erst in der letzten Zeit meines Pförtner Lebens gab ich, in richtiger Selbsterkenntniß, alle künstlerischen Lebenspläne auf; in die so entstandene Lücke trat von jetzt ab die Philologie.

„Ich verlangte nämlich nach einem Gegengewicht gegen die wechselvollen und unruhigen bisherigen Neigungen, nach einer Wissenschaft, die mit kühler Besonnenheit, mit logischer Kälte, mit gleichförmiger Arbeit gefördert werden könnte, ohne mit ihren Resultaten gleich an's Herz zu greifen. Dies Alles aber glaubte ich damals in der Philologie zu finden. Die Vorbedingungen zu deren Studium werden einem Pförtner Schüler geradezu an die Hand gegeben. Es werden in dieser Anstalt mitunter spezifisch philologische Aufgaben gestellt, z. B. kritische Kommentare über bestimmte sophokleische oder aeschyleische Chorgesänge. Sodann ist es ein besondrer Vorzug der Schulpforta, der einem zukünftigen Philologen sehr zu Statten kommt, daß unter den Schülern selbst eine angestrengte und mannigfache Lektüre griechischer und römischer Schriftsteller zum guten Ton gehört. Das Glücklichste aber war, daß ich auf ausgezeichnete philologische Lehrer traf, an deren Persönlichkeiten ich mein Urtheil über ihre Wissenschaft bildete. Wenn ich damals gerade Lehrer gehabt hätte von der Art, wie sie auf Gymnasien mitunter gefunden werden, engherzige, froschblütige Mikrologen, die von der Wissenschaft nichts als den gelehrten Staub kennen: ich hätte den Gedanken weit weggeworfen, jemals einer Wissenschaft anzugehören, der solche Schächer dienen. So aber lebten vor meinen Augen Philologen wie Steinhart, Keil, Corssen, Peter, Männer mit freiem Blick und frischem Zuge, die mir zum Theil auch ihre nähere Neigung schenkten. So kam es, daß ich schon in den letzten Jahren meines Pförtner Lebens mich selbständig mit zwei philologischen Arbeiten beschäftigte. In der einen wollte ich die Sagen vom Ostgothenkönig Ermanarich in ihren Verzweigungen nach den Quellen (Jordanes, Edda 2c.) darstellen, in der andern eine spezielle Form der griechischen Tyrannis, die Megarische, zeichnen. Man pflegt in der Schulpfortä bei dem Abgange irgend ein schriftliches Denkmal zu hinterlassen: zu diesem Zwecke war jene zweite Arbeit bestimmt, die mir unter den Händen zu einem Charakterbilde des Megarensers Theognis wurde.

„Als ich nach sechsjährigem Aufenthalte der Schulpforta als einer strengen, aber nützlichen Lehrmeisterin Lebewohl gesagt hatte, gieng ich nach Bonn. Hier wurde ich mit Erstaunen gewahr, wie gut unterrichtet und doch wie schlecht erzogen so ein Fürstenschüler auf die Universität kommt. Er hat eine Menge für sich gedacht, und jetzt fehlt ihm die Geschicklichkeit, diese Gedanken zu äußern. Er hat noch nichts von dem bildenden Einflusse der Frauen erfahren; aus Büchern und Ueberlieferungen glaubt er das Leben zu kennen, und doch kommt ihm jetzt Alles so fremdartig und unangenehm vor. So ergieng es mir in Bonn: nicht alle die Mittel, nach denen ich griff, um jene Uebelstände zu beseitigen, mochten gut gewählt sein, und Verdrießlichkeiten, unbequemer Umgang, übernommene Verpflichtungen ꝛc. machten mir dies erste Jahr meiner akademischen Zeit recht lästig."

Man sieht, Fritz steuert darauf hin, einiges Unbehagen über seinen Eintritt in die Franconia auszudrücken; Anfang des Semesters war es noch schwach und wurde nur unbestimmt geäußert. Ein Brief an den von Pforta her innig befreundeten Frh. Carl v. G. gerichtet, giebt von dem Beginn jener Stimmungen und Bestrebungen ebenfalls treulich Kunde:

Mai 65.

„Lieber Freund,

ich muß es Dir im Voraus gestehn, daß ich Deinen ersten Brief aus Göttingen mit einer ganz besonderen Sehnsucht erwartet habe; denn ich hatte dabei außer dem freundschaftlichen noch ein psychologisches Interesse. Ich hoffte, daß er den Eindruck wiederspiegeln werde, den gerade auf Dein Gemüth das Corpsleben mache, und ich war versichert, daß Du Dich offen darüber aussprechen würdest.

„Das hast Du denn auch gethan, und ich sage Dir meinen herzlichsten Dank dafür. Wenn Du also jetzt in Bezug auf das Corpsleben die Ansicht Deines verehrten Bruders theilst, so kann ich nur die sittliche Kraft bewundern, mit der Du, um im Strome des Lebens schwimmen zu lernen, Dich sogar in ein beinahe schlammiges, trübes Wasser stürzt und darin Deine Uebungen machst. Verzeihe die Härte des Bildes, aber ich glaube, es ist treffend.

„Indessen kommt noch etwas Wichtiges hinzu. Wer als Studierender seine Zeit und sein Volk kennen lernen will, muß Farbenstudent werden; die Verbindungen und ihre Richtungen stellen meist den Typus der nächsten Generation von Männern möglichst scharf dar. Zudem sind die Fragen über eine Neuorganisation studentischer Verhältnisse brennend genug, um nicht den Einzelnen zu veranlassen, die Zustände aus eigner Anschauung kennen zu lernen und zu beurtheilen.

„Freilich müssen wir uns hüten, daß wir dabei nicht selbst zu sehr beeinflußt werden. Die Gewöhnung ist eine ungeheure Macht. Man hat schon sehr viel verloren, wenn man die sittliche Entrüstung über etwas Schlechtes verliert, das in unserm Kreise täglich geschieht. Das gilt z. B. in Betreff des Trinkens und der Trunkenheit, aber auch in der Mißachtung und Verhöhnung andrer Menschen, andrer Meinungen. Ich gestehe Dir sehr gern, daß ähnliche Erfahrungen wie Du sie gemacht hast, bis zu einem gewissen Grade sich auch mir aufdrängten, daß mir der Ausdruck der Geselligkeit auf den Kneipabenden oft im hohen Maße mißbehagte, daß ich einzelne Individuen ihres Biermaterialismus wegen kaum ausstehn konnte; ebenfalls daß mit unerhörter Anmaßung über Menschen und Meinungen en masse zu meinem größten Aerger abgeurtheilt wurde. Trotzdem hielt ich gern in der Verbindung aus, da ich viel dadurch lernte und im Allgemeinen auch das geistige Leben darin anerkennen mußte. Allerdings ist ein engerer Umgang mit einem oder zwei Freunden eine Nothwendigkeit; hat man diese, so nimmt man die übrigen als eine Art Zukost mit, die einen als Pfeffer und Salz, die andern als Zucker, die andern als nichts.

„Nochmals versichere ich, daß Alles, was Du mir über Deine Kämpfe und Unruhen geschrieben hast, meine Achtung und Liebe zu Dir nur steigern kann.

„Deine Gedanken über Deinen Beruf habe ich mit dem größten Behagen gelesen. Es war mir, als ob wir uns noch einen Schritt näher hierdurch treten müßten. Ueber das jus habe ich keine Ansicht. Von Dir aber weiß und glaube ich, daß Du, um deutsche Sprache und Literatur zu studieren, Neigung und Fähigkeit hast, ja daß Du, was das Wichtigste ist, auch den Willen haben wirst, die bedeutenden und nicht immer

interessanten Arbeitsmassen auf diesem Gebiet zu bewältigen. Wir haben im Allgemeinen eine gute Vorbereitung in Pforta dazu genossen, wir haben ein ausgezeichnetes Vorbild in Koberstein, den hier unser geistvoller Professor Springer für den bei weitem bedeutendsten Literaturhistoriker unsrer Zeit erklärt hat. Du wirst in Leipzig Curtius, wichtig für Sprachvergleichung, finden, sodann Zarncke, dessen Nibelungenausgabe ich kenne und schätze, dann den eitlen Minkwitz, den Aesthetiker Flathe, den Nationalökonomen Roscher, den Du natürlich hören wirst. Du wirst sodann mit allergrößter Wahrscheinlichkeit dort finden: unsern großen Ritschl, wie Du in den Zeitungen gelesen haben wirst. Damit ist die philosophische Fakultät Leipzigs die bedeutendste Deutschlands. Und nun kommt noch etwas Angenehmes. Sobald Du mir schriebst, daß Du nach Leipzig gehen wolltest, habe ich es auch fest beschlossen. So werden wir uns wiederfinden. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt hatte, hörte ich auch von Ritschl's Abgang, und das bestärkte mich darin. Ich will in Leipzig womöglich gleich in das philologische Seminar kommen und muß tüchtig arbeiten. Musik und Theater können wir reichlich genießen. Natürlich bleibe ich Kameel.

„...... Meine Danaëarbeit ist längst abgegeben und ich bin außerordentliches Mitglied des Seminars geworden. Denke Dir, daß drei Pförtner jetzt ordentliche Mitglieder geworden sind, während bloß vier Stellen offen waren. Haushalter, Michael Stedtefeld. Das ist ein besondrer Triumph für die alte Pforta.....

„Für dies Semester habe ich zunächst eine archäologische Arbeit für das Seminar zu machen. Sodann für den wissenschaftlichen Abend unsrer Burschenschaft eine größere Arbeit über die politischen Dichter Deutschlands, bei der ich viel zu lernen hoffe, aber auch gewaltig viel lesen und Material sammeln muß. Vor allem aber muß ich an einer größern philologischen Arbeit, über deren Thema ich noch nicht klar bin, arbeiten, um durch sie in das Leipziger Seminar zu kommen. Als Nebensache treibe ich jetzt Beethoven's Leben nach dem Werk von Marx. Vielleicht komponire ich auch wieder einmal, was ich bis jetzt in diesem Jahre ängstlich vermieden habe. Ebenso wird nicht mehr gedichtet. Pfingsten ist in Köln das rheinische Musikfest, bitte komm herüber von Göttingen ....

„— Ich bin außer mir über Feder und Tinte, schon seit vier Seiten hat mich alle Gemüthlichkeit verlassen, ich referire blos noch auf das Trockenste einige Facta. Einige Capitel in den Problematischen Naturen habe ich bewundert. Sie haben wirklich Goethe'sche Kraft und Anschaulichkeit. So sind gleich die ersten Capitel Meisterstücke. Du hast doch auch die Fortsetzung „Durch Nacht zum Licht" gelesen?

„Die schwächste Partie ist die Romantik im Hineinspielen der Zigeuner.

„Du kennst doch Freitag's „Verlorene Handschrift?" — Ich hoffe Spielhagen diesen Sommer kennen zu lernen. —

„So, lieber Freund, lebe recht wohl und denke meiner freundlichst. Ich freue mich auf unser Wiedersehn. Ich wünsche Dir Heiterkeit und Frohsinn, vor allem einen Menschen, dem Du Dich näher stellen kannst. Verzeihe mir meine unausstehliche Schrift und meinen Mißmuth darüber, Du weißt, wie sehr ich mich darüber ärgere, und wie meine Gedanken dabei aufhören.

Dein treuer Freund Fr. Nietzsche.

Bonn, am Tage der Himmelfahrt 1865." —

Auch einige an mich gerichtete Briefe schildern verschiedenartige Stimmungen und Erlebnisse dieses Sommers, doch muß ich zur Erklärung vorausschicken, daß die religiös-philosophischen Ansichten, die mein Bruder in den Osterferien ausgesprochen hatte, mich nachträglich sehr zu beunruhigen anfingen. — Ich beschloß daher, zu zwei meiner sehr frommen Pastorenonkels zu reisen und mich von ihnen, wie ich mich etwas kindlich ausausdrückte, „wieder fest im Glauben machen zu lassen". Ich theilte meinem Bruder meine Nöthe mit, denn ich war zu bescheiden um ohne weiteres anzunehmen, daß Ansichten, die für ihn groß, frei und herrlich waren, es auch für mich sein müßten. Fritz dachte etwas unbescheidener über mich, vor allem aber begriff er nicht, wie grenzenlos schwer es für mich war, anderer Meinung zu sein als der über Alles verehrte Bruder. Er schreibt:

Anfang Juni 1863.

„Liebe Lisbeth,

nach einem so anmuthigen, mit mädchenhaften Dichtungen durchflochtenen Brief, wie ich ihn zuletzt von Dir empfieng, würde es Unrecht und Undank sein, Dich noch länger auf Antwort warten zu lassen, besonders da ich diesmal über ein reiches Material zu verfügen habe und ich nur mit großem Behagen die genossenen Freuden im Geiste „wiederkäue“.

„Zuvor muß ich jedoch eine Stelle Deines Briefes berühren, die mit eben so pastoraler Färbung als lamaartiger Herzlichkeit geschrieben ist. Mache Dir keine Sorgen, liebe Lisbeth. Wenn der Wille so gut und entschieden ist, wie Du schreibst, werden die lieben Onkels nicht zu viel Mühe haben. Was Deinen Grundsatz betrifft, daß das Wahre immer auf der Seite des Schwereren ist, so gebe ich Dir dies zum Theil zu. Indessen, es ist schwer zu begreifen, daß 2×2 nicht 4 ist; ist es deshalb wahrer?

„Andrerseits, ist es wirklich so schwer, das Alles, worin man erzogen ist, was allmählich sich tief eingewurzelt hat, was in den Kreisen der Verwandten und vieler guten Menschen als Wahrheit gilt, was außerdem auch wirklich den Menschen tröstet und erhebt, das Alles einfach anzunehmen, ist das schwerer, als im Kampf mit Gewöhnung in der Unsicherheit des selbständigen Gehens, unter häufigen Schwankungen des Gemüths, ja des Gewissens, oft trostlos, aber immer mit dem ewigen Ziel des Wahren, des Schönen, des Guten neue Bahnen zu gehn?

„Kommt es denn darauf an, die Anschauung über Gott, Welt und Versöhnung zu bekommen, bei der man sich am bequemsten befindet, ist nicht vielmehr für den wahren Forscher das Resultat seiner Forschung geradezu etwas Gleichgültiges? Suchen wir denn bei unserem Forschen Ruhe, Friede, Glück? Nein, nur die Wahrheit, und wäre sie höchst abschreckend und häßlich.

Noch eine letzte Frage: Wenn wir von Jugend an geglaubt hätten, daß alles Seelenheil von einem Anderen, als Jesus ist, ausfließe, etwa von Muhamed, ist es nicht sicher, daß wir derselben Segnungen theilhaftig geworden wären? Gewiß, der Glaube allein segnet, nicht das Objektive, was hinter dem Glauben steht. Dies schreibe ich Dir nur, liebe Lisbeth, um dem

gewöhnlichsten Beweismittel gläubiger Menschen damit zu begegnen, die sich auf ihre inneren Erfahrungen berufen und daraus die Untrüglichkeit ihres Glaubens herleiten. Jeder wahre Glaube ist auch untrüglich, er leistet das, was die betreffende gläubige Person darin zu finden hofft, er bietet aber nicht den geringsten Anhalt zur Begründung einer objektiven Wahrheit.

„Hier scheiden sich nun die Wege der Menschen; willst Du Seelenruhe und Glück erstreben, nun so glaube, willst Du ein Jünger der Wahrheit sein, so forsche. Dazwischen giebt es eine Menge halber Standpunkte. Es kommt aber auf das Hauptziel an.

„Verzeihe mir diese langweilige und nicht gerade gedankenreiche Auseinandersetzung. Du wirst Dir dies Alles schon oftmals und immer besser und schöner gesagt haben.

„Auf diesem ernsten Grundstock will ich aber nun ein um so lustigeres Gebäude aufführen. Ich kann Dir diesmal von wunderschönen Tagen erzählen.

„Am Freitag dem 2. Juni reiste ich nach Köln herüber zum niederrheinischen Musikfest. An demselben Tage wurde dort die internationale Ausstellung eröffnet. Köln machte in diesen Tagen einen weltstädtischen Eindruck. Ein unendliches Sprachen- und Trachtengewirr — ungeheuer viel Taschendiebe und andre Schwindler — alle Hotels bis in die entlegensten Räume gefüllt — die Stadt auf das Anmuthigste mit Fahnen geschmückt — das war der äußere Eindruck. Als Sänger bekam ich meine weißrothe seidne Schleife auf die Brust und begab mich in die Probe. Du kennst leider den Gürzenichsaal nicht, ich habe Dir aber in den letzten Ferien eine fabelhafte Vorstellung erweckt durch den Vergleich mit dem Naumburger Börsensaal. Unser Chor bestand aus 182 Sopranen, 154 Alten, 113 Tenören und 172 Bässen. Dazu ein Orchester, aus Künstlern bestehend, von etwa 160 Mann, darunter 52 Violinen, 20 Violen, 21 Cellis und 14 Contrabässe. Sieben der besten Solosänger und Sängerinnen waren herangezogen worden. Das Ganze wurde von Hiller dirigirt. Von den Damen zeichneten sich viele durch Jugend und Schönheit aus. Bei den drei Hauptconzerten erschienen sie Alle in Weiß, mit blauen Achselschleifen und natürlichen oder gemachten Blumen im Haar. Eine Jede hielt ein schönes Bouquet in

der Hand. Wir Herren alle in Frack und weißer Weste. Am Abend saßen wir noch bis tief in die Nacht hinein zusammen und ich schlief endlich bei einem alten Franconen auf dem Lehnstuhl und war den Morgen ganz taschenmesserartig zusammengeknickt. Dazu leide ich, beiläufig bemerkt, seit den letzten Ferien an starkem Rheumatismus in dem linken Arm. Die nächste Nacht schlief ich wieder in Bonn. Den Sonntag war das erste große Conzert, „Israel in Aegypten von Händel". Wir sangen mit unnachahmlicher Begeisterung bei 30 Grad Réaumur. Der Gürzenich war für alle drei Tage ausgekauft. Das Billet für das Einzelconzert kostete 2—3 Thaler. Die Ausführung war nach Aller Urtheil eine vollkommene. Es kam zu Scenen, die ich nie vergessen werde. Als Staegemann und Julius Stockhausen, „der König aller Bässe", ihr berühmtes Duett sangen, brach ein unerhörter Sturm des Jubels aus, achtfache Bravos, Tusche der Trompeten, Dacapogeheul, sämmtliche 300 Damen schleuderten ihre 300 Bouquets den Sängern in's Gesicht, sie waren im eigentlichsten Sinne von einer Blumenwolke umhüllt. Die Scene wiederholte sich, als das Duett da capo gesungen war.

„Am Abend begannen wir Bonner Herren alle zusammen zu kneipen, wurden aber von dem Kölner Männergesangverein in die Gürzenichrestauration eingeladen und blieben hier unter carnevalistischen Toasten und Liedern, worin der Kölner blüht, unter vierstimmigem Gesange und steigender Begeisterung beisammen. Um 3 Uhr Morgens machte ich mich mit zwei Bekannten fort; und wir durchzogen die Stadt, klingelten an den Häusern, fanden nirgends ein Unterkommen, auch die Post nahm uns nicht auf, — wir wollten in den Postwagen schlafen — bis endlich nach anderthalb Stunden ein Nachtwächter uns das Hotel du Dôme aufschloß. Wir sanken auf die Bänke des Speisesaals hin und waren in 2 Sekunden entschlafen. Draußen graute der Morgen. Nach 1½ Stunde kam der Hausknecht und weckte uns, da der Saal gereinigt werden mußte. Wir brachen in humoristisch verzweifelter Stimmung auf, giengen über den Bahnhof nach Deutz herüber, genossen ein Frühstück und begaben uns mit höchst gedämpfter Stimme in die Probe, wo ich mit großem Enthusiasmus einschlief (mit obligaten Posaunen und Pauken). Um so aufgeweckter war ich in der Aufführung am

Nachmittag von 6—11 Uhr. Kamen darin doch meine liebsten Sachen vor, die Faustmusik von Schumann und die a dur Symphonie von Beethoven. Am Abend sehnte ich mich sehr nach einer Ruhestätte und irrte etwa in 13 Hotels herum, wo Alles voll und übervoll war. Endlich im 14., nachdem auch hier der Wirth mir versicherte, daß alle Zimmer besetzt seien, erklärte ich ihm kaltblütig, daß ich hier bleiben würde, er möchte für ein Bett sorgen. Das geschah denn auch, in einem Restaurationszimmer wurden Feldbetten aufgeschlagen, für eine Nacht mit 20 Groschen zu bezahlen. Am dritten Tage endlich fand das letzte Conzert statt, worin eine größere Anzahl von kleineren Sachen zur Aufführung kam. Der schönste Moment daraus war die Aufführung der Sinfonie von Hiller mit dem Motto: „Es muß doch Frühling werden", die Musiker waren in seltner Begeisterung, denn wir alle verehrten Hiller höchlichst; nach jedem Theile ungeheurer Jubel und nach dem letzten eine ähnliche Scene nur noch gesteigert. Sein Thron wurde bedeckt mit Kränzen und Bouquets, einer der Künstler setzte ihm den Lorbeerkranz auf, das Orchester stimmte einen dreifachen Tusch an, und der alte Mann bedeckte sein Gesicht und weinte, was die Damen unendlich rührte. Noch besonders will ich Dir eine Dame nennen, Frau Szarvadi aus Paris, die Klaviervirtuosin. Denke Dir eine kleine noch junge Persönlichkeit, ganz Feuer, unschön, interessant, schwarze Locken.

„Die letzte Nacht habe ich aus gänzlichem Mangel an dem nervus rerum wieder bei dem alten Franconen verbracht und zwar auf der Erde. Was nicht sehr schön war. Morgens fuhr ich wieder nach Bonn zurück.

„Es war eine „rein künstlerische Existenz", wie eine Dame zu mir sagte.

„Man kehrt mit förmlicher Ironie zu seinen Büchern, zu Textkritik und anderm Zeug zurück.

„Daß ich nach Leipzig gehe, ist sicher. Der Jahn-Ritschl Streit wüthet fort. Beide Parteien drohen sich mit vernichtenden Publikationen.

„Zum Schulfest (21. Mai) sandten wir Bonner Pförtner ein Telegramm an das Lehrercollegium und bekamen eine sehr freundliche Antwort.

„Heute machen wir eine Pförtnerspritze nach Königswinter. — Unsere rothen Stürmer mit goldner Litze sehen vorzüglich aus . . .

Bonn 1865, am Sonntag nach Pfingsten. Fritz.

Bonn, am 10. Juli früh.

„Meine liebe Lisbeth,

was ich vor wenig Tagen an Wilhelm P. schrieb, das ist auch für Deinen Geburtstag wahr: früher ein Tag des genußreichsten Zusammenlebens, gemeinsamer Heiterkeit und Freude, jetzt nur ein Tag der Erinnerung, der liebevollsten Erinnerung an jene schöne Vergangenheit.

„Solche Stunden sind es, in denen Mädchen sentimental werden können, ich mich zum Komponiren angeregt fühle und dabei in alten Blättern, Papieren und Gedichten umherwühle.

„Da fällt mir denn Dein liebenswürdiger Brief in die Hände, in dem zwei schöne Verse eines mendelssohn'schen Liedes stehn; ich weiß auch nichts Besseres, als auf jene lieben Worte zu verweisen: „Wir sind dieselben doch geblieben."

„Oder um doch etwas an Deinem Geburtstag Dir zu wünschen, was nicht gerade schon in den bekannten Knittelvers eingezwängt ist: „Möge jeder von uns immer so gut und glücklich sein, wie der andre es nur immer wünschen kann, möge das Bild, das liebenswerthe Bild, was ein jeder von dem andern im Herzen trägt, möglichst mit der Wahrheit gleiche Züge haben."

„Denn es ist ja richtig, ganz als ideale Persönlichkeit wirst Du mich ja wohl nicht auffassen, was ja doch ein haarsträubender Irrthum wäre. Aber doch werde ich im Ganzen und Großen mit recht hübschen Linien und weichen Tinten in Deinem Herzen verzeichnet stehn. Und Du kannst auf etwas Aehnliches auch bei mir rechnen, obgleich meine Malertalente nicht groß sind und ich leicht einmal etwas zu schwarze Farben anwende, auch wohl in einigen mißvergnügten Momenten Alles, Sachen und Personen, Engel und Menschen und Teufel sehr dunkel und durchaus unschön vor mir sehe. Immer bleibt es ja wahr, daß ein jeder nicht so gut ist, als er in den Augen liebender Menschen erscheint. Aber gerade darin liegt ein Antrieb zum Guten; denn wir wollen nicht, daß die, die uns die liebsten sind, sich über uns täuschen.

„Zu dieser liebevollen Täuschung trägt noch etwas anderes bei. Das ist die weite Entfernung von einander. Ihr bekommt nur Fragmente aus meinem Leben zu Gesicht, das sind die Briefe. Und Briefe, als Erzeugnisse einer gehobenen Stunde, werfen zumeist — wenn sie nicht gerade von Geldsachen handeln — einen verklärenden Schein auf die schreibende Persönlichkeit. So kommt es denn, daß Du in den Ferien Deine Verwunderung aussprichst, ich sei doch lange nicht so gut und liebenswürdig, als Du Dir vorgestellt hättest. Das ist recht schmerzlich, aber ich habe es Dir psychologisch erklärt.

„Nun die Nutzanwendung meiner langweiligen Zeilen: Meine liebe Lisbeth, ich habe Dich heute ganz besonders lieb und wünsche, daß Du Dich weder in mir noch ich mich in Dir allzusehr täusche. Wir sind einander ziemlich strenge Richter, weil jedes Unangenehme, was wir von einem von uns hören, das schöne Bild in der Seele alterirt. „Seien wir besonders in dem, was uns gemeinsam eine freudenreiche Pflicht ist, so gewissenhaft wie möglich und nicht nur in Worten und Briefen, sondern in Thaten, in unserer Liebe zu einander . . . . (Ende fehlt).

am 12. Juli 65.

„Da ist mir ja eingefallen, daß am Tage nach Deinem Geburtstag, liebe Lisbeth, Tante Riekchen ihren Geburtstag zu feiern pflegt.

„Mein Glückwunsch kommt nun ein bischen spät, aber doch nicht zu spät.

„An Deinem Geburtstag, den Du wahrscheinlich durch einen großen Jungfrauenkaffee gefeiert hast, habe ich am Nachmittage zum ersten Male in diesem Jahre wieder komponirt.

„Und zwar mit energischer Wuth, gleich Alles fertig. Da Dein Geburtstag doch die Ursache sein muß, so sei die Komposition Dir noch nachträglich dedizirt. Es ist ein Lied im höchsten Zukunftsstile mit einem natürlichen Aufschrei und dergleichen Ingredienzen einer stillen Narrheit. Zu Grunde liegt ein Gedicht, das ich als Untersekundaner gemacht habe und zwar in Gorenzen! Ein Fischermädchen, das sich nach ihrem Schatz sehnt — voilà le sujet!

„Sonntag war ich in Koblenz und besuchte K....g, der bei seiner Tante wohnt, die mich zu Mittag einlud und eine schöne

Tochter hat, die aber sehr groß ist, was nicht mein Geschmack ist, da ich mehr die Pusselchen liebe, was eine Schmeichelei für meine Lisbeth sein soll, die ja ein Pusselchen ist.

„Entschuldige diesen nicht gerade geistreichen Satz“.....

Das Sommersemester ging bald zu Ende, nicht ganz so glücklich, wie man erwarten durfte. In einem Briefe an Frh. Carl v. G. giebt mein Bruder eine Art Rückblick, ohne den tiefsten Grund seiner Unzufriedenheit, den auch wir erst später erfahren werden, zu erwähnen:

4. August 1865.

Lieber Freund!

„Wie spät bekommst Du Nachricht von mir. Ich will mich auch mit keinem Wort entschuldigen, sondern einfach mein Vergehen eingestehen. So bekommst Du denn den Nachklang meines ganzen Bonner Lebens, das ich wirklich schon als abgeschlossen betrachte. In einer Woche werde ich nicht mehr hier sein.

„Ich habe die Hoffnung, daß wir uns sicher in Leipzig treffen. Ritschl hat mir gestern erzählt, daß er sein Wort den Leipzigern gegeben habe, und daß er sehr gern dahin gienge. Er freut sich, nach den Wirren einer vielseitigen amtlichen Thätigkeit wieder einfacher simpler Professor zu werden. Er wird als Privatum die Geschichte der griechischen Tragödie und die Sieben gegen Theben lesen, als Publicum lateinische Epigraphik und zwar als Interpretationscolleg; er läßt zu diesem Behufe von jedem epigraphischen Monument 50 Platten abnehmen. Es wird eine kleine Bonner Kolonie nach Leipzig übersiedeln.

„Ich gehe nun zwar nicht nach Leipzig, um dort nur Philologie zu treiben, sondern ich will mich wesentlich in der Musik ausbilden. Dazu habe ich in Bonn schlechterdings keine Gelegenheit. Vielleicht schrieb ich Dir um Neujahr, daß ich in diesem Jahre weder dichten noch komponiren wollte. Das Erstere habe ich bis jetzt durchgesetzt — genug Grund, um zu glauben, daß diese Ader erschöpft ist — gegen das Zweite habe ich erst ganz kürzlich verstoßen, indem ich wieder ein Lied gemacht habe. Ich werde ein wenig zu kritisch, um mich noch länger über etwaige Begabung täuschen zu können. Darum suche ich mein kritisches Vermögen überhaupt zu entwickeln.

„Mein lieber Freund, wie schaal und langweilig sind alle

diese Notizen. Ebenso nüchtern zähle ich einige Feste auf, an denen ich schöne und glückliche Augenblicke — und das Glück zählt nach Augenblicken — genossen habe. So nenne ich in erster Reihe das Kölner Musikfest. Sodann das Arndtfest, über das Du das Genauere aus den Zeitungen wissen wirst. Das Beste daran war die Rede von Sybel am zweiten Tage. Einige recht ruhige schöne Tage habe ich in letzter Zeit in Bad Ems erlebt. Ich bin die letzten Wochen immer krank gewesen und habe viel zu Bett gelegen, sogar in jenen glühenden Tagen; mein Leiden ist ein heftiger Rheumatismus, der aus den Armen in den Hals kroch, von da in die Backe und in die Zähne und gegenwärtig mir täglich die stechendsten Kopfschmerzen verursacht. Ich bin durch diese fortwährenden Schmerzen sehr abgemattet und meistens ganz apathisch gegen Außendinge. An einigen Tagen, wo ich mich besser fühlte, war ich in Ems. Du kannst Dir vorstellen, wie wohlthuend dies stille, rücksichtsvolle, diäte Leben, diese immerfrische und erhebende Natur, diese frohen geputzten Menschen auf mich wirkten.

„Für die letzte Zeit meines Aufenthalts in Bonn habe ich fabelhaft zu thun, besonders für den studentischen Gustav-Adolf-verein, dessen Schriftführer ich bin. Dann harren eine große Menge Briefe der Beantwortung. Eben denke ich daran, daß heute die Pförtner wieder in ihre Mauern einziehen. O über die Armen, die mit kaltschauerlichen Empfindungen zum ersten Male wieder in den neuangestrichnen ungemüthlichen Betsaal hinuntersteigen!

„. . . . . Verzeihe lieber Freund mir auch diesen ungemüthlichen Brief. Aber das heftige Stechen im Kopf hindert jeden Zusammenhang. Auf ein fröhliches Wiedersehen in Leipzig!

Dein Dich herzlich liebender

Fr. W. Nietzsche."

Fritz brachte diesen heftigen Rheumatismus, der aber aus dem Kopf wieder nach den Armen „kroch", mit in die Ferien, was ihm die ersten Wochen recht verdarb. Er war überhaupt nicht sehr heiter, da es in den letzten Monaten in Bonn zwischen ihm und der Franconia zu ernstlichen Differenzen gekommen war. So viel ich mich erinnere, hatte er auf Reformen gedrungen

und dabei so hohe sittliche Anforderungen gestellt, daß sich der größte Theil der Commilitonen gegen diesen unbescheidenen, unbequemen jungen Genossen empörte.

Sein Kampf richtete sich aber nicht gegen das Fechten und Schlagen, dem er im Gegentheil wie allen ritterlichen Künsten ziemlich hold war. Noch jetzt sprechen die Bekannten jener Zeit davon, in welch amüsanter und ungewöhnlicher Form er seinen ersten Waffengang entrirte. Als er nämlich fühlte, daß er in seiner Fertigkeit so weit fortgeschritten war, um einen solchen wagen zu können, ging er eines Tages mit einem Herrn D. spazieren, der einer Verbindung angehörte, mit welcher die Franconen im sogenannten „Paukcomment“ standen. Plötzlich fällt es Fritz ein, was für einen geschickten und angenehmen Gegner er in diesem Herrn haben würde. Freundlich und höflich wendet er sich an ihn: „Sie gefallen mir so gut! Könnten wir nicht miteinander losgehen?“ Ich denke, wir lassen die sonst üblichen Präliminarien?“ Der Andere willigte auf die verbindlichste Weise ein, soll aber nachher seine Ueberraschung gegen Freunde sehr drollig beschrieben haben.

Meines Bruders Zorn richtete sich hauptsächlich gegen den ihm verhaßten Biermaterialismus und von jenen ersten Erfahrungen in Bonn ist ihm für immer eine tiefe Abneigung gegen Rauchen, Trinken und die ganze sogenannte Biergemüthlichkeit geblieben. Stets hat er behauptet, daß Leute, welche allabendlich Bier trinken und Pfeife rauchen, absolut unfähig wären ihn zu verstehen; diesen müßte jene feine Helligkeit des Geistes fehlen, die zum Auffassen und Durchdenken so zarter und tiefer Probleme wie die seinigen unbedingt nöthig wäre.

Später zerriß er das Band, das ihn an die Burschenschaft knüpfte, ganz und gar, aber es war ihm sehr bitter, so wenig verstanden worden zu sein und solch geringen Einfluß unter seinen Studiengenossen gehabt zu haben. So endete dieses erste Studienjahr in etwas melancholischer Stimmung.

II. Capitel.

Leipzig und der „Philologische Verein".

Motto: Freilich, es gab einmal „schönere" Zeiten, wo man sich noch mit jedem einigermaßen neuen Gedanken so unentbehrlich fühlen konnte, um mit ihm auf die Straße zu treten und Jedermann zuzurufen: „Siehe! Das Himmelreich ist nahe herbeigekommen!"

(Die fröhliche Wissenschaft.)

Es liegt ein kleines schwarzes Buch vor mir, um welches mein Bruder und ich vor ungefähr zwanzig Jahren ernstlich kämpften. Fritz fand den Inhalt kindisch und das Heft deshalb zum Verbrennen geeignet, ich war dagegen von den Aufzeichnungen entzückt und wollte sie durchaus aufheben. Schließlich kam ein Compromiß zu Stande: ich versprach das Büchlein zu verstecken und es erst wieder hervorzubringen, wenn wir alt wären. Ich glaube, alle Freunde meines Bruders, die das Nachfolgende lesen, werden sich freuen, daß das kleine Buch der Vernichtung entgangen ist.

Rückblick auf meine zwei Leipziger Jahre.
17. Oktober 1865 bis 10. August 1867.

„Meine Zukunft liegt mir sehr im Dunkel, ohne mich deshalb besorgt zu machen. Gleichermaßen verhalte ich mich zu meiner Vergangenheit; im Ganzen vergesse ich sie sehr schnell, und nur die Aenderungen und Befestigungen des Charakters zeigen mir von Zeit zu Zeit, daß ich sie verlebt habe. Bei einer solchen Lebensweise wird man von seinem eignen Bildungsgange überrascht, ohne ihn zu verstehen; und ich verkenne nicht, daß dies

Vorzüge hat, da das fortwährende Betrachten und Abwägen die naiven Aeußerungen des Charakters zu stören pflegt und seinem Wachsthum leicht hinderlich erscheint. Mitunter freilich will mir's vorkommen, als ob ein solches bewußtes Fortleben eben nur scheinbar und auch nur auf eine Zeit störend wirkt. Man denke an den Fußsoldaten, der zuerst fürchtet das Gehen überhaupt zu verlernen, wenn er angeleitet wird mit Bewußtsein den Fuß zu heben und dabei seine Fehler im Auge zu behalten. Es kommt nur darauf an, ihm eine zweite Natur anzubilden; dann geht er ebenso frei als vorher. Es ist sehr leicht die Moral zu dieser Fabel zu finden, und die nachfolgenden Blätter sollen zeigen, daß ich sie gefunden habe. Betrachten will ich mich, und um nicht gleich mit einem unvermittelten „heute" anfangen zu müssen, schicke ich etwas über den Gang der beiden letzten Jahre voraus. Zwei Jahre! in diesem Alter! Was saugt da nicht alles an dem jungen Wesen, was drückt da nicht seine Tatzen in den weichen Thon!

„Ich gieng von Bonn weg wie ein Flüchtling. Als mich um Mitternacht Freund M . . . . . e an das Ufer des Rheins begleitete, wo wir auf das von Köln kommende Dampfschiff warteten, da war nichts von wehmüthigen Empfindungen in mir, einen so schönen Ort und ein so blühendes Land verlassen zu müssen, abzuscheiden von einer Schaar jugendlicher Genossen. Vielmehr waren es gerade die letzteren, die mich fortscheuchten. Ich will nachträglich den guten Leuten nicht noch ungerecht sein, wie ich es früher öfter war. Aber meine Natur fand unter ihnen kein Genüge; ich selbst war noch viel zu scheu in mich versteckt und hatte nicht die Kraft unter dem dortigen Treiben eine Rolle zu spielen. Alles war mir aufgenöthigt, und ich verstand nicht Herr zu sein über das, was mich umgab. In der ersten Zeit war mein Bemühen gewesen, mich in die Formen zu finden und das zu werden, was man einen flotten Studenten nennt. Da mir dies aber immer mehr mißlang, da der Hauch von Poesie, der auf allem diesen Treiben zu ruhen scheint, für mich verflogen war und die rohe philiströse Gesinnung mitten aus jenem Uebermaß von Trinken, Lärmen und Schuldenmachen hervorsprang, da begann es leise in mir zu rumoren; immer lieber entzog ich mich jenen hohlen Vergnügungen, um stille Naturgenüsse oder

gemeinsame Kunststudien aufzusuchen, immer fremder fühlte ich mich in diesen Kreisen, denen zu entgehen doch nicht möglich war. Dazu meldeten sich andauernde rheumatische Schmerzen, nicht minder drückte das Gefühl, nichts für die Wissenschaft und wenig für's Leben, doch reichliche Schulden gewonnen zu haben. Das Alles gab mir die Empfindung eines Flüchtlings, als ich in der feuchten regnerischen Nacht am Bord des Dampfschiffes stand und die wenigen Lichter langsam verschwinden sah, die Bonn am Ufer bezeichneten.

„Unter den Nachwirkungen dieser Stimmung verbrachte ich die Ferien. Die letzten vierzehn Tage war mir vergönnt bei meinem Freunde M.....e in dessen elterlichem Hause zuzubringen. In Berlin spielte ich damals das Spiel des Unzufriednen; noch zu deutlich lag die Vergangenheit in meinen Blicken, ihre Lasten drückten noch zu schwer auf meine Schultern, so daß ich meinem Freunde in meinen ewigen Lamentationen gewiß lästig fiel. Natürlich verfehlte ich nicht jenes Unbehagen über Bonner studentische Verhältnisse zu verallgemeinern und insbesondre die deutsche Burschenschaft schwer mitzunehmen. Daß ich nun gerade mit Leuten dieser Race in einem Liebig'schen Concert zusammentreffen mußte, war mir hochpeinlich und ich war unartig genug nach der nöthigen Begrüßung einen ganzen Abend lautlos an ihrer Seite zu sitzen. Als trotzdem einer von ihnen seiner Pflicht nach mich in ihre Kneipe einlud, gieng ich meinem Freunde M.....e zulieb auch dorthin, blieb aber eben so stumm und unzugänglich als bei der ersten Begegnung und mag also schwerlich vortheilhafte Begriffe über meine Begabung und Lebensart erweckt haben, zumal da ich wenig Bier trank und gar nicht rauchte. — Berlin selbst unbefangen anzusehn und zu würdigen war ich damals gewiß nicht angethan, dagegen stimmt es zu dem damaligen unruhig unbefriedigten Zustand, daß Sanssouci und die Umgebung Potsdams in dem malerischen Kostüm des Frühherbstes mächtig auf mich wirkte. Insgleichen ist mir noch der Garten am Viktoriatheater in der schärfsten Erinnerung, ohne alles Grün, die Bäume wie Rattenschwänze, die Bänke und Stühle unordentlich über einander gestellt: über die Giebel der umgebenden Häuser die matten Strahlen der Herbstsonne und die bleiche blaue Luft, in die die Dächer so schroff hineinragen. Auch unsre Unter-

haltungen nährten meine verbitterte Laune; da waren es die Sarkasmen des vortrefflichen alten M . . . . . e, seine Einblicke in die höhere Schulverwaltung, sein Zorn über das jüdische Berlin, seine Erinnerungen aus der Zeit der Junghegelianer, kurz die ganze pessimistische Atmosphäre eines Mannes, der viel hinter die Coulissen geschaut hat, die meiner Stimmung neue Zufuhr gaben. Ich lernte damals mit Behagen schwarz sehen, nachdem es mir selber, wider meine Schuld wie mir schien, schwarz gegangen war.

„Es war am 17. Oktober 1865, als ich mit Freund M . . . . . e in Leipzig auf dem Berliner Bahnhofe anlangte. Wir zogen zunächst planlos in die innre Stadt und erfreuten uns der hochgethürmten Häuser, der belebten Gassen und des regen Treibens. Dann ruhten wir uns in der Mittagszeit in der Reisse'schen Restauration (Klostergasse) aus und fanden es hier leidlich, obwohl auch dieser Dunstkreis nicht frei von schwarzrothgoldnen Jünglingen war. Hier begann mein Studium des Tageblattes, das ich später regelmäßig in der Mittagsstunde zu treiben pflegte. An jenem Tage notirten wir uns die angebotenen Wohnungen, jene „anständigen“ oder gar „eleganten“ Zimmer mit „Schlafkabinet“ u. s. w. Darauf schickten wir uns an, straßauf straßab, treppauf treppab uns die bezeichneten Herrlichkeiten anzuschaun und fanden sie durchschnittlich über alle Maßen scheußlich. Welche Gerüche empfiengen uns da, welche Ansprüche von Reinlichkeit setzte man bei uns voraus! Genug, wir waren bald ärgerlich und mißtrauisch und folgten daher nur zaudernd einem Antiquar, der eine Wohnung zu vermiethen hatte, wie sie uns passend erscheinen würde. Schon dauerte uns der Weg zu lang und wir wurden müde, als er in einer kleinen Seitengasse, die den Namen „Blumengasse“ trägt, Halt machte, uns durch ein Haus durch in einen Garten führte und in dem dort sich anschließenden Gebäude eine kleine Stube nebst Kammer aufwies, die einen freundlich zurückgezogenen Eindruck machte und sich für die Behausung eines Gelehrten wohl eignen mochte. Genug, wir wurden handelseinig; ich wohnte von jetzt ab bei dem Antiquar Rohn in der Blumengasse Nr. 4. Freund M . . . . . e fand im Hause nebenan ein Unterkommen. Und zwar hatte ich, wie wir später häufig bemerkten, bei dieser Wohnungswahl den

bessern Theil erwählt. An jenem Tage aber giengen wir nach Beendigung unsrer Geschäfte in das benachbarte Café und tranken da in herbstlich schauriger Luft, aber doch noch im Freien, unsere Nachmittagschokolade, mit wartendem Herzen über alles das, was sich an der neuen Stätte unsres Daseins zutragen würde.

Am andern Tage meldete ich mich auf dem Universitätsgericht; es war gerade ein Tag, den die Universität durch eine Festschrift und durch Doktorernennungen feierte, der Tag, an dem vor hundert Jahren Goethe sich in das Album eingezeichnet hatte. Ich kann nicht sagen, wie erfrischend dieses zufällige Ereigniß auf mich wirkte; sicherlich war es ein gutes Omen für meine Leipziger Jahre, und die Zukunft hat dafür gesorgt, daß es mit Recht ein gutes Omen heißen konnte. Der damalige Rektor Kahnis suchte uns gemeinsam Aufzunehmenden, die wir einen großen Kreis bildeten, deutlich zu machen, daß ein Genie seine absonderlichen Bahnen gehe und daß Goethe's Studienzeit somit durchaus für uns nicht mustergültig sein solle. Wir erwiederten die Anrede des kugelrunden beweglichen Männchens mit einem verstohlenen Lächeln und reichten ihm darauf den üblichen Handschlag, indem sich der ganze Kreis an dem schwarzen Punkte vorbeischob. Später empfiengen wir unsre Papiere.

„Das erste fröhliche Ereigniß war für mich das erste Auftreten Ritschl's, der glücklich an seiner neuen Küste gelandet war. Nach akademischer Sitte war er jetzt genöthigt seine Antrittsvorlesung öffentlich in der Aula zu halten. Man war allgemein hochgespannt auf die Erscheinung des berühmten Mannes, dessen Benehmen in den Bonner Affairen seinen Namen in die Zeitungen und in Aller Mund gebracht hatte. In reichster Fülle war darum die akademische Bürgerschaft versammelt, aber auch zahlreiche Nichtstudenten standen im Hintergrunde. Da kam er denn hineingerutscht in den Saal, auf seinen großen Filzschuhen, im Uebrigen in tadellosem festlichem Anzug mit weißer Binde. Heiter und aufgeräumt blickte er sich in dieser neuen Welt um und bald entdeckte er auch Gesichter, die ihm nicht fremd waren. Indem er sich hinten im Saale herumtrieb, rief er plötzlich: „Ei, da ist ja auch Herr Nietzsche“ und winkte mir lebhaft mit der Hand. Bald hatte er einen ganzen Kreis von Bonner Schülern um sich gesammelt, mit denen er auf das gefälligste plauderte,

während der Saal sich mehr und mehr füllte und die akademischen Würdenträger erschienen waren. Da er dies merkte, stieg er mit Heiterkeit und Unbefangenheit auf das Katheder und sprach seine schöne lateinische Rede über den Werth und Nutzen der Philologie. Sein freier Blick, die energische Jugend seines Worts, das behende Feuer in seinem Mienenspiel rief offenbar Staunen hervor. Ich hörte, wie ein alter gemüthlicher Sachse nachher sich aussprach: „Ne, was der alte Mann für ein Feier hat.“ Auch in der ersten Vorlesung im Auditorium Nr. 1 war die Menschenmenge erdrückend. Er begann seinen Vortrag über des Aeschylus Tragödie „Die Sieben vor Theben“, dessen wichtigsten Theil ich mit angehört und nachgeschrieben habe.

„Hier will ich gleich eine Bemerkung über meinen Collegienbesuch machen. Da spricht denn vor allem die Thatsache, daß ich kein einziges vollständiges Collegienheft besitze, sondern nur traurige Bruchstücke. Für diese meine Unregelmäßigkeit empfand ich zeitweise Besorgniß und Unruhe, endlich aber gieng mir auch hier die erlösende Formel auf. Im Grunde nämlich zog mich bei den meisten Collegien der Stoff durchaus nicht an, sondern nur die Form, in der der akademische Lehrer seine Weisheit an den Mann brachte. Die Methode war's, für die ich lebhafte Theilnahme hatte; sah ich doch, wie wenig auf Universitäten Stoffliches gelernt wird und wie trotzdem der Werth derartiger Studien allseitig auf's höchste geschätzt wird. Da wurde mir deutlich, daß das Vorbildliche der Methode, der Behandlungsart eines Textes u. s. w. jener Punkt sei, von dem die umschaffende Wirkung ausgehe. Also beschränkte ich mich darauf zu beachten, wie man lehrt, wie man die Methode einer Wissenschaft in junge Seelen überträgt. Immer versetzte ich mich in die Stellung eines akademischen Lehrers und gab von diesem Standpunkte aus meine Zustimmung oder mein Verdikt zu den Bemühungen bekannter Dozenten. So habe ich mich denn mehr beflissen, zu lernen, wie man Lehrer ist, als zu lernen, was man sonst auf Universitäten lernt. Dabei hielt mich immer das Bewußtsein aufrecht, daß es mir einmal nicht an den Kenntnissen fehlen werde, die man bei einem Akademiker beansprucht, und vertraute dabei der Eigenheit meiner Natur, daß sie sich durch eignen Trieb und nach eignem System das Wissenswürdige zusammen-

holen werde. Und meine Erfahrung hat dies Vertrauen bis jetzt gut geheißen. Als Ziel schwebt mir vor, ein wahrhaft praktischer Lehrer zu werden und vor allem die nöthige Besonnenheit und Selbstüberlegung bei jungen Leuten zu wecken, die sie befähigt das Warum? Was? und Wie? ihrer Wissenschaft im Auge zu behalten.

„Man wird nicht verkennen, daß in dieser Betrachtungsweise ein philosophisches Element liege. Der junge Mann soll erst in jenen Zustand des Erstaunens gerathen, den man das φιλόσοφον πάθος κατ' ἐξοχὴν genannt hat. Nachdem das Leben sich vor ihm in lauter Räthsel zerlegt hat, soll er bewußt, aber mit strenger Resignation sich an das Wissensmögliche halten und in diesem großen Gebiete seinen Fähigkeiten gemäß wählen. Wie ich zu diesem Standpunkte gekommen bin, will ich zunächst erzählen. Hier erscheint denn zum ersten Male der Name Schopenhauer auf diesen Blättern. — Verstimmungen und Verdrießlichkeiten persönlicher Art pflegen bei jungen Leuten leicht einen allgemeineren Charakter anzunehmen, wenn sie sonst nur zur δυσκολία geneigt sind. Ich hieng damals gerade mit einigen schmerzlichen Erfahrungen und Enttäuschungen ohne Beihülfe einsam in der Luft, ohne Grundsätze, ohne Hoffnungen und ohne eine freundliche Erinnerung. Mir ein eignes anpassendes Leben zu zimmern war mein Bestreben von früh bis Abend; dazu brach ich die letzte der Stützen ab, die mich an meine Bonner Vergangenheit fesselte; ich zerriß das Band zwischen mir und jener Verbindung. In der glücklichen Abgeschiedenheit meiner Wohnung gelang es mir mich selbst zu sammeln und wenn ich mit Freunden zusammen traf, so war es eben mit M . . . . . e und v. G . . . . f, die für ihren Theil mit gleichen Absichten umgiengen. — Nun vergegenwärtige man sich, wie in solchem Zustande die Lektüre von Schopenhauer's Hauptwerk wirken mußte. Eines Tages fand ich nämlich im Antiquariat des alten Rohn dies Buch, nahm es als mir völlig fremd in die Hand und blätterte. Ich weiß nicht, welcher Dämon mir zuflüsterte: „Nimm dir dies Buch mit nach Hause.“ Es geschah jedenfalls wider meine sonstige Gewohnheit, Büchereinkäufe nicht zu überschleunigen. Zu Hause warf ich mich mit dem erworbenen Schatze in die Sophaecke und begann jenen energischen

düsteren Genius auf mich wirken zu lassen. Hier war jede Zeile, die Entsagung, Verneinung, Resignation schrie, hier sah ich einen Spiegel, in dem ich Welt, Leben und eigen Gemüth in entsetzlicher Großartigkeit erblickte. Hier sah mich das volle interesselose Sonnenauge der Kunst an, hier sah ich Krankheit und Heilung, Verbannung und Zufluchtsort, Hölle und Himmel. Das Bedürfniß nach Selbsterkenntniß, ja Selbstzernagung packte mich gewaltsam; Zeugen jenes Umschwunges sind mir noch jetzt die unruhigen, schwermüthigen Tagebuchblätter jener Zeit mit ihren nutzlosen Selbstanklagen und ihrem verzweifelten Aufschauen zur Heiligung und Umgestaltung des ganzen Menschenkerns. Indem ich alle meine Eigenschaften und Bestrebungen vor das Forum einer düsteren Selbstverachtung zog, war ich bitter, ungerecht und zügellos in dem gegen mich selbst gerichteten Haß. Auch leibliche Peinigungen fehlten nicht. So zwang ich mich 14 Tage hintereinander immer erst um 2 Uhr Nachts zu Bett zu gehen und es genau um 6 Uhr wieder zu verlassen. Eine nervöse Aufgeregtheit bemächtigte sich meiner, und wer weiß bis zu welchem Grade von Thorheit ich vorgeschritten wäre, wenn nicht die Lockungen des Lebens, der Eitelkeit und der Zwang zu regelmäßigen Studien dagegen gewirkt hätten.

„In jene Zeit fällt die Gründung des philologischen Vereins. Eines Abends waren mehrere ehemalige Bonner Studenten zu Ritschl eingeladen, darunter ich selbst. Nach Tische regte uns unser Gastgeber lebhaft zu der Idee an, welche dem philologischen Vereine zu Grunde lag. Die Frauen waren gerade im Nebenzimmer, und so störte nichts den Erguß des lebhaften Mannes, der aus der Erfahrung von der Wirksamkeit und dem Einfluß solcher Vereine zu erzählen hatte. Der Gedanke faßte in uns Vieren Wurzel, d. h. in W....r, R....r, A....d und mir. Wir sahen uns im Kreise unsrer Bekannten um und luden dann für einen Abend die Auserwählten in die „Deutsche Bierstube" zur Constituirung eines Vereines zusammen. Acht Tage später hielten wir unsre erste regelmäßige Versammlung. Wir verlebten das erste halbe Jahr ohne Präsidenten und machten immer am Beginn eines Vereinsabends einen von uns zum Vorsitzenden. Was gab es da für aufgeregte zügellose Debatten! Wie schwer war es da, aus dem allgemeinen Lärm nur etwas als Meinung

des gesammten Vereines zu retten! Es war am 18. Januar 1866, als ich meinen ersten Vortrag hielt und damit gewissermaßen mein Debüt in der philologischen Welt. Ich hatte angekündigt, daß ich in der Restauration von Löwe, Nikolaistraße, über die letzte Redaktion der Theognidea sprechen werde. Hier im gewölbten Raume konnte ich, nachdem ich die erste Schüchternheit überwunden hatte, kräftig und mit Nachdruck mich ausgeben und hatte auch den Erfolg, daß meine Freunde den größten Respekt vor dem Gehörten äußerten. Erstaunlich erquickt kam ich tief in der Nacht nach Hause und setzte mich an mein Pult, um in das Buch der Betrachtungen bittere Worte zu schreiben und auf der Tafel meines Bewußtseins die genossene Eitelkeit möglichst zu vertuschen.

„Dieser günstige Erfolg machte mir Muth, meine Arbeit, wie sie war, in Folio, durch und durch mit Randglossen versehen, eines Mittags zu Ritschl zu bringen, dem ich sie in Gegenwart Wilhelm Dindorf's schüchtern einhändigte. Später erfuhr ich, wie unangenehm und lästig Ritschl derartige Zumuthungen sind. Genug, er nahm die Arbeit an, vielleicht beeinflußt durch die Anwesenheit Dindorf's. Einige Tage darauf wurde ich zu ihm gerufen. Er sah mich bedenklich an und hieß mich Platz nehmen. „Zu welchem Zwecke, fragte er, haben Sie diese Arbeit bestimmt?" Ich sagte das Zunächstliegende, daß sie, einem Vortrage unsres Vereins zu Grunde gelegt, schon ihren Zweck erfüllt habe. Jetzt fragte er nach meinem Alter, meiner Studienzeit u. s. w. und als ich ihm Bescheid gegeben, erklärte er, noch nie von einem Studirenden des dritten Semesters etwas Aehnliches der strengen Methode nach, der Sicherheit der Combination nach gesehen zu haben. Darauf forderte er mich lebhaft auf, den Vortrag zu einem kleinen Buche umzuarbeiten und verhieß mir seine Hülfe, um einige Collationen mir zu beschaffen. Nach dieser Scene gieng mein Selbstgefühl mit mir in die Lüfte. Mittags machten wir Freunde zusammen einen Spaziergang nach Gohlis, es war schönes sonniges Wetter, und mir schwebte mein Glück auf den Lippen. Endlich im Gasthofe, als wir Kaffee und Pfannkuchen vor uns hatten, hielt ich nicht mehr zurück und erzählte den neidlos staunenden Freunden, was mir widerfahren sei. Einige Zeit gieng ich wie im Taumel umher;

es ist die Zeit, wo ich zum Philologen geboren wurde, ich empfand den Stachel des Lobes, das für mich auf dieser Laufbahn zu pflücken sei.

„Besonders Einem meiner Umgebung mochte ich durch das Erlebte imponirt haben. Das war der junge Gottfried K . . . . l, mit dem ich von Stund an in nähere Berührung kam. Von diesem seltsamen Kauze muß ich einiges sagen. Ein kleines schwächliches Männchen mit altem, bartlosem Gesicht. Dabei eine Geschmeidigkeit der Bewegung, die an vielen Umgang mit Frauen erinnerte. Eine englische Gleichgültigkeit und Apathie gegen etwas, was er nicht bemerken wollte. Merkwürdig aber war vor allem, daß, obgleich er sich selbst in kleinen Verhältnissen bewegte, auch als Philolog kaum andre als halb mechanische Arbeiten trieb, er doch alles gleichsam mit Vergrößerungsgläsern um sich erblickte, vor allem seine Freunde. Wenn er einen von uns zu beschreiben anfieng, so sahen wir uns mit Gelächter in hyperbolische Wesen verwandelt. Genug, dies war seine Art, und er sonnte sich wahrscheinlich selbst gemächlich im Glanze seiner selbst geschaffnen Sonnen. Wir luden uns öfter gegenseitig ein, musicirten miteinander und ergiengen uns in Gesprächen über Ziele der Philologie. Er, dem immer die politischen Principien seines Vaters vorschwebten, er, der mitunter Vorträge in Arbeitervereinen hielt, wollte durchaus, daß politische Zwecke im Hintergrunde stehen müßten, während ich nach meiner Art die selbstlose Würde der Wissenschaft vertrat. Plötzlich war er umgestimmt, erhob sich, erfaßte meine Rechte und schwur von jetzt ab nach meinen Grundsätzen zu leben. Unser Umgang mit ihm war ein Komplex von Respekt, Mitleid und Erstaunen. Seine kleinen wissenschaftlichen Arbeiten von entschiedenem Unwerthe pflegte er doch jedesmal druckfertig zu machen, weil er sie als kleine Meisterstücke ansah. Daß er dabei auch dichtete, weiß ich, und er mochte oft den Wunsch hegen, seine Geburten mir vorzulegen, wenn ich nicht mit größter Entschiedenheit mich gegen alle diese Jugenddichtereien erklärt hätte; ich pflegte die Zeit der Selbsterkenntniß von da an bei einem Jünglinge zu datiren, wo er seine Dichtungen in den Ofen steckt, und habe es selbst dieser meiner Anschauung gemäß in Leipzig gemacht. Friede auch dieser Asche!

„Damals speiste ich mit meinen Freunden zusammen bei Mahn am großen Blumenberg in nächster Nähe des Theaters. Von dort giengen wir regelmäßig in das Café Kintschy, das für mich besondre Vorzüge hatte. Es verkehrte dort nur ein auserwählter Kreis von Stammgästen, darunter Professor Wenzel, den wir den „Kater“ nannten, ein kleiner Mann mit lebhafter Verbissenheit und flatternden weißen Haaren, dann der Redakteur der Leipziger Signale, die wir unschuldigerweise, bevor wir den Herrn erkannten, zum Objekte unsrer schalkischen Bemerkungen gemacht hatten. Viel Neigung brachten wir dem liebenswürdigen Schweizer Kintschy zu, einem wohlwollenden aufgeklärten Manne, der sich gern seiner früheren Gäste Stallbaum, Herloßsohn und Stolle erinnerte; deren Bilder an den alterthümlichen braunen Wänden hiengen. In diesen überwölbten Räumen durfte nicht geraucht werden; mir geschah damit etwas sehr Angenehmes. — Abends und besonders Sonnabends waren wir in der neugegründeten Weinstube von Simmer zu finden. Hierhin kam mein Freund M . . . . . e, hierhin v. G . . . . f, mit dem ich viel auszutauschen hatte, nachdem er in Göttingen ähnliche Dinge erlebt und ausgestanden hatte, wie ich in Bonn. Jetzt waren diese beiden Freunde die ersten, auf die ich den vollen Strom einer Schopenhauerischen Batterie lenkte, weil ich beurtheilen konnte, daß sie für solche Anschauungen empfänglich seien. Wir drei fühlten uns fortan lebhaft im Zauber des einen Namens verbunden.

„Ich benutze die Gelegenheit hier etwas von andern Personen einzuschieben, die mit mir in Berührung kamen. Da fällt mir zunächst H . . . . r ein, der unsre beiden Bekannten R . . . . . t und W . . . . r fortdauernd auf das wunderlichste quälte und neckte und sich dadurch des Einen Feindschaft und des Anderen Freundschaft auf den Hals schaffte. Ein talentvoller Mensch, dem die Natur den Begriff der Taille versagt hatte, trieb er die schönen Künste, vornehmlich Musik, mit Eifer, übersetzte gewandt aus dem Französischen und sah sich, da er sehr vermögend war, mit Ruhe dem Strome des Litteratenthums entgegenschwimmen. Wir lagen uns immer in den Haaren in musikalischen Punkten; vornehmlich über die Bedeutung Wagner's gieng uns nie die Stimme und die Galle aus. Ich gebe ihm jetzt nachträglich zu, daß sein

musikalisches Urtheilen und Empfinden feiner, vor allem gesünder entwickelt war als das meinige. Aber damals vermochte ich dies nicht einzusehn und empfand manchen Schmerz über seinen rücksichtslosen Widerspruch. Ueberhaupt stieß er leicht einmal mit seinem ungenirten Wesen an. So waren wir einmal zusammen in eine befreundete Familie eingeladen. H....r wälzte seine breite Gestalt auf einen Sessel und rief, als dieser von der ungewohnten Last knackte, lustig aus: „Oho der ist nicht koscher", ein Wort, das die Hausfrau, eine getaufte Jüdin, offenbar stark verletzen mußte. Nicht anders ergieng es ihm, als wir einmal im ersten Range des Leipziger Theaters uns freimüthig über eine am Tage zuvor aufgetretene Sängerin unterhielten. Wir lobten ihren Gesang, um so mehr aber mißfiel ihr wunderlich häßliches Gesicht, dessen Seltsamkeit H....r in verschiedenen Bildern laut und heftig beschrieb. Welche Empfindung aber, als eine Dame drei Schritt schräg vor uns sich ruhig umdrehte und den öffentlichen Tadelern ihr Gesicht, eben jenes wunderlich häßliche Gesicht, zuwandte. Aergerlich, jemand umsonst verletzt zu haben, machten wir unsre Sache nicht besser, als wir ihr nach dem Theater ein Bouquet mit der Inschrift „der Nachtigall die Rose" zuschickten. Ein gewandter Dienstmann war bald angeworben und ergötzte uns nachher, als wir im italiänischen Garten zu Abend aßen, mit der Schilderung, wie er den augenblicklichen Aufenthalt der betreffenden Dame erfahren habe.

„Seit jenem Tage, wo Ritschl meine Theognispapiere so günstig abgeschätzt hatte, war ich zu ihm in ein näheres Verhältniß gekommen. Fast wöchentlich ein paar Mal gieng ich in der Mittagsstunde zu ihm und fand ihn da jederzeit bereit, ein ernstes oder lustiges Gespräch anzuknüpfen. Gewöhnlich saß er in seinem Lehnstuhl und hatte die Kölnische Zeitung vor sich, die er sammt der Bonner Zeitung aus alter Anhänglichkeit noch las. Auf dem Tische stand gewöhnlich unter einer wüsten Menge von Papieren ein Glas Rothwein. Wenn er arbeitete, so bediente er sich eines Sessels, den er selbst gepolstert hatte, indem er die Stickerei eines ihm geschenkten Ruhekissens abtrennte und auf einen dürftigen Holzschemel, der ohne Lehne war, nagelte. In seinen Gesprächen war er frei von jeder Zurückhaltung; sein Zorn gegen seine Feinde, Unzufriedenheit über bestehende Zu-

stände, Schäden der Universität, Marotten der Professoren, Alles sprudelte aus ihm heraus, so daß er hierin wohl das Gegenstück eines diplomatischen Naturells aufwies. Ebenso scherzte er über sich selbst, über seine geringe Wirthschaftlichkeit z. B., mit der er früher die eingenommenen Gelder in 10, 20, 50, 100 Thalerscheinen in Büchern versteckt habe, um sich über ihr Wiederfinden zu freuen. Daß dabei mitunter durch das Verborgen von Büchern seltsame Zustände hervortraten, daß mancher arme Student sich durch eine Gabe überrascht fühlte, für die es kaum anständig war, Dank und Empfang auszusprechen, das pflegte uns seine Frau zu erzählen, und Vater Ritschl mußte mit verschämten Mienen seine Zustimmung geben. In der That war sein Eifer andern Leuten zu nützen wahrhaft großartig; und daher kommt es, daß so viele junge Philologen außer der Förderung, die sie ihm in wissenschaftlichen Dingen schuldeten, sich ihm auch noch persönlich zur nächsten Anhänglichkeit verpflichtet fühlten. Er besaß unbedingt eine Ueberschätzung seines Fachs und hatte demgemäß eine Abneigung dagegen, daß Philologen sich näher mit der Philosophie einließen. Seine Schüler hinwiederum suchte er möglichst schnell der Wissenschaft nutzbar zu machen; daher pflegte er die produktive Ader eines Jeden leicht etwas zu überreizen. Dabei war er frei von jedem Credo in der Wissenschaft, und besonders verdroß ihn ein unbedingtes urtheilsloses Hingeben an seine Resultate.

Eine völlig verschiedne Natur lernte ich an Wilhelm Dindorf kennen. Eines Tages wurde ich von Ritschl befragt, ob ich wohl einmal eine Arbeit für ein reichliches Honorar unternehmen wolle, die der Wissenschaft von entschiedenem Nutzen sei. Ich entgegnete, daß ich nicht abgeneigt sei, falls ich selbst dabei meine Rechnung fände und etwas Hinreichendes lernen könne. Da vertraute mir denn Ritschl, daß es Professor Dindorf viel an Fertigung eines neuen index zum Aeschylus liege und er mit mir darob zu sprechen wünsche. Da stand ich zum ersten Male in meinem Leben in einer großen Gefahr von einer Seite aus, wo man mir wohl wollte. Ich gieng also eines Abends zu Dindorf und wurde, nachdem man mir erst vormachen wollte, daß der Professor nicht zu Hause sei, nach Nennung meines Namens vorgelassen. Ein starker Mann mit pergamentnen Zügen und for-

meller Höflichkeit, eine Persönlichkeit, die einen altmodischen Eindruck machte, die aber in dem forschenden, unbeweglich scheinen wollenden Auge einen Zug hatte, welcher aufforderte, daß man auf seiner Hut sei: ein solcher Mann öffnete mir die Thür und geleitete mich in ein altfränkisches Zimmer. Wir suchten uns über die verlangte Aufgabe zu verständigen. Er verlangte von meiner Seite eine Probe, die ich ihm versprach. Bei späteren Besuchen, nachdem er mein opusculum über Theognis kennen gelernt hatte, wurde er mir bedenklich durch die freie, ja freche Art, mit der er mich lobte, ingleichen mit seinen hingeworfnen Ansichten, die einen starken aber unethischen Pessimismus verriethen: anderseits leuchtete ein widerwärtiger merkantiler Egoismus hervor. Sein Markten mit Conjekturen, sein Hin- und Herverkaufen seiner Ausgaben an deutsche und englische Buchhändler, noch mehr sein Zusammenhang mit dem berüchtigten Simonides haben mich allmählich scheu gemacht, so daß ich endlich mich von ihm zurückzog und alle gemachten Propositionen aus den Händen fallen ließ. Schließlich war dies sogar der Rath Ritschl's, der selbst mancherlei von Dindorf's angeblichen Dienstfertigkeiten zu leiden hatte.

Später wurde ich auch mit dem entschiedensten Gegner Dindorf's bekannt, mit dem weit und breit berühmten Tischendorf. Es waren meinen Händen einige Pergamentblätter verschiedner Jahrhunderte, darunter ein Palimpsest aus dem Nachlasse des Professor Keil anvertraut worden, über deren etwaigen Werth ich im Interesse der Wittwe Erkundigungen einziehen sollte. Diese Gelegenheit benutzte ich, um mir Zutritt zu einem Manne zu verschaffen, der im Ausland als Vertreter der spezifisch deutschen Wissenschaft zu einem unerhörten Ansehen gekommen war und darüber in dem engeren Kreis deutscher Gelehrter selbst seinen Ruf vollkommen eingebüßt hatte. Ich wußte, mit wem ich zu thun hatte, als ich eines Abends in einer entfernten schönen ruhigen Straße nach seinem Namen fragte. Der „Hofrath" war gerade abwesend, und ich würde abgewiesen sein, wenn ich nicht dem Diener, sowie nachher der Gattin plausibel gemacht hätte, daß er in jedem Moment kommen müsse. So gewann ich denn das Terrain seiner Studierstube, in der ich nichts Gelehrtes entdecken konnte; Briefe, Couverte und griechische Bibeltexte lagen in Menge herum. Dagegen erzählt man sich von einem Fache,

in dem die opera omnia des großen Mannes zu finden seien, und von einem Schranke, der zum Hüter der zahllosen Orden und Auszeichnungen bestimmt sei, mit denen Fürsten und Akademien den glücklichen Finder geehrt haben. Als er darauf erschien, der kleine etwas bucklige Mann mit frischem rothen Gesichte und schwarzem gekräuselten Haupthaar, legte ich ihm mein Anliegen vor, das er denn auch mit Recht als Bagatelle behandelte, aber doch dabei an zwei Zügen seinen Charakter hervorblicken ließ. Sobald er das eine Blatt mit einer musterhaft schönen griechischen Kursivschrift des elften Jahrhunderts erblickte, behauptete er kühnlich, er besitze das andre dazu gehörige Stück dieses Blattes, ohne übrigens den Beweis dafür anzutreten. Wie ich ihn darauf auf jene total verwischte Schrift eines andren Blattes hinwies, auf dem nur einzelne zerstreute Buchstaben dem angestrengten Auge deutlich wurden, las er ebenso rasch als verwegen an einer Stelle, wo ich fast nichts erblickte, ein Wort heraus, das sich nur einmal im Markusevangelium finden soll und das demnach beweisen dürfte, daß wir es mit einem Stück jenes Evangeliums zu thun hätten. Ich freute mich innerlich über diesen Taschenspielerstreich, wie er sich auch seinerseits freuen mochte, ein scheinbar so glänzendes specimen ingenii gegeben zu haben. Dadurch vertraulicher gemacht begann er mir eine Menge ausgezeichneter Blätter vorzulegen und zugleich meinen Appetit nach seinem angekündigten Colleg über Paläographie auf das äußerste zu reizen. Dies ist auch wirklich das Colleg, was ich mit stetem Eifer gehört habe, obgleich hier für Methode und systematischen Vortrag gar nichts zu lernen war. Ob man dieses Colleg eine Paläographie oder „Tischendorf'sche Erlebnisse und Erinnerungen" betiteln solle, konnte man zweifelhaft sein. Jedenfalls war es von einem haut goût umflossen, der gerade an einem Vorfechter gläubiger Theologie doppelt pikant war. Einen Hauptpunkt bildete die bis in die unsaubern Details ausgemalte Darstellung des Simonidesbetrugs und der Enthüllung durch Tischendorf. Dabei waren trotz der Principlosigkeit des Vortrags die eingestreuten Bemerkungen und Beobachtungen von äußerstem Werthe für Freunde der Paläographie, weil jedenfalls der Mann noch nicht gelebt hat, noch lebt, der wie Tischendorf 200 griechische Handschriften, die vor das neunte Jahrhundert

zu datiren sind, mit geübtem Auge betrachtet und zu paläographischen Zwecken studirt hat. Zugleich war er im Besitz der kostbarsten Proben und Belege für alle Arten von Schriftcharakteren, wie er anderseits unsre Neugierde durch den Hinweis auf verborgne, irgendwo noch unberührt schlummernde Schätze zu wecken verstand. So lockte er uns mit einem kostbaren Papyrus voll großer Homerstücke, der in den Händen eines Engländers in Alexandrien befindlich sei, aber nur dem Bräutigam seiner Tochter, einer braunen nicht mehr jungen Dame, ausgehändigt werden solle. Ebenso erzählte er mir von einem noch unbenutzten Palimpsest in Neapel. Durch seine Vermittlung wurden mir auf der Universität die noch nicht gelesenen Palimpseste eingehändigt, die unter einer derben syrischen Schrift die Charaktere des siebenten Jahrhunderts enthalten. In diesen ca. 30 Blättern schlummern die Reste eines griechischen Grammatikers, der wie es scheint περὶ ὀρθογραφίας handelt. Noch will ich bemerken, daß ich hierin ein Hesiodfragment von 2 Worten vorfand. Im Privatverkehr war Tischendorf unerschöpflich in Ausbrüchen der naivsten und ungetrübtesten Eitelkeit. Stolz war er vor allem, daß der große Deutschenfresser Cobet an ihm sein Behagen gefunden habe. „Die deutschen Philologen verstehen alle nichts", soll er gesagt haben, „Du allein bist der wahre Kerl. Als Hermann einmal etwas von ihm wünschte, so antwortete ihm Cobet nicht einmal. Mir aber schrieb er glühende Liebesbriefe". In dieser Art plauderte er von seinen Freunden, über deren Unwissenheit in paläographischen Dingen er in andern Stunden hinwiederum Witze riß. Tischendorf's Eitelkeit ist verletzend und ekelerregend, aber man sagt sich nach zwei Minuten seiner Bekanntschaft, daß man hier vor einem psychologischen Problem steht. In dem Bilde dieses Mannes stehen mehrere disparate Züge: äußerst klug und gewandt, ja diplomatisch schlau, schwärmerisch, frivol, äußerst scharfblickend in seinem Fach, peinlich genau bei seinen Publikationen, naiv eitel ohne jede Grenze, geizig, defensor fidei, Höfling, buchhändlerischer Spekulant: voilà eine Karte seiner Charaktereigenschaften, die bunt genug aussieht. Jedenfalls eine ψυχὴ ποικίλη.

„In dem zweiten Winter, den ich in Leipzig verlebte, habe ich mich angelegentlich mit paläographischen Studien befaßt.

Ich hatte durch Ritschl einen fast unbeschränkten Zutritt zu den handschriftlichen Schätzen der Leipziger Rathsbibliothek erlangt und befand mich hier bei der Zuvorkommenheit der Bibliothekare äußerst wohl. In dem düsteren Zimmer des Gewandhauses saß ich in den Nachmittagsstunden wohlgemuth am langen grünen Tische, vor mir eine lateinische Handschrift, sei es eine des Terenz oder des Statius oder des Orosius. Nicht wenig zogen mich auch die Räthsel des Aldhelmus an, für die ich werthvolle und zahlreiche Varianten entdeckte. An einen Orosius-Codex des elften Jahrhunderts fand ich eine Art Wortregister angeheftet, demselben Jahrhundert zugehörig, mit zerstreuten deutschen Worten darin z. B. steofvater, frosco, snebal rocchen ect. Aus der reichen Masse älterer Drucke ist mir ein Walter Burley aufgefallen, den die bibliographischen Handbücher nicht kennen: Walter Burley de vita philosophorum.

„Hier ist auch der Ort, der ausgezeichneten Zuvorkommenheit zu gedenken, mit der mich die Beamten der Universitätsbibliothek jederzeit behandelt haben. Ihr Benehmen erinnerte an die viel gerühmte sächsische Höflichkeit und Gefälligkeit, ohne deren Schattenseiten zu haben. Meine Bücherwünsche sind oft mit Aufopferung von Zeit und Mühe durch die vortrefflichen Herren besorgt worden; niemals haben sie mir ihren Mißmuth gezeigt, wenn ich allzuhäufig und mit allzuviel Ansprüchen erschien. Ich nenne mit besondrer Anerkennung den Namen des Professor Pückert.

„In unserm philologischen Verein habe ich vier größere Vorträge gehalten und zwar diese:

1. Die letzte Redaktion der Theognidea.
2. Die biographischen Quellen des Suidas.
3. Die πίνακες der aristotelischen Schriften.
4. Der Sängerkrieg auf Euböa.

„Diese Thematen kennzeichnen ungefähr die Hauptrichtungen meiner Studien. Dabei muß ich bemerken, daß zu dem dritten Punkte ich als Hintergrund die Laertianische Quellenkritik aufbaute. Zu dieser Studie fühlte ich von Anfang an Neigung; schon in meinem ersten Leipziger Semester ist manches hierauf Bezügliche zusammengestellt worden. Auch erzählte ich Ritschl manches hierüber. So geschah es denn, daß er eines Tages geheimnißvoll

andeutend mich fragte, ob ich eine Untersuchung über die Quellen des Laertius auch unternehmen würde, wenn ich von einer andern Seite aus eine bestimmte Anregung erhielte. Ich quälte mich lange mit dem Sinne dieser Worte, bis ich in einem Momente der Erleuchtung die Sicherheit gewann, daß das nächste von der Universität zu stellende Preisthema jene Frage zum Objekt haben werde. Am Morgen, wo die Themata publizirt werden, eile ich zu Kintschy und ergreife aufgeregt die Leipziger Nachrichten; richtig, da fällt mein Auge auf die ersehnten Worte de fontibus Diogenis Laertii. Die folgende Zeit beschäftigten mich die einschlägigen Probleme fast Tag und Nacht; Combination reihte sich an Combination, bis endlich in den Weihnachtsferien, die ich zu einer Sichtung der bisherigen Resultate benutzte, plötzlich jene Erkenntniß heraussprang, daß zwischen den Suidas- und den Laertiusfragen ein bestimmtes Band zu bemerken sei. Ich bewunderte an jenem Abend, wo ich diese Erkenntniß fand, den glücklichen Umstand, daß ich erst über die Quellen des Suidas, dann über die des Laertius, wie durch einen sichern Instinkt getrieben, geforscht hatte und nun plötzlich die Zügel für beide Fragen in der Hand hielt. — So schnell und behend ich mit meiner Combination von Tag zu Tag vorrückte, um so schwerer konnte ich mich nachher zur Ausarbeitung meiner Resultate entschließen. Aber die Zeit drängte immer furchtbarer; und trotzdem verstrich mir die schöne Zeit des Sommers im fröhlichen Genusse und im Umgang mit Freund R . . . e, ja neue wissenschaftliche Interessen fiengen an mich zu quälen und zum anhaltenden Nachdenken zu zwingen. Vornehmlich die Homerfrage, auf die mein letzter Vortrag im Verein mit vollen Segeln lossteuerte. Endlich als keine Stunde mehr zu verlieren war, setzte ich mich nieder zur Laertiusarbeit und schrieb so einfach und schlicht wie möglich meine Ergebnisse zusammen. Der erschreckliche letzte Tag des Juli begann; ich drückte die Sporen mit aller Energie ein und erreichte es, daß ich Abends um 10 Uhr mit dem fertigen Manuscript zu R . . . e laufen konnte, in dunkler regnerischer Nacht. Dort wartete mein Freund bereits auf mich und hatte zu meiner Erquickung Wein und Gläser bereit gesetzt.

„R . . . e hat in einem Briefe an mich selbst einmal das

Bild gebraucht, daß wir beiden im letzten Semester gewissermaßen auf einem Isolirschemel gesessen haben. Dies ist völlig richtig, ergab sich mir aber erst, als das Semester vorüber war. Ganz ohne unsre Absicht, aber durch einen sichern Instinkt geleitet, verbrachten wir weitaus den größten Theil des Tages mit einander. Viel gearbeitet in jenem banausischen Sinne haben wir nicht und trotzdem rechneten wir uns die einzelnen verlebten Tage zum Gewinn. Ich habe es bis jetzt nur dies eine Mal erlebt, daß eine sich bildende Freundschaft einen ethisch-philosophischen Hintergrund hatte. Gewöhnlich sind es die gleichen Studienwege, die die Menschen zusammenführen. Wir beide haben aber unsre Gebiete in der Wissenschaft in ziemlicher Entfernung von einander und waren nur einig in der Ironie und im Spott gegen philologische Manieren und Eitelkeiten. Für gewöhnlich lagen wir uns in den Haaren, ja es gab eine ungewöhnliche Menge von Dingen, über die wir nicht zusammenklangen. Sobald aber das Gespräch sich in die Tiefe wandte, verstummte die Dissonanz der Meinungen und es ertönte ein ruhiger und voller Einklang. Ist es aber nicht bei den meisten Freundschaften und Bekanntschaften umgekehrt? Und hat nicht hier gerade der junge Mensch manche arge Enttäuschung zu erleiden? Darum denke ich jetzt mit großem Vergnügen an jene ganze Zeit und rufe mir oft das Bild jener heitern Schützenhausnächte oder jener stillen Ruhestunden an einem lieblichen Winkel der Pleiße zurück, die wir als Künstler beide zusammen genossen haben, momentan losgelöst von dem Drängen des unruhigen Lebenswillens und reiner Betrachtung hingegeben.

Ich bemerke soeben, daß ich bei der Schilderung meiner Leipziger Vergangenheit etwas planlos hin und herspringe und Personen und Halbjahre durcheinander werfe. Zur Orientirung für mich selbst notire ich hier in Form eines Registers die bemerkenswerthen Punkte für ein jedes Semester.

Semester III. Oktober 1865 bis Ostern 1866.

Winter. Wohnung bei Rohn, Blumengasse 4 im Garten.

Schopenhauer wird mir bekannt.
„Kyrie“ componirt.
Das „Buch der Betrachtungen“.

Gründung des Vereins.
Vortrag der Theognidea.
Bekanntschaft mit Ritschl.
Umgang mit M . . . . . e, v. G . . . . f.
Riedel'scher Verein: Johannispassion, hohe Messe.
Th. von Arnold, Zukunftsmatineen.
Der sächsische König in Leipzig.
Kneipgelage der Leipziger Philologen.
Arbeitsame Osterferien.

Semester IV. Ostern 1866 bis Oktober 1866.

Sommer. Wohnung bei Riedig's, Elisenstraße 7, parterre.

Politische Aufregung.
Abschätzung Bismarck's in Leipzig.
Der deutsche Krieg.
Einzug der Preußen in Leipzig.
Umschwung der politischen Bekenntnisse.
Vortrag über Quellen des Suidas.
Ausarbeitung der Theognidea für das rheinische Museum in der Sadowawoche.
Hedwig Raabe in Leipzig.
Umgang mit R . . . . . t, W . . . . . ch, H . . . . r, K . . . . l.
Kahnpartieen.
Dindorf's Antrag.
Ferien in Kösen auf der Flucht vor der Cholera.
Lexikalische Studien.
Versucht wird eine Systematik der Interpolation in griechischen Tragikern.

Semester V. Herbst 1866 bis Ostern 1867.

de fontibus Laertii wird angegriffen.
Weihnachten werden die Resultate gefunden.
Abhandlung über die aristotelischen πίνακες geschrieben.
Auf der Rathsbibliothek codd. verglichen.
Bekanntschaft mit Tischendorf.
Präsident im philologischen Verein.
Mitglied der philologischen Societät.
Onomatologische Studien.

Semester VI. Ostern 1867 bis Herbst 1867.

Sommer. Wohnung Weststraße 59.

Schützenhausnächte.
Umgang mit R . . . e und K . . . . l.
Beendigung der Laertiusarbeit.
Vortrag über den Sängerkrieg auf Euböa.
Conjekturenabend bei Simmer.
Reitstunden mit R . . . e bei Bieler.
Letzte Vereinskneiperei.
Offenbach's schöne Helena.
Letzten Tage wohne ich im italiänischen Garten eine Treppe höher als R . . . e.
Die Freunde zum letzten Male bei uns eingeladen. Abschied vom Studententhum.
Naturfreuden. „Nirwana."
Abschied von Ritschl.
Reise in den bayrischen Wald mit R . . . e."

Obgleich die obigen Aufzeichnungen meines Bruders ziemlich umfangreich sind, so ist doch über die Jahre 1865—67 noch Einiges nachzutragen. In den folgenden Auszügen aus intimen Briefen an seinen Freund Freiherrn Karl von G. gerichtet, wird sich manche bedeutsame innere und äußere Entwicklung darstellen.

Naumburg, 7. April 1866.

Lieber Freund,

„gelegentlich kommen Stunden jener ruhigen Betrachtung, wo man in Freude und Trauer gemischt über seinem Leben steht, ähnlich jenen schönen Sommertagen, die sich breit und behaglich über die Hügel hinlagern, wie Emerson sie so vortrefflich beschreibt: dann wird die Natur vollkommen, wie er sagt, und wir: dann sind frei wir vom Banne des immer wachenden Willens, dann sind wir reines, anschauendes, interesseloses Auge. In dieser vor allem Anderen zu ersehnenden Stimmung nehme ich die Feder zur Hand, um Dir auf Deinen freundlichen und gedankenreichen Brief zu antworten. Unsre gemeinsamen Besorgnisse sind bis zu einem kleinen Reste zusammengeschmolzen: wir haben wieder

gesehen, wie von ein paar Federstrichen, schließlich vielleicht sogar von zufälligen Launen Einzelner die Geschicke Unzähliger bestimmt werden, und überlassen es gern den Frommen, für diese zufälligen Launen ihrem Gotte Dank zu wissen. Es mag sein, daß uns diese Reflexion zum Lachen stimmt, wenn wir uns in Leipzig wiedersehen.

„Von dem individuellsten Gesichtspunkte aus hatte ich mich bereits mit dem militärischen Gedanken vertraut gemacht. Ich wünschte mich öfter herausgerissen aus meinen gleichförmigen Arbeiten, ich war nach den Gegensätzen der Aufregung, des stürmischen Lebensdranges, der Begeisterung begierig. Denn so sehr ich mich auch angestrengt habe, so ist es mir doch täglich deutlicher geworden, daß man eine solche Arbeit nicht aus den Aermeln schüttelt. Ich habe die Ferien sehr viel — relativ — gelernt, und mein Theognis findet mich nach den Ferien mindestens um ein Semester fortgeschrittner. Dabei habe ich manche einleuchtende Dinge gefunden, die eine Bereicherung meiner quaestiones Theognideae werden sollen.

„ . . . . Drei Dinge sind meine Erholungen, aber seltne Erholungen, mein Schopenhauer, Schumann'sche Musik, endlich einsame Spaziergänge. Gestern stand ein stattliches Gewitter am Himmel, ich eilte auf einen benachbarten Berg, „Leusch" genannt (vielleicht kannst Du mir dies Wort deuten), fand oben eine Hütte, einen Mann, der zwei Zicklein schlachtete, und seinen Jungen. Das Gewitter entlud sich höchst gewaltig mit Sturm und Hagel, ich empfand einen unvergleichlichen Aufschwung und ich erkannte recht, wie wir erst dann die Natur recht verstehen, wenn wir zu ihr aus unsern Sorgen und Bedrängnissen heraus flüchten müssen. Was war mir der Mensch und sein unruhiges Wollen! Was war mir das ewige: „Du sollst", „Du sollst nicht". Wie anders der Blitz, der Sturm, der Hagel, freie Mächte, ohne Ethik! Wie glücklich, wie kräftig sind sie, reiner Wille, ohne Trübungen durch den Intellekt! . . . .

Leipzig, Juli 66.

„ . . . . Du hast wohl eine schleunigere Beantwortung Deines Briefes und auch mit Recht erwartet. Aber ich war ein paar Tage verreist und komme also erst heute dazu, Dir

meinen Dank und meine Freude über Deinen Brief auszusprechen. Wie schnell laufen jetzt die Ereignisse. Was liegt zwischen dem Tage Deines Schreibens und dem heutigen für eine Fülle von Erlebnissen, von großen freudigen Erlebnissen. Ich kann nicht abstreiten, daß ich in den Wochen der böhmischen Aktion mit der lebhaftesten Besorgniß Deiner Brüder gedachte; nun habe ich jetzt von Deinem ältesten Bruder Nachricht. Er ist verwundet, am Kopf, aber nicht schwer. Dagegen ist mir von einem Soldaten, der hier im Lazareth liegt, über seine massive Tapferkeit berichtet worden, daß ich mich auch in Deine Seele hinein sehr gefreut habe. Der Soldat sagte, sie hätten seinem Ungestüm gar nicht nachkommen können; er sei immer vorweg gewesen und sei im Kampfe mit Dreien durch einen Säbelhieb verwundet worden. Das wird für Dich eine schwere Zeit der Aufregung gewesen sein. Aber stolz müssen wir sein, eine solche Armee zu haben, ja sogar — horribile dictu — eine solche Regierung zu besitzen, die das nationale Programm nicht bloß auf dem Papiere hat, sondern mit der größten Energie, mit ungeheurem Aufwand an Geld und Blut, sogar gegenüber dem französischen großen Versucher Louis le diable, aufrecht erhält. Im Grunde ist jede Partei, die diese Ziele der Politik gutheißt, eine liberale, und so vermag ich auch in der bedeutenden conservativen Masse des Abgeordnetenhauses nur eine neue Schattirung des Liberalismus zu sehen. Denn ich vermag nicht zu glauben, daß diese Männer sämmtlich nur Regierungsmänner sind, Leute, die blindlings jeder regierenden Gewalt sich anschmiegen und etwa 6 Monate vorher in Oestreich den Hort der conservativen Interessen erblicken, 6 Monate später aber einem nationalen Krieg gegen dasselbe die Mittel bewilligen. Es schadet aber gar nichts, wenn der Name „conservativ" für unsre Regierungsform beibehalten wird. Für die Einsichtigen ist es ein Name, für die Vorsichtigen ein Versteck, endlich für unsern vortrefflichen König eine Art Tarnkappe, die ihm selbst seine Augen verhüllt und ihn auf seinen freisinnigen und erstaunlich kühnen Pfaden ruhig weiter gehen läßt.

„Immerhin kommt jetzt erst, wo das Ausland sich auf das bedenklichste einzumischen beginnt, die große Prüfezeit, die Feuerprobe für den Ernst des nationalen Programms. Jetzt muß man erkennen, wie viel unter dieser Firma sich an rein dynastischen

Interessen verbirgt. Ein Krieg gegen Frankreich muß ja eine Gesinnungseinheit in Deutschland hervorrufen; und wenn die Bevölkerungen eins sind, dann mag sich Herr von Beust sammt allen mittelstaatlichen Fürsten einbalsamiren lassen. Denn ihre Zeit ist vorbei.

„Niemals seit 50 Jahren sind wir der Erfüllung unsrer deutschen Hoffnungen so nahe gewesen. Ich beginne allmählich zu begreifen, daß es doch wohl keinen andern milderen Weg gab, als den entsetzlichen eines Vernichtungskrieges. Die Zeit ist noch nicht fern, wo die Ansicht von Corssen „daß nur auf Oestreichs Trümmern sich die deutsche Zukunft erbaue" für entsetzlich roth galt. Nun zertrümmert sich aber so ein altes Gebäude nicht so leicht. Mag es noch so baufällig sein, so wird es doch immer „gute und getreue" Nachbarn geben, welche es stützen; es könnten ja ihre eignen Häuser bei seinem Sturz einen Schaden erleiden. Dies angewandt auf unsre europäischen Zustände ist die napoleonische Lehre vom Gleichgewicht, einem Gleichgewicht, wo das Centrum in Paris liegen soll. An dieses Centrum appellirt das bedrängte Oestreich. Und so lange in Paris das Centrum ist, wird es in Europa im Ganzen beim Alten bleiben. Es wird also unsern nationalen Bestrebungen nicht erspart bleiben, europäische Zustände umzuwälzen, jedenfalls ihre Umwälzung zu versuchen. Mißlingt es, so haben wir beide hoffentlich die Ehre, von einer französischen Kugel getroffen auf dem Kampfplatz zu fallen.

„Nach diesen allgemeinen Betrachtungen, die jetzt übrigens ein Jeder anstellt, komme ich auf die Leipziger und schließlich auf meine Zustände. Du hast hoffentlich im Daheim die zwei ausgezeichneten Bilder gesehen, „preußische Kriegsknechte mit den Töchtern des Landes verkehrend", Scenen aus dem Pleißenburghofe, wie sie die Wirklichkeit jeden Abend bietet. Das ist eine Illustration unsrer Leipziger Verhältnisse. Man ist nun einmal hier eines lebhaften Hasses wie einer lebhaften Zuneigung nicht recht fähig. Aber gemüthlich ist man unter allen Umständen und man fügt sich."

„. . . . . Eine Erholung seltner Art haben wir hier inmitten der aufregendsten Ereignisse gehabt, das ungewöhnlich lange Gastspiel der Hedwig Raabe, die vom Leipziger Publikum als „blonder Engel" förmlich angebetet wird. Ihren Gipfel-

punkt erreichte die Freude, als sie mit Devrient zusammen in der Waise von Lowood auftrat. Sie lebt übrigens seit einiger Zeit bei einer ihr befreundeten Familie in Gohlis und zwar bei niemand anderem als meinem Onkel. Ich ärgere mich gewaltig, daß ich im vorigen Winter diese Familie so vernachlässigt habe. Ich ertrage es jetzt als eine Strafe meiner ungeselligen Gesinnung."

Leipzig, 15. August 1866.

„. . . . . Zum Besten für die Verwundeten u. s. w. hat der Riedel'sche Verein ein großartiges Conzert in der Nikolaikirche gegeben, das über 1000 Thaler eingebracht hat. Frau Flinsch, Frau Krebs-Michalesi, Herr Auer aus Düsseldorf u. s. w. waren die Solisten.

„. . . . . Unsre Thronrede, die gerade in der Stunde vor dem Riedel'schen Conzert erschien, hat auf mich wie auf viele einen sehr wohlthuenden Eindruck gemacht. Ich war ganz entzückt, sang in der Kirche noch einmal so schön und dachte sehr optimistisch über Preußens und Deutschlands nächste Zukunft. Aber diese fürchterliche Kreuzzeitung hat mir den Magen verdorben, und dazu die Rede von Senfft-Pilsach. Jetzt soll gar das Wort „Indemnität" so viel bedeuten wie „Erklärung der Continuität"; da sträuben sich meine moralischen sowie philologischen Haare."

Naumburg, September 1866.

„. . . . . Es ist auch für mich — offen gestanden — ein seltner und ganz neuer Genuß, sich ganz einmal im Einklang mit der zeitweiligen Regierung zu fühlen. Zwar muß man verschiedne Todte ruhen lassen, außerdem sich deutlich machen, daß das Bismarck'sche Spiel ein überaus kühnes war, daß eine Politik, welche va banque zu rufen wagt, je nach dem Erfolg ebenso verflucht wie angebetet werden kann. Aber der Erfolg ist diesmal da: was erreicht ist, ist groß. Minutenlang suche ich mich einmal von dem Zeitbewußtsein, von den subjektiv natürlichen Sympathieen für Preußen loszumachen und dann habe ich das Schauspiel einer großen Haupt- und Staatsaktion, aus solchem Stoff, wie nun einmal die Geschichte gemacht ist, beileibe nicht moralisch, aber für den Beschauer ziemlich schön und erbaulich."

Kösen, 11. Oktober 1866.

„......... Einige Nachmittage waren so mild und sonnig, daß ich unaufhörlich jener einzigen und unwiederbringlichen Zeit gedenken mußte, wo ich, zum ersten Male vom Schulzwange frei, ohne die Fessel des nicht verbindenden Verbindungslebens, den Rhein mit dem freien stolzen Gefühl einer unerschöpflich reichen Zukunft sah. Wie schade, daß ich mich um diese wirkliche Poesie durch jene selbsteignen Qualen brachte, die dem unmündigen Studenten so leicht als Quellen der Freude erscheinen.

„Bei diesem Rückblick auf vergangne Zeiten bin ich übrigens nicht undankbar gegen die Gegenwart. Meine Wünsche sind im letzten Jahre durch die Wirklichkeit in mehreren Punkten überholt worden. Wenn alsbald ein Umschlag eintritt, so darf ich nicht murren, sondern Unglück gegen Glück compensiren. Gerade durch den Gegensatz gegen das Bonner Leben ist mir das letzte Studienjahr in Leipzig so lieb. Während ich mich dort unverständigen Gesetzen und Formen fügen mußte, während mir Vergnügungen oktroyirt wurden, die mir widerstanden, während ein arbeitsloses Leben unter leidlich rohen Menschen mich mit tiefer Verstimmung erfüllte, hat sich in Leipzig unvermutheter Weise alles umgekehrt. Angenehme, liebe, freundschaftliche Beziehungen, unverdiente Bevorzugung von Seiten Ritschl's, eine Anzahl mitstrebender Studiengenossen, gute Wirthsleute, gute Conzerte u. s. w., wahrhaftig, hinreichend, um mir Leipzig zu einer sehr lieben Stadt zu machen!

„......... Musik habe ich wenig getrieben, da ich in Kösen kein Klavier zur Verfügung habe. Dagegen hat mich der Klavierauszug der Walküre von Richard Wagner begleitet, über die meine Empfindungen sehr gemischt sind, so daß ich kein Urtheil auszusprechen wage. Die großen Schönheiten und virtutes werden durch ebenso große Häßlichkeiten und Mängel aufgewogen + a + (— a) giebt aber nach Riese und Buchbinder 0.

„Jetzt arbeitet derselbe Komponist den Zeitungen nach an einer Hohenstaufenoper und läßt sich ab und zu vom König „dem holden Schirmherrn seines Lebens", wie es in der Widmung heißt, besuchen. Es schadete übrigens nichts, wenn der „König

mit dem Wagner gienge" (gehen in des Wortes verwegenster Bedeutung), natürlich aber mit anständiger Leibrente.

„. . . . Zum Schluß ein solonisches Distichon, was sich zum Motto für Bismarck eignet:

ἔστην ἀμφιβαλὼν κρατερὸν σάκος ἀμφοτέροισι,
νικᾶν δ'οὐκ εἴασ' οὐδετέρους ἀδίκως.

„Hab' einen mächtigen Schild vor beide Parteien gestellt: so
Steh ich und lass' in Gewalt keiner von beiden den Sieg."

Leipzig, Ende Januar 1867.

Mein lieber Freund,

„es war ebenfalls in den ersten Tagen des Januar, wo auch ich in Naumburg an einem Sterbebette stand, an dem einer nahen Verwandten, die nächst Mutter und Schwester die nächsten Anrechte auf meine Liebe und Verehrung hatte, die treulich an meinem Lebenswege Antheil genommen hatte, und mit der ein ganzes Stück meiner Vergangenheit und vornehmlich meiner Kindheit von uns gewichen ist. Und doch, als ich Deinen Brief empfieng, mein lieber, armer, schwergetroffner Freund, ergriff mich ein viel heftigerer Schmerz: war doch auch der Unterschied der beiden Sterbefälle so groß. Dort war ein Leben vollbracht, mit guten Handlungen ausgenützt, mit schwachem Körper bis zum Alter getragen: wir hatten Alle die Empfindung, daß die Kräfte des Körpers und Geistes verzehrt waren und daß der Tod nur für unsre Liebe zu früh komme. Aber was schied mit Deinem auch von mir stets bewunderten und verehrten Bruder.

„Es schied von uns eine jener seltnen, edlen Römernaturen, auf die Rom in seiner besten Zeit stolz gewesen wäre, auf die Du als Bruder noch viel mehr Anrecht hast stolz zu sein. Denn wie selten bringt unsre erbärmliche Zeit solche Heldengestalten hervor. Aber Du weißt es ja, wie die Alten darüber denken: „der Götter Lieblinge sterben früh".

„Was hätte eine solche Kraft noch thun können. Wie hätte sie als Vorbild eines selbsteignen, rühmlichen Strebens, als Beispiel eines entschiedenen, in sich klaren, um Welt und Weltmeinung unbekümmerten Charakters Tausenden in des Lebens Wirren Stärkung und Trost sein können. Wohl weiß ich, daß dieser

vir bonus im schönsten Sinne Dir noch mehr war, daß er Dein anzustrebendes Ideal, wie Du mir oft früher sagtest, dein sicherer Leitstern für die wechselvollen und durchaus nicht bequemen Bahnen des Lebens war. Vielleicht war dieser Tod der größte Schmerz, der Dich überhaupt treffen konnte.

„Nun, lieber Freund, Du hast jetzt — das merke ich an dem Tone Deines Briefes — jetzt selbst an Dir erfahren, warum unser Schopenhauer das Leiden und die Trübsale als ein herrliches Geschick, als den δεύτερος πλοῦς zur Verneinung des Willens preist. Du hast auch die läuternde, innerlich beruhigende und festigende Kraft des Schmerzes erfahren und empfunden. Es ist eine Zeit, in der Du selbst erproben kannst, was wahr ist an der Lehre Schopenhauer's. Wenn das vierte Buch seines Hauptwerkes jetzt auf Dich einen häßlichen, trüben, lästigen Eindruck macht, wenn es nicht die Kraft hat, Dich zu erheben und Dich aus dem äußeren heftigen Schmerze hindurchzuführen zu jener wehmüthigen, aber glücklichen Stimmung, die uns auch beim Anhören edler Musik ergreift, zu jener Stimmung, in der man die irdischen Hüllen von sich abfallen sieht: dann mag auch ich nichts mehr mit dieser Philosophie zu thun haben. Der Schmerzerfüllte kann und darf allein über solche Dinge ein entscheidendes Wort sagen: wir anderen mitten im Strome der Dinge und des Lebens stehend, jene Verneinung des Willens nur ersehnend als ein glückseliges Eiland, wir können es nicht beurtheilen, ob der Trost solcher Philosophie auch für die Zeiten tiefer Trauer ausreicht".

Hier muß ich einige Worte über den Tod unserer Tante Rosalie, die öfters in diesen Blättern erwähnt wird, einfügen. Es war ein lieblich zu nennendes Leiden und Sterben: sie war sich des tödtlichen Charakters ihrer Krankheit bewußt (Magengeschwür, welches allmählich die Ernährung verhinderte) und bereitete nicht nur sich, sondern auch uns in liebevollster Weise auf ihren Tod vor. Wir Beide sollten ihr kleines Vermögen erben; nun versuchte sie uns zart und ohne ihren Tod zu erwähnen, ein bißchen Geldgeschäfte zu lehren: z. B. was ein Coupon und Talon ist u. s. w. Allerdings entdeckte sie nicht allzuviel Talente dafür in uns und meinte öfters seufzend: wir wären doch noch recht jung; bis zu unsrer Mündigkeit (damals erst mit 24 Jahren) würden wir hoffentlich noch verständiger werden.

Geradezu ergreifend war es, mit welchem Glücksgefühl sie sich vorstellte, welche Vortheile ihr Tod uns, vorzüglich Fritz brächte: „Nun kann er die akademische Carriere ergreifen“, sagte sie einst, nachdem sie lange geschwiegen, mit einem rührenden Leuchten ihrer guten Augen. „O Tantchen“, rief ich mit innigster Liebe, „Fritz wird so gern Lehrer, wenn Du nur leben bleibst.“ „Ihr seid gute Kinder“, sagte sie liebevoll, „aber Gott weiß Alles am besten“.

Um meines Bruders religiöse und philosophische Ansichten machte sie sich große Sorgen, meinte aber immer wieder vertrauensvoll: „Er wird schon das Rechte finden.“ Sie nahm ihm aber das Versprechen ab, mir nicht seine philosophischen Ansichten einzuflößen, oder dies wenigstens zu einer Zeit zu thun, wo ich älter und urtheilsfähiger wäre. Fritz hielt auch dieses Versprechen, litt aber ziemlich darunter, nicht den ganzen Strom seiner Schopenhauerbegeisterung über mich ergießen zu können; vorzüglich in dem Jahre 1867—68, das er in Naumburg verlebte, beklagte er sich sehr oft, daß er nun niemand habe, mit dem er sich über seine wichtigsten Angelegenheiten aussprechen könne.

Es folgen hier noch weitere Auszüge aus Briefen an Frh. C. v. G . . . . f.

Leipzig, Februar 1867.

„. . . . . . Nun einiges Persönliche. Denn politische Dinge möchte ich nicht berühren — aus begreiflichen Gründen. Einstweilen also bleibe ich noch hier und zwar denke ich dabei sowohl an das nächste als das nächstfolgende Semester. Im Grunde bin ich sehr wenig genirt (wenn mich nur der Kriegsstand nicht noch genirt!) lebe ein behagliches Dasein, so weit dies in einer solchen Welt möglich ist, habe gute Freunde und getreue Nachbarn und gute Lehrer, sitze täglich bei Kintschy mit K . . l und R . . . e zusammen, die jetzt meinen nächsten Umgang bilden, bin für unsern philologischen Verein nach Kräften thätig, kaufe mir sehr viel philologische Bücher, finde ab und zu einen leidlichen Gedanken und arbeite etwas unruhig. Thematen, die mich beschäftigen, sind

„de Laertii Diogenis fontibus“
„über die Büchertitel bei den Alten“,

im Hintergrunde schwebt ein Plan zu einer kritischen Geschichte der griechischen Litteratur. Wenn ich Dir eine Lektüre empfehlen darf, die Dich zugleich an das Alterthum fesselt und an Schopenhauer erinnert, so nimm einmal die epistolae morales des Seneca vor.

„Schließlich kommt das, was den Anfang meines Briefes hätte machen sollen, mein Dank für Deinen lieben Brief, den ich aus mehreren Gründen ganz besonders schätze. Erstens weil weder ich, noch irgend Jemand von Dir jetzt Briefe erwartet, da wir vielmehr erfreut und dankbar sind, wenn Du nur Lust und Stimmung hast, unsere Briefe zu lesen. Zweitens aber war mir besonders Dein Bekenntniß zu unserm Philosophen lieb und werth, da es in einer Zeit ernster und schwerer Erfahrungen, entscheidender Schicksalsschläge gesprochen worden ist.

„Fromme Menschen glauben, daß alle Leiden und Unfälle, die sie treffen, mit genauester Absichtlichkeit auf sie berechnet sind, so daß der und jener Gedanke, dieser gute Vorsatz, diese Erkenntniß in ihnen geweckt werden sollte. Uns fehlen zu einem solchen Glauben die Voraussetzungen. Wohl aber steht es in unsrer Gewalt, jedes Ereigniß, kleine und große Unfälle für unsre Besserung und Tüchtigung zu benutzen und gleichsam auszusaugen. Die Absichtlichkeit des Schicksals des Einzelnen ist keine Fabel, wenn wir sie also verstehen. Wir haben das Schicksal absichtlich auszunützen: denn an und für sich sind Ereignisse leere Hülsen. Auf unsre Verfassung kommt es dabei an: den Werth, den wir einem Ereigniß beilegen, hat es für uns. Gedankenlose und unmoralische Menschen wissen nichts von einer solchen Absichtlichkeit des Schicksals. An ihnen haften eben Ereignisse nicht. Wir aber wollen aus ihnen lernen: und jemehr sich unser Wissen in sittlichen Dingen mehrt und vervollständigt, um so mehr werden auch die Ereignisse, die uns getroffen haben, einen festgeschlossnen Kreis bilden oder vielmehr zu bilden scheinen. Du weißt, lieber Freund, was diese Reflexion soll.“ . . . .

Naumburg, 6. April 1867.

„. . . . . In diesen Ferien nämlich will ich meine Arbeit über die Quellen des Laertius zu Papier bringen und stehe jetzt

noch ziemlich in den Anfängen. Ich will zu Deiner Belustigung gestehen, was mir die meiste Mühe und Sorge macht: mein deutscher Stil (vom lateinischen nicht zu reden: habe ich mich mit der Muttersprache auseinandergesetzt, so sollen auch fremde Sprachen daran kommen). Mir fallen die Schuppen von den Augen: ich lebte allzulange in einer stilistischen Unschuld. Der kategorische Imperativ „Du sollst und mußt schreiben", hat mich aufgeweckt. Ich suchte nämlich, was ich nie gesucht hatte, außer auf dem Gymnasium: gut zu schreiben, und plötzlich erlahmte die Feder in der Hand. Ich konnte es nicht und ärgerte mich. Dazu dröhnten mir die Ohren von Lessing'schen, Lichtenberg'schen, Schopenhauer'schen Stilvorschriften. Ein Trost war mir immer, daß diese drei Auktoritäten einstimmig behaupten, es sei schwer gut zu schreiben, von Natur habe kein Mensch einen guten Stil, man müsse arbeiten und hartes Holz bohren, ihn zu erwerben. Ich möchte wahrhaftig nicht wieder so hölzern und trocken, nach der logischen Schnürbrust schreiben, wie ich es z. B. in meinem Theognisauffsatz gethan habe: an dessen Wiege keine Grazien gesessen haben (vielmehr brummte es aus der Ferne wie von Königsgrätz her). Es wäre sehr unglücklich, nicht besser schreiben zu können und es doch warm zu wünschen. Vor allem müssen wieder einige munteren Geister in meinem Stile entfesselt werden, ich muß darauf wie auf einer Klaviatur spielen lernen, aber nicht nur eingelernte Stücke, sondern freie Phantasien, so frei wie möglich, aber doch immer logisch und schön.

„Zweitens beunruhigt mich ein andrer Wunsch. Einer meiner ältesten Freunde, Wilhelm P....r aus Naumburg, steht jetzt dicht vor seinem ersten juristischen Examen; die wohlbekannten Ängste in solchen Zeitläuften kennen wir auch. Aber was mir gefällt, ja mich zur Nachahmung anstachelt, liegt nicht im Examen, sondern in der Vorbereitung dazu. Wie nützlich, ja wie erhebend muß es sein, etwa in einem Semester alle Disciplinen seiner Wissenschaft an sich vorüber marschiren zu lassen und somit wirklich einmal eine Gesammtanschauung über dieselbe zu bekommen. Ist es nicht ebenso, als ob ein Offizier, stets nur gewöhnt seine Compagnie einzuexerciren, plötzlich in einer Schlacht zum Begriffe dessen kommt, was seine kleinen Bemühungen für große Früchte zeitigen können. Denn wir wollen es nicht leugnen,

jene erhebende Gesammtanschauung des Alterthums fehlt den meisten Philologen, weil sie sich zu nahe vor das Bild stellen und einen Oelfleck untersuchen, anstatt die großen und kühnen Züge des ganzen Gemäldes zu bewundern und — was mehr ist — zu genießen. Wann, frage ich, haben wir doch einmal jenen reinen Genuß unsrer Alterthumsstudien, von dem wir leider oft genug reden.

„Drittens ist überhaupt unsre ganze Art zu arbeiten entsetzlich. Die 100 Bücher vor mir auf dem Tische sind ebenso viele Zangen, die den Nerv des selbständigen Denkens ausglühen. Ich glaube, lieber Freund, Du hast mit kühnem Griff das allerbeste Loos erwählt. Nämlich einen wirksamen Contrast, eine umgedrehte Anschauungsweise, eine entgegengesetzte Stellung zum Leben, zum Menschen, zur Arbeit, zur Pflicht. Ich lobe wahrhaftig damit nicht Deinen jetzigen Beruf als solchen, sondern nur, so weit er Negation Deines vorigen Lebens, Strebens, Denkens war. Unter solchen Contrasten bleibt Seele und Leib gesund und bringt nicht jene nothwendigen Krankheitsformen hervor, die sowohl das Uebergewicht gelehrter Thätigkeit, als das übermäßige Vorherrschen der körperlichen erzeugen, die der Gelehrte so gut als der Bauerntölpel hat. Nur daß bei diesem diese Krankheiten anders sich zeigen als bei jenem. Die Griechen waren keine Gelehrten, sie waren aber auch nicht geistlose Turner. Müssen wir denn so nothwendig eine Wahl zwischen der einen oder andern Seite treffen, ist vielleicht hier auch durch das „Christenthum" ein Riß in die Menschennatur gekommen, den das Volk der Harmonie nicht kannte? Sollte nicht das Bild eines Sophokles jeden „Gelehrten" beschämen, der so elegant zu tanzen und Ball zu schlagen verstand und dabei doch auch einige Geistesfertigkeiten aufzeigte.

„Doch es geht uns in diesen Dingen, wie es uns im ganzen Leben geht: wir bringen es schon zur Erkennung eines Uebelstandes, aber damit ist auch noch kein Finger gerührt ihn zu beseitigen. Und hier könnte ich wirklich ein viertes Lamento beginnen: als welches ich vor meinem militärischen Freunde zurückhalte. Denn einem Krieger müssen solche Klagen viel mehr zuwider sein als einem Stubenhocker als ich jetzt bin." ....

1. December 1867.

„........ Dieser Sommer, der letzte, den ich in Leipzig verlebte — nämlich der zweite — nahm mich kräftig in Anspruch. Du weißt, daß ich mich um das gestellte Preisthema de fontibus Laertii Diogenis bemühte. Dies ist mir auch nach Wunsch gelungen, eine Menge hübscher, zum Theil wichtiger — d. h. nach unserm Maßstabe wichtiger — Ergebnisse ist herausgekommen, und zum Schluß kam auch das gehoffte Urtheil der Fakultät. Darf ich Dir einige Zeilen aus dem judicium Ritschl's darüber mittheilen, über die ich mich sehr freue, weil sie mich ermuthigen und auf einer Bahn forttreiben, von der ich mitunter aus Skepticismus abzuweichen in Versuchung bin. Also heißt es nach Angabe meines Namens und meines Motto's (γένοι' οἷος ἐσσί): ita rem egit ut Ordinis expectationi non tantum satisfecerit, verum eam superaverit. Tanta enim in hac commentatione cum doctrinae e fontibus haustae copia tum sani maturique judicii subtilitas enitet, coniuncta cum probabili et disserendi perspicuitate et dicendi genuina simplicitate, ut non modo insigniore laude scriptoris indoles et industria dignae videantur, sed plurimum emolumenti in ipsas litteras, philosophorum potissimum Graecorum historiam et plenius et rectius cognoscendam, ex illius opera redundare existimandum sit —; als welches Urtheil vor dichtgedrängter Aula bekannt gemacht wurde. Leider konnte ich nicht anwesend sein; was mich um so mehr schmerzte, als der philologische Verein mir, seinem Gründer und Expräsidenten, ein συμπόσιον bei Simmer veranstalten wollte, zu dem auch Vater Ritschl sein Kommen zugesagt hatte. — Jene Arbeit beschäftigte mich bis in den Anfang des August hinein; sobald ich los und ledig war, flog ich mit Freund R . . . e in den böhmischen Wald, um in Natur, Berg und Wald die müde Seele zu baden ...... Die letzten Tage meiner Böhmerwaldreise brachte ich in Meiningen zu. Dort war nämlich ein großes viertägiges Musikfest von den Zukünftlern veranstaltet, die hier ihre seltsamen musikalischen Orgien feierten. Abbate Liszt präsidirte. Diese Schule hat sich jetzt mit Leidenschaft auf Schopenhauer geworfen. Eine symphonische Dichtung von Hans von Bülow „Nirwana" enthielt

als Programm eine Zusammenstellung Schopenhauer'scher Sätze die Musik war aber fürchterlich. Dagegen hat Liszt selbst in einigen seiner Kirchencompositionen den Charakter jenes indischen Nirwana vortrefflich gefunden, vor allem in seinen Seligkeiten „beati sunt qui etc".

„Nach diesen Wochen der Erholung und des reinsten Naturgenusses trieb mich ein wohlmeinender Dämon dazu, mich in Naumburg mit Eifer über ein neues philologisches Thema herzumachen „über die unechten Schriften Demokrit's". Diese Arbeit ist bestimmt für einen Cyklus von Aufsätzen, welche zusammen im nächsten Jahre Ritschl dedicirt werden sollen. Ich habe nämlich in Leipzig noch in den letzten Tagen meines Dortseins die Idee angeregt, daß seine speziellen Leipziger Schüler — natürlich mit genauer Auswahl — ihrem Lehrer auf diese Weise ihre Verehrung ausdrücken. Dazu sind gewonnen R . . . e, R . . . . r, W. . . . sch, K . . . m und noch 4 andre, die Du nicht kennst. Darauf feierte ich in Halle jene Philologenversammlung mit — und das Verhängniß kam.". . . . .

III. Capitel.

Zu den Kanonen!

Motto: Meine Brüder im Kriege! Ich liebe euch von Grund aus, ich bin und war Euresgleichen. — —
Welcher Krieger will geschont sein!

(Zarathustra I.)

Mein Bruder hatte sich schon mehrfach zum Militärdienst gemeldet, war auch kräftig, gesund und tauglich gefunden und nur seiner großen Kurzsichtigkeit wegen zurückgewiesen worden. So glaubte er sich eigentlich von militärischen Verpflichtungen frei. Als er sich nun am 30. September 1867 wohlgemuth zur Philologenversammlung nach Halle an der Saale begeben wollte, traf er am Bahnhofe den Oberstlieutenant von J......n, Commandeur der in Naumburg garnisonirenden Abtheilung des Feld-Artillerie-Regiments Nr. 4. Dieser theilte ihm mit, daß eine neue Verordnung gekommen sei, wonach junge Leute, welche die Brille Nr. 8 trügen und sonst gesund und kräftig wären, doch dienen müßten. Nun hatte Fritz bei der letzten Stellung in Naumburg am 26. September Nr. 8 getragen; diese Nummer war viel zu schwach für seine Augen: aber man hatte gar nicht die Augen selbst untersucht, sondern nur nach der Brille geurtheilt! So kam das Verhängniß: er war plötzlich militärpflichtig und mußte an ein schleuniges Eintreten denken; natürlich wollte er in einer Universitätsstadt dienen. Herr von J. rieth ihm nun, ruhig nach Halle zu reisen, er wolle ihm inzwischen eine Bescheinigung ausstellen, daß Fritz seiner Studien wegen in Berlin zu dienen wünsche und dem nichts im Wege stehe. Mit dieser

Bescheinigung reiste Fritz am 4. Oktober nach Berlin, um sich bei einem der Garderegimenter anzumelden. Leider waren diese schon mit Freiwilligen überfüllt, so daß beschlossen war, keinen mehr anzunehmen. So kehrte er nach Naumburg zurück, um hier zu dienen, obgleich der Dienst bei der reitenden Feld-Artillerie recht mühselig ist. Das Einzige, was ihn dazu verlockte, war das Reiten, das er schon in Leipzig geübt und sehr geliebt hatte.

Ein sächsischer Student erzählte mir damals sehr ergötzlich, daß mein Bruder und sein Freund Erwin R. öfters direct vom Reiten im Reitkostüm mit der Reitpeitsche in das Ritschl'sche Colleg gekommen seien. Ritterliche Künste und Uebungen müssen in damaliger Zeit unter den Philologen noch etwas Ungewöhnliches gewesen sein, denn der Student fügte seiner Mittheilung immer hinzu, daß die Beiden, wenn sie strahlend in Gesundheit, körperlicher Anmuth und geistiger Ueberlegenheit in den Saal getreten wären, von den Studiengenossen wie „zwei junge Götter" angestaunt worden seien.

Seine Schicksale als reitender Artillerist soll mein Bruder selbst in seinen Briefen an den in der Leipziger Zeit gewonnenen Freund Erwin R. und den Pförtner Freund Freiherrn Carl v. G. schildern. Die beiden Freunde wurden durch diese ungeahnte Wendung des Schicksals, welche gemeinsame Winterpläne störte, auf das Aeußerste überrascht. Mein Bruder suchte diese überraschende Wirkung noch künstlich durch die Schreibweise seiner Briefe zu erhöhen. Zum Beispiel schreibt er dem Freund Erwin erst fünf Seiten lang philologische Dinge, vermischt mit dunkeln Andeutungen, schildert sodann die Philologenversammlung in Halle vom 1.—3. Oktober und kommt erst dann mit der wunderbaren Wahrheit heraus. Ein Theil dieses Briefes folgt hier:

Naumburg, 3. November 1867.

„. . . . Jene Tage in Halle sind für mich einstweilen das lustige Finale, oder sagen wir die Coda meiner philologischen Ouverture. Solche Lehrerbanden präsentiren sich doch besser, als ich je erwartet hatte. Mag es sein, daß die alten Spinnen in ihren Netzen geblieben waren: kurz, die Kleidung war recht anständig und neumodisch, und die Schnurrbärte sind sehr beliebt.

Greis Bernhardy zwar präsidirte so schlecht als möglich und Bergk langweilte durch einen unverständlichen dreistündigen Vortrag. Das Meiste war aber gut gelungen, vor allem das Diner (bei dem man dem alten Steinhart die goldne Uhr stahl: berechne darnach, welche Stimmung durchherrschte) und eine abendliche Zusammenkunft im Schützengraben. Hier lernte ich auch den klugblickenden Magister Sauppe aus Göttingen kennen, der mir als Protagonist der Naumburger Philologen von Interesse ist. Sein Vortrag über einige neue attische Inschriften war das pikanteste, was wir gehört haben; wenn ich nämlich Tischendorf's Rede über Paläographie ausnehme, der mit vollem Zeuge losfuhr, d. h. mit der Homerjungfrau, den Simonidesfälschungen, den Menander- und Euripidesfragmenten u. s. w.; auch „vermittelte" er wiederum in reichster Fülle und kündigte schließlich sein paläographisches Werk an, mit naiver Preisangabe, nämlich im Werthe von ungefähr 5000 Thalern. Der Besuch war außerordentlich zahlreich, und Bekannte gab es in reicher Fülle ......

„...... Täglich, ja stündlich haben wir in Halle auf die Ankunft von Vater Ritschl gewartet, der sich angekündigt hatte und leider dem schlechten Wetter sich fügen mußte. Wir haben nach seiner Anwesenheit gelechzt, ich insbesondere, der ihm nach allen Seiten hin Dank wissen muß. Seiner Vermittelung habe ich zuzuschreiben, daß ich jetzt im Besitz des vollständigen rheinischen Museums bin, und zwar ohne bisher etwas dafür gethan zu haben, ja in der sichern Aussicht, eine längere Zeit für jenen index nichts thun zu können. Die nächsten paar Wochen nach unsrer Reise habe ich nicht in dieser Frohnarbeit verschwendet, sondern auf die lustigste Weise meine Democritea zusammengestellt, als welche in honorem Ritscheli bestimmt sind. So ist doch wenigstens der Hauptwurf gethan: obschon für eine sorgsame Begründung meiner Tollheiten und eine stämmige Combinatorik nur zu viel noch zu thun übrig ist, viel zu viel für einen Menschen, der „anderweitig stark beschäftigt ist."

„Nun, wirst Du fragen, wenn er nicht raucht und spielt, wenn er nicht indicem fabrizirt, noch Democritea combinirt, Laertium et Suidam despektirt, was macht er denn?

„Er exerciert.

„Ja, mein lieber Freund, wenn Dich ein Dämon einmal

in einer frühen Morgenstunde, sagen wir zwischen fünf und sechs, nach Naumburg geleiten und zufälliger Weise die Absicht haben sollte, Deine Schritte in meine Nähe zu lenken: so erstarre nicht über das Schauspiel, das sich Deinen Sinnen darbietet. Plötzlich athmest Du die Atmosphäre eines Stalles. Im halben Laternenlichte erscheinen Gestalten. Es scharrt, wiehert, bürstet, klopft um Dich herum. Und mitten drin, im Gewande eines Pferdeknechts, heftig bemüht, mit den Händen Unaussprechliches, Unansehnliches weg zu tragen oder den Gaul mit dem Striegel zu bearbeiten — mir graut es, wenn ich sein Antlitz sehe — es ist beim Hund meine eigne Gestalt.

„Ein paar Stunden später siehst Du zwei Rosse auf der Reitbahn herumstürmen, nicht ohne Reiter, von denen der eine Deinem Freunde sehr ähnlich ist. Er reitet seinen feurigen schwungvollen Balduin und hofft einmal gut reiten zu lernen, obschon oder vielmehr weil er jetzt immer noch auf der Decke reitet, mit Sporen und Schenkeln, aber ohne Reitgerte. Auch mußte er sich beeilen, alles zu verlernen, was er in der Leipziger Reitbahn gehört hatte und vor allem sich mit großer Anstrengung einen sicheren und reglementmäßigen Sitz aneignen.

„Zu andern Tageszeiten steht er, emsig und aufmerksam, am gezogenen Geschütz und holt Granaten aus der Protze oder reinigt das Rohr mit dem Wischer oder richtet nach Zoll und Graden ꝛc. Vor allem aber hat er sehr viel zu lernen.

„Ich versichere Dich bei dem schon erwähnten Hund, meine Philosophie hat jetzt Gelegenheit, mir praktisch zu nützen. Ich habe in keinem Augenblicke bis jetzt eine Erniedrigung verspürt, aber sehr oft wie über etwas Märchenhaftes gelächelt. Mitunter auch raune ich unter dem Bauch des Pferdes versteckt „Schopenhauer hilf“; und wenn ich erschöpft und mit Schweiß bedeckt nach Hause komme, so beruhigt mich ein Blick auf das Bild an meinem Schreibtisch: oder ich schlage die Parerga auf, die mir jetzt, sammt Byron, sympathischer als je sind.

Jetzt ist endlich der Punkt erreicht, wo ich das aussprechen kann, womit nach Deiner Erwartung der Brief hätte beginnen sollen. Mein lieber Freund, Du weißt jetzt den Grund, warum mein Brief so ungebührlich lange sich verspätet hat. Ich habe im strengsten Sinne keine Zeit gehabt. Aber auch oftmals keine Stimmung. Man

schreibt eben Briefe an Freunde, die man so liebt, wie ich Dich liebe, nicht in jeder beliebigen Stimmung. Ebensowenig schreibt man in einem erhaschten Moment heute eine Zeile und morgen eine, sondern man sehnt sich nach einer vollen und breiten Stunde und Stimmung. Heute blickt der freundlichste Herbsttag zum Fenster herein. Heute habe ich den Nachmittag frei, wenigstens bis 1/2 7 Uhr; als welche Stunde mich zur Abendfütterung und Tränkung in den Stall ruft. Heute feiere ich den Sonntag auf meine Weise, indem ich meines fernen Freundes und unsrer gemeinsamen Vergangenheit in Leipzig und im Böhmerwald und in Nirwana gedenke. Das Schicksal hat mit einem plötzlichen Ruck das Leipziger Blatt meines Lebens abgerissen und das nächste, das ich jetzt in diesem sibyllinischen Buche sehe, ist mit einem Tintenklecks von oben bis unten bedeckt. Damals ein Leben in freister Selbstbestimmung, im epikuräischen Genuß der Wissenschaft und der Künste, im Kreise von Mitstrebenden, in der Nähe eines liebenswerthen Lehrers und — was mir das Höchste bleibt, was ich von jenen Leipziger Tagen sagen kann — im steten Umgang mit einem Freunde, der nicht nur Studienkamerad ist oder etwa durch gemeinsame Erlebnisse mit mir verbunden war, sondern dessen Lebensernst wirklich denselben Grad zeigt, wie mein eigner Sinn, dessen Werthschätzung der Dinge und der Menschen ungefähr denselben Gesetzen wie die meinige folgt, dessen ganzes Wesen schließlich auf mich eine kräftigende und stählende Wirkung hat. So vermisse ich auch jetzt nichts mehr als eben jenen Umgang; und ich wage selbst zu glauben, daß wenn wir zusammen verurtheilt wären unter diesem Joche zu ziehen, wir unsre Bürde heiter und würdevoll tragen würden: während ich augenblicklich nur auf den Trost der Erinnerung hingewiesen bin. In der ersten Zeit war ich fast verwundert, Dich als meinen Schicksalsgefährten nicht zu finden: und mitunter, wenn ich reitend den Kopf umdrehe nach dem andern Freiwilligen, so meine ich Dich auf dem Pferde sitzen zu sehen......"

Naumburg, 1.—3. Februar 1868.

Mein lieber Freund,

„Sonnabend ist es und zwar neigt sich der Tag seinem Ende zu. Für einen Soldaten liegt ein Zauber in dem Wort

„Sonnabend", ein Gefühl der Beruhigung und des Friedens, das ich als Student nicht kannte. Ruhig schlafen und träumen zu können, ohne daß das Schreckensbild des andern Morgens die Seele umschwebt, wiederum 7 Tage jener uniformirten Aufregung, die man Militärjahr nennt, überwunden und abgethan zu haben, — was giebt das für einfache und starke Vergnügungen, eines Cynikers würdig und fast zu billig und zu bequem von uns erworben! Ich verstehe jetzt jene erste und größte Sonnabendnachmittagstimmung, in der das behagliche Wort erscholl *πάντα καλά λίαν*, in der der Kaffee und die Pfeife erfunden wurde und der erste Optimist in's Leben trat. Jedenfalls waren die Ebräer, die jene schöne Geschichte erdachten und glaubten, Kriegsleute oder Fabrikarbeiter, aber gewiß keine Studenten; denn diese hätten 6 Feiertage und einen Werkeltag zum Vorschlag gebracht und würden in der Praxis auch jenen einen Tag den übrigen gleich gemacht haben. Wenigstens war dies meine Praxis, und ich fühle augenblicklich den Gegensatz zwischen meinem jetzigen Leben und meiner früheren wissenschaftlichen Müssiggängerei sehr stark. Könnte man nur einmal die Philologen von 10 Jahren zusammenholen und sie zur Dienstleistung in ihrer Wissenschaft so drillen, wie es beim Militär Mode ist: nach 10 Jahren wäre eine Philologie nicht mehr nöthig, weil alle Hauptarbeit gethan wäre, sie wäre aber auch nicht mehr möglich, weil kein Mensch freiwillig unter diese Fahne treten würde, eine Fahne, bei der der Begriff des „Einjährig-Freiwilligen" ganz wegfällt.

„So ein Sonnabend macht geschwätzig, wie Du merken wirst; da wir die übrige Woche zu viel zu schweigen haben und alle unsre Seelenfähigkeiten nach dem Commandowort des Vorgesetzten zu regeln pflegen, so quillt an den unbewachten Momenten des Sonnabends das Wort aus der Lippe und die Zeile aus dem Tintefaß, zumal wenn das Feuer im Ofen knistert und draußen der frühlingsschwangere Februarsturm braust. Sonnabend, Sturm und Zimmerwärme, das sind die besten Ingredienzen, aus denen der Punsch der „Briefstimmung" gebraut wird.

„Mein lieber Freund, dies mein Leben ist jetzt wirklich sehr einsam und freundelos. Da ist nichts von Anregungen, das ich mir nicht selbst gäbe, nichts von jenem harmonischen Zusammenklang der Seelen, wie es manche gute Stunde in

Leipzig mit sich brachte. Vielmehr Entfremdung der Seele von sich selbst, Uebergewicht eines herrschenden Einflusses, der den Geist zu straffer Furcht zusammenrafft und ihn die Dinge mit einem Ernste zu betrachten lehrt, dessen sie nicht werth sind. Dies ist die Kehrseite meiner jetzigen Existenz, wie Du sie mir gewiß nachfühlen kannst. Drehen wir aber die Münze um. Dies Leben ist zwar unbequem, aber, als Zwischengericht genossen, unbedingt nützlich. Es ist ein fortwährender Appell an die Energie eines Menschen und mundet besonders als *ἀντίδοτον* gegen die lähmende Skepsis, über deren Wirkung wir manches miteinander beobachtet haben. Dabei lernt man seine Natur kennen, wie sie sich unter fremden, meist rohen Menschen, ohne Beihülfe der Wissenschaft und ohne jene traditionelle fama, die unsern Werth für unsre Freunde und für die Gesellschaft bestimmt, zu offenbaren pflegt. Ich habe bis jetzt bemerkt, daß man mir wohl will, so Hauptmann wie Kanonier; andrerseits thue ich, was mir obliegt, mit Eifer und eignem Interesse. Darf man darauf nicht stolz sein, wenn man als der beste Reiter unter 30 Rekruten gilt? Wahrhaftig, lieber Freund, das ist mehr als eine philologische Prämie: obwohl ich auch gegen derartige Lobsprüche nicht unempfänglich bin, wie sie mir die Leipziger Fakultät zu Theil werden ließ ......

„...... Ich habe erstaunliche Lust, in meinem nächsten in honorem Ritscheli geschriebenen Aufsatz (über Demokrit's Schriftstellerei) den Philologen eine Anzahl bittrer Wahrheiten zu sagen. Bis jetzt habe ich für denselben die schönste Hoffnung: er hat einen philosophischen Hintergrund bekommen, was mir bis jetzt bei keiner meiner Arbeiten gelungen war. Außerdem bekommen alle meine Arbeiten ohne meine Absicht, aber gerade deshalb, zu meinem Vergnügen eine ganz bestimmte Richtung; sie weisen alle wie Telegraphenstangen auf ein Ziel meiner Studien, das ich nächstens auch fest in's Auge fassen werde. Es ist dies eine Geschichte der litterarischen Studien im Alterthum und in der Neuzeit. Es kommt mir zunächst wenig auf die Details an; jetzt zieht mich das Allgemein-Menschliche an, wie das Bedürfniß einer litterar-historischen Forschung sich bildet und wie es unter den formenden Händen der Philosophen Gestalt bekommt. Daß wir alle aufklärenden Gedanken in der Litteratur-

geschichte von jenen wenigen großen Genien empfangen haben, die im Munde der Gebildeten leben und daß alle guten und fördernden Leistungen auf dem besagten Gebiete nichts als praktische Anwendungen jener typischen Ideen waren, daß mithin das Schöpferische in der litterarischen Forschung von solchen stammt, die selbst derartige Studien nicht oder wenig trieben, daß dagegen die gerühmten Werke des Gebietes von solchen verfaßt wurden, die des schöpferischen Funkens bar waren — diese stark pessimistischen Anschauungen, in sich einen neuen Kultus des Genius bergend, beschäftigen mich anhaltend und machen mich geneigt, einmal die Geschichte darauf hin zu prüfen. An mir selbst stimmt die Probe; denn mir ist es so, als ob Du bei den niedergeschriebenen Zeilen den Duft von Schopenhauer'scher Küche riechen müßtest.

„Von diesen Luftschlössern ist der Abfall zur Wirklichkeit recht bitter. Denke, lieber Freund, daß ich, der ich in den angedeuteten Aussichten gelegentlich schwelge, trotzdem nicht im Stande bin, das Allernächste zu beendigen. Es ist mir rein unmöglich, den versprochnen Beitrag zum Ritschlbuche zur rechten Zeit zu liefern. So sehr die Materie mir im Kopf und am Herzen liegt, so fern ist doch die Ausarbeitung: da fehlt es an hundert Dingen, an Zeit, Büchern, guten Freunden, Momenten der Sättigung und der Erhebung: und zu jedem dieser Mängel muß ich hinzufügen, daß jeder einzelne schon die Kraft hat, mich an einer Ausarbeitung zu hindern. Glückliche Menschen, sagt Ritschl von den Studenten, ihr habt 14 Stunden des Tages für euch und eure Studien! Elender Mensch, sage ich zu mir, Du hast nicht zwei Stunden des Tages; und selbst diese mußt Du dem Mavors opfern, der Dir sonst das Lieutenantspatent verweigert. Ach lieber Freund, was ist so ein reitender und fahrender Artilleriste für ein Unglücksthier, wenn er litterarische Triebe hat! Unser alter Kriegsgott hatte eben die jungen Weiber, nicht alte verschrumpelte Musen gern. Ein Kanonier, der über demokritische Probleme oft genug in der Kasernenstube nachdenkt, auf einem schmutzigen Schemel kauernd, indem ihm die Stiebeln gewichst werden, ist nun einmal ein παράδοξον, auf das die Götter mit Hohn blicken ......"

Am 16. Februar 1868 schreibt er an Freiherr Carl von G.:

„Lieber Freund,

durch Deine beiden mich hocherfreuenden Briefe habe ich einen deutlichen Einblick in Dein gegenwärtiges Arbeiten und Denken gewonnen: ich fühle den ruhigen Genuß heraus, mit dem Du Dich nach straffem, einengendem Dienste wieder in dem schönen Garten der Wissenschaften ergehst. Wollte das Schicksal, daß auch mir dieser Genuß bald wieder winkte! Aber meine Zeit, ja mein bestes Theil geistiger Kraft und Regsamkeit verbraucht sich in dem ewigen Kreislauf militärischer Uebungen. Ich habe mich darüber jetzt vollkommen resignirt, während ich in den ersten Monaten einen ungestümen Anlauf nahm, auch bei den jetzigen Verhältnissen meine Studien fortzusetzen. Es lag mir vornehmlich eine Arbeit am Herzen, zu der ich eine Menge schönes Material gesammelt hatte und täglich sammelte, eine Arbeit, an die mich philologisches und philosophisches Interesse knüpfte: über Demokrit's Schriftstellerei. Die ungeheuren Angaben über dieselbe hatten mir Mißtrauen eingeflößt; ich gieng dem Begriff einer großartigen litterarischen Falschmünzerei nach und fand auf den verschlungenen Wegen der Combination eine Fülle interessanter Punkte. Am Schlusse aber, als meine skeptische Betrachtung alle Folgerungen übersehn konnte, drehte sich mir allmählich unter den Händen das Bild herum; ich gewann ein neues Gesammtbild der bedeutenden Persönlichkeit Demokrit's und von dieser höchsten Warte der Beobachtung gewann die Tradition ihr Recht wieder. Diesen ganzen Prozeß, die Rettung der Negation durch die Negation habe ich mir nun zu schildern vorgenommen, so daß ich bei dem Leser dieselbe Folge von Gedanken zu erwecken suche, die mir sich ungesucht und kräftig aufdrangen. Dazu gehört aber Muße und frische Gesundheit des Denkens und Dichtens."

Ende Januar bis Ende Februar 1868 war ich von Naumburg abwesend und fand bei meiner Rückkehr meinen Bruder in recht mißmuthiger Stimmung. Es fehlten ihm so sehr die Freunde, die seine philosophischen und philologischen Studien theilten; mit mir durfte er über Schopenhauer nicht sprechen, da er es der verstorbenen Tante Rosalie versprochen hatte. Wir

planten nun, daß ihn die Freunde zu Ostern oder Pfingsten besuchen sollten: „wenn es nur erst Frühling wäre", meinte er seufzend.

Der Winterdienst ist bei der reitenden Artillerie sehr beschwerlich. Fritz erfüllte aber seine Pflichten mit großem Eifer und von allen Seiten, vom Hauptmann, Lieutenant, Unteroffizier hörte man nur Lob über ihn. Daß das Lob der Unteroffiziere ganz unparteiisch war, wage ich nicht zu behaupten. Fritz ließ sie immer auf seine Kosten frühstücken, was ihre Herzen sehr erwärmte und sie öfters dazu anstachelte dem Herrn Freiwilligen etwas Angenehmes zu sagen, hie und da in recht drolliger Weise. Als z. B. einer derselben einem Kanonier, der schon zwei Jahre diente, zum soundsovielsten Male eine Einrichtung des Geschützes erklärte, schloß er mit folgenden Worten: „Schulze Sie sind zu dumm, selbst der Freiwillige Nietzsche hat's schon begriffen." Da sich der Unteroffizier den Zusatz „dem ich es erst ein Mal erklärt habe" schenkte, so fiel die beabsichtigte Schmeichelei etwas fragwürdig aus.

Eines Abends waren Mama und ich in Gesellschaft, als die Lieutenants von meines Bruders Compagnie sehr beunruhigt zu uns kamen und erzählten, Fritz habe in der Instructionsstunde zwei Ohnmachten gehabt; wir eilten erschreckt nach Hause und fanden ihn sehr krank und schwach. Zwei Tage vorher war ihm ein Sprung auf sein Pferd (eines der unruhigsten und feurigsten Thiere der Batterie) mißlungen. Er war hart mit der Brust auf den Vorderzwiesel des Sattels gestoßen und hatte in der linken Seite einen heftigen zuckenden Schmerz verspürt. Trotzdem war er ruhig weiter geritten und hatte auch noch zwei Tage lang den immer stärker werdenden Schmerz ausgehalten. Am Abend des zweiten Tages aber kamen jene Ohnmachten und den folgenden Tag lag er unter den heftigsten Schmerzen und starkem Fieber ganz fest und konnte sich überhaupt nicht mehr bewegen. Bei der ärztlichen Untersuchung ergab es sich, daß er sich bei jenem Anprall an den Sattel zwei Brustmuskeln zersprengt hatte. Infolgedessen war das ganze Muskel- und Bändersystem entzündet, dazu kam eine sehr starke Eiterung, welche durch die Blutversetzung der zerrissenen Muskeln herbeigeführt worden war. Mein armer Bruder litt unglaubliche Schmerzen, brauchte zum

Aufrichten und Niederlegen fremde Hülfe und war so schwach geworden, daß er nach seinem Aufstehen das Gehen wieder lernen mußte. Allmählich besserte sich zwar sein Befinden, seine Jugendkraft überwand die Krankheit, aber seltsamerweise: die Wunde blieb offen und die Eiterung nahm kaum ab.

Immerhin fühlte er sich schon wieder so froh und kräftig, daß er sich voll Eifer mit seinen Zukunftsplänen beschäftigte. Zuerst hatte er wieder an seine Arbeit, die Demokritea, gehen wollen, welche wie schon erwähnt in einer Ehrenschrift für Ritschl veröffentlicht werden sollte. Aber die Mitarbeiter an jener Schrift hatten, mit Ausnahme von Erwin R., inzwischen ihre Arbeitskraft auf andere Dinge gerichtet oder waren durch persönliche Verhältnisse gezwungen gewesen, die betreffenden philologischen Arbeiten zu Doctorpromotionen zu verwenden, kurzum die Ehrenschrift kam nicht zu Stande. Mein Bruder hatte nun freie Zeit an andere Arbeiten zu denken. Als das Nächstliegende mußte auch ihm die Promotion erscheinen, dann aber wollte er seine „Fittige" heben und mit mehreren seiner Freunde auf ein Jahr nach Paris gehen. Er schreibt über seine Promotion und sonstigen Pläne an den Freund Erwin R. von Naumburg aus Anfang Mai 1868:

„Im Grunde sind mir sowohl meine Democritea als meine Homerica zu gut zu diesem Zwecke: d. h. ich möchte sie mir aufsparen zu einer recht gemächlichen Darstellung, die ich vielleicht im Quartier latin vollende, nicht aber diese schönen Stoffe dadurch verwüsten, daß ich sie zerreiße. Zu einer Dissertation sind nämlich beide Themata zu langathmig und zu — deutsch. Nun habe ich zwar eine Zeitlang ein philosophisches Projekt gehabt ὡς κωλίζων (nämlich über den Begriff des Organischen seit Kant zu schreiben) und hiezu auch genug Stoff gesammelt; im Ganzen aber paßt dies Thema gar nicht für den bewußten Zweck, wenn man nicht leichtsinniger als eine Fliege zu Werke gehen will. Schließlich werde ich also eine enger begrenzte philologische Frage behandeln".

Die ersten Gedankenentwürfe dieser philosophischen Abhandlung: „Die Teleologie seit Kant", mit der sich mein Bruder während seines Krankenlagers im März und April beschäftigte,

sind erhalten und werden im Anhang mitgetheilt. Wahrscheinlich hat er die Anregung zu dieser Arbeit aus Friedrich Albert Lange's „Geschichte des Materialismus“ geschöpft, die er sofort nach ihrem Erscheinen 1866 gelesen und im Februar 1868 von Neuem studiert hatte. Er schätzte damals dies Werk sehr hoch und schrieb darüber an einen Freund: „ein Buch, das unendlich mehr giebt, als der Titel verspricht und das man als einen wahren Schatz wieder und wieder anschauen und durchlesen mag.“ Es wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, wie wichtig die im Widerspruch gegen Kantische Gedanken aufgestellten Sätze für die Entwicklung der Gedankenwelt meines Bruders und wie bedeutsam und werthvoll sie an sich sind.

Jener Brief an Erwin R . . . e fährt fort:

„ . . . . Uebrigens, lieber Freund, bitte ich Dich aufrichtig, Deine Augen fest auf eine einmal einzuschlagende akademische Carriere zu richten: worüber Du allerdings einmal einen festen Beschluß fassen mußt. Hier ist eine ängstliche Selbstprüfung gar nicht an der Stelle: wir müssen einfach, weil wir nicht anders können, weil wir keine entsprechende Lebenslaufbahn vor uns haben, weil wir uns zu anderen nützlicheren Stellungen einfach den Weg verrannt haben, weil wir gar kein anderes Mittel haben, unsere Constellation von Kräften und Ansichten unsern Mitmenschen nutzbar zu machen, als eben den angedeuteten Weg. Schließlich dürfen wir doch nicht für uns leben. Sorgen wir nach unserm Theil dafür, daß die jungen Philologen mit der nöthigen Skepsis, frei von Pedanterie und Ueberschätzung ihres Fachs, als wahre Förderer humanistischer Studien sich gebärden. Soyons de notre siècle, wie die Franzosen sagen: ein Standpunkt, den niemand leichter vergißt als der zünftige Philolog . . . .

„ . . . . Jedenfalls aber gehen wir Beide dieser akademischen Zukunft ohne übertriebene Hoffnungen entgegen. Aber ich halte es für möglich, daß in der Stellung eines Professors erstens eine anständige Muße zu selbsteignen Studien, zweitens ein nützlicher Wirkungskreis, endlich eine sowohl politisch als gesellschaftlich leidlich unabhängige Lage gewonnen und behauptet werden kann. Den zuletzt angedeuteten Vortheil haben wir vor

jeder Staatscarriere voraus, sei es nun als Jurist oder als Schulmeister. Wozu übrigens brauchen wir das sogenannte und übel berüchtigte Staatsexamen zu machen? Ich habe einen zähneklappernden Schauder vor dieser Abnutzung des Gedächtnisses, der Produktionskraft, des eigenartigen Entwicklungstriebes, vor dieser Maschine einer veralteten, alles nivellirenden Regierungsmaxime; ja ich bin überzeugt, daß ich dies Examen nicht machen kann, weil ich nie es können will. Also streichen wir dies Ding auch aus dem Programm unsrer Zukunftsmusik: ist es doch zu unsrer akademischen Laufbahn nicht nöthig."

Aber die fröhliche Stimmung des Genesenden mit dem frohen Blick in die Zukunft hielt nicht an, denn die Eiterung an der Brustwunde dauerte fort und fing an, uns und selbst die Aerzte lebhaft zu beunruhigen. Endlich ergab es sich, daß der Brustknochen verletzt war, einzelne Knochensplitter kamen mit dem Eiter heraus. Die Aerzte riethen zu dem berühmten Volkmann nach Halle zu gehen und sich einer Operation zu unterziehen; daß sie es nicht selbst wagten, zeigte uns, wie bedenklich die Sache schien. Wir waren sehr bedrückt. In dieser Stimmung schreibt er wiederum Anfang Juni an den Freund Erwin R.:

„Um nun zum Schluß auch von mir zu reden, das heißt zunächst von meinem Befinden, so ist es mir selbst in trauriger Weise klar geworden, wie arg man lange Zeit in Selbsttäuschung leben kann. Nicht daß meine Krankheit vorüber ist, kann ich Dir melden, sondern daß der schlimmste Stoß wahrscheinlich noch zu erwarten ist. Die Eiterung dauert fort, der Brustbeinknochen ist angegriffen, und heute hat mir sogar der Arzt eine Operation in kaum zweifelhafte Nähe gestellt. Es handelt sich nämlich um die Abstoßung eines ganzen Knochenstücks; dazu wird man die Weichtheile aufschneiden müssen, und dann den angegriffnen Knochen, nämlich das Brustbein „reduziren", wie sich der Arzt ausdrückte, scilicet „absägen". Ist man aber erst unter dem Messer und der Säge der Operateure, so weißt Du auch, an wie einem dünnen Faden das Ding hängt, so man Leben nennt. Da kommt ein Eiterfieberchen — verloschen ist das kleine Licht. Wunderlich war meine Empfindung, als das erste Knöchlein meines Gebeines plötzlich aus einem Eiterkanal

[illegible] wurde, da [illegible] zu sichern [illegible] Brauchbarkeit [illegible] Stückch[illegible]

[illegible]

[illegible] zeigte es [illegible] Dr. [illegible] der [illegible] Brüten [illegible] nord [illegible]

[illegible] gefährlich [illegible] Heilung [illegible] lag, zur [illegible] geführt [illegible] worden war, [illegible] Kar[illegible] nach [illegible] das Rollen der [illegible] „[illegible]" sagte [illegible] Hagestolz [illegible] Zu[illegible]

[illegible] Tagen [illegible] begab sich mein [illegible] Volkmann [illegible] den Fall in der That als [illegible] und zuerst [illegible] Operation [illegible] nöthig [illegible] nach [illegible] einem Soolbad dicht bei [illegible] zu unterwerfen. Der [illegible] aber nach drei Wochen [illegible] war die Wunde zugeheilt [illegible] Operation [illegible] gewesen wäre, und nur eine [illegible] Narbe zeigte noch die Stelle [illegible] Monate lang so unendlich viel [illegible] Besorgniß gemacht hatte [illegible] Volkmann, die Eiterung wäre schon [illegible] gewesen, daß er gefürchtet hätte, sie hab[illegible]

Friedrich Nietzsche.

Nach einer photographischen Aufnahme im Herbst 1868.

Digitized by Google

hervorgeschwommen kam, und mir allmählich klar wurde, daß die Pläne der Pariser Reise und der Habilitation möglicherweise unmögliche Dinge sind. Nie wird einem die Hinfälligkeit des Daseins so ad oculos demonstrirt, als wenn man so ein Stückchen aus seinem Skelett zu sehen bekommt.

„Uebrigens arbeite ich „so lange es Tag ist" eifrig an philologicis, habe z. B. kürzlich Ritschl einen Aufsatz über das Danaëlied überschickt, und bereite jetzt eben eine Dissertation über quaestiones pinacographicae vor. Ueberhaupt habe ich die unfreiwillige Muße zu einer größeren Concentration und Aufräumung meiner Studien verwendet; bestimmte Absichten sind in eine bestimmtere Form gegossen worden, überall sprießt es von halb gefühlten Erkenntnissen. Nein, lieber Freund, man rottet mich so schnell noch nicht aus; sollte es aber wider Erwarten geschehn, so schicke ich Dir meine Dissertation „über den Acheron" direkt aus dem Hades, mit Briefmarken des norddeutschen Bundes . . . . ." F. N.

Am 22. Juni begab sich wie alljährlich die Abtheilung der reitenden Batterie, die in Naumburg lag, zur Schießübung. Fritz, der für „zeitig unbrauchbar" erklärt worden war, saß am Fenster und sah seinen militärischen Kameraden nach: die fröhlichen Klänge der Musik, das Rollen der Kanonen verhallte, er hatte Thränen in den Augen —, „Lisbeth," sagte er traurig, „hier sitze ich nun wie ein flügellahmer Zugvogel, wer weiß, ob ich jemals wieder fliegen kann."

In den letzten Tagen des Juni 1868 begab sich mein Bruder nach Halle zu Volkmann, der den Fall in der That als recht bedenklich ansah und zuerst auch eine Operation für nöthig hielt. Er rieth ihm nach Wittekind (einem Soolbad dicht bei Halle) zu kommen und sich seiner Kur zu unterwerfen. Der Heilungsprozeß war ziemlich schmerzhaft, aber nach drei Wochen Jodpinselung, Soolbädern u. s. w. war die Wunde zugeheilt, ohne daß eine Operation nöthig gewesen wäre, und nur eine tiefe, mit dem Knochen verwachsene Narbe zeigte noch die Stelle, die meinem armen Bruder fünf Monate lang so unendlich viel Schmerzen und uns Allen die tiefste Besorgniß gemacht hatte. Erst nachträglich gestand Volkmann, die Eiterung wäre schon so weit vorgeschritten gewesen, daß er gefürchtet hätte, sie habe

Friedrich Nietzsche.

Nach einer photographischen Aufnahme im Herbst 1868.

Digitized by Google

die Lunge ergriffen; dann wäre eine Heilung fast ausgeschlossen gewesen. Uebrigens gratulirte er meinem Bruder zu seiner kernigen gesunden Natur, nur deshalb wäre die gefährliche Verletzung so gut geheilt.

Fritz schreibt im Uebermuth des Ganzgenesenen Anfang August an Erwin R.:

„Heute darf ich Dir und mir gratuliren, Dir als dem glücklichen Sieger im akademischen Wettkampfe, mir als dem endlich Genesenen, von dem die Engel singen:

Gerettet ist das edle Glied,
Das Brustbein, nun vom Bösen,
Das immer strebend sich bemüht
Sich eiternd abzulösen."

Er erzählt dem Freund sodann, daß sie Beide von Frau Fama für Kiel und Leipzig als Privatdocenten bezeichnet und in jenen Städten erwartet würden, fährt aber eindringlich fort:

„Aber nichts darf uns abhalten, erst noch ein Jahr in Paris zusammen zu verleben: nachher sei es jedem von uns gestattet, auf einer beliebigen Universität beliebige Irrlehren in beliebige „milchsaugende" Seelen zu streuen."

Fritz mußte sich doch noch sehr schonen und durfte nicht daran denken, seine militärischen Dienstleistungen wieder aufzunehmen. Obgleich er nur fünf Monate Dienst gethan hatte, war er am 1. April zum Gefreiten befördert und erhielt auch die Qualifikation zum Landwehrlieutenant, unter der Bedingung, daß er noch einen Monat im Frühjahr nachdiene, um sich die nöthigen Kenntnisse im Gespannexerciren zu erwerben. Zum Abschied von seinem Militärjahr ließ er sich in einer scherzhaften militärischen Haltung mit gezogenem Säbel photographiren, was späterhin zu manchem Scherz und noch mehr Mißverständnissen Veranlassung gab.

Der August 1868 brachte meinem Bruder noch den sehnlichst erwarteten Besuch des Freundes Erwin R. Er schreibt ihm am 8. Oktober, rückblickend auf das ganze Jahr und besonders auf diesen Besuch:

„Mein lieber Freund,

jetzt, wo ich über ein sehr wechselvolles Jahr zu recapituliren habe, über ein Jahr voll gemüthlicher und ungemüthlicher Emotionen, voll asketischer und eudämonistischer Erfahrungen, ein Jahr begonnen im Pferdestall, fortgesetzt im Krankenbett, beendet in indicifikatorischer Sclavenarbeit: jetzt, wo ich zusammenrechne, was dies Jahr an guten Momenten, an schönen Hoffnungen, an stillen Gedenkstunden gebracht hat, da käue ich auch mit innigstem Behagen die Empfindung jener erquicklichen Tage wieder, die uns im August zusammenführten, und wie eine beglückte Kuh wälze ich mich im Sonnenscheine dieser Erinnerungen.

„Seitdem wir uns damals über Himmel und Erde ausgesprochen haben, ist mir kaum etwas Wichtiges passirt; ich schrieb auf der Veranda an meinem index: „Dort saß ich unter falben Blättern ein frommer Mann.“ Der freundliche Spätsommer mit halbverkühltem Sonnenscheine und Müßiggang läuft nun ab, in Leipzig erwartet man mich, und ein Inserat im Tageblatte sucht ein „feines“ Garçonlogis für einen unverheiratheten Gelehrten.“

Den ganzen September hindurch beschäftigte sich Fritz sehr eifrig mit dem schon mehrfach erwähnten Inder zu den 24 bis dahin erschienenen Jahrgängen des Rheinischen Museums, dessen Anfertigung ihm auf Veranlassung Ritschl's übertragen war; er gestattete mir, an dieser „Sclavenarbeit“ mitzuthun. Wir entwickelten dabei so viel Heiterkeit, daß die an der Veranda Vorübergehenden gewiß nicht auf den Gedanken kamen, daß wir uns mit einer gelehrten, langweiligen Arbeit abmühten.

So beendete Fritz sein militärisches Dienstjahr fröhlich, frisch und muthig, und doch war es ein schweres Jahr gewesen, und sein Leben hatte an einem sehr dünnen Faden gehangen. Aber wie seltsam! Diese ernste Krankheit hatte trotz ihrer Gefahr meinem Bruder ein großes Geschenk gebracht: ein halbes Jahr vollständiger Freiheit, wo er ganz auf sich allein gestellt, ohne von der Universität, ihren Lehrern oder Collegien beeinflußt zu sein, ohne auf Studien und Verkehr, an dem ihm nichts lag, Zeit verschwenden zu müssen, befreit von dem drückenden militärischen Dienst, nur sich und seinen eigensten Bestrebungen leben

konnte. Wie wendet sich nun sein ganzer Eifer philosophischen Problemen zu, wie bekommen selbst die philologischen Arbeiten fast unwillkürlich einen philosophischen Hintergrund!

Vielleicht hat doch der Mensch sein typisches Erlebniß? — Noch ein Mal erscheint im spätern Leben meines Bruders die Krankheit als die große Befreierin von einem drückenden Zwang, als die grausame, gefährliche Führerin zur Einsamkeit, zu „Nietzsche mit sich allein".

IV. Capitel.

Der Privatgelehrte.

Motto: Personen, welche eine Sache in aller Tiefe erfassen, bleiben ihr selten auf immer treu. Sie haben eben die Tiefe an's Licht gebracht: da giebt es immer viel Schlimmes zu sehen.
(Menschliches, Allzumenschliches I.)

Mitte Oktober 1868 gieng mein Bruder wieder nach Leipzig, diesmal aber nicht als Student, sondern als Privatgelehrter. Zuerst wollte er schleunigst zum Doctor promoviren, denn wie er in einem Brief scherzhaft meint: „ich armer homo litteratus muß auch nächstens dran denken, einen akademischen Grad zu erwerben, um nicht zum pecus der Litteraten gerechnet zu werden".

Vielleicht ist an dieser Stelle ein Rückblick auf die Universitätsstudien meines Bruders erwünscht. In den sechs Semestern seiner Studienzeit hat er, nach den erhaltenen Collegienheften zu schließen, folgende Collegien gehört. In Bonn Winter 1864/65: Sybel, Politik; Springer, deutsche Kunstgeschichte; Springer, Michel Angelo's Leben und Werke; Ritschl, des Plautus miles gloriosus; Kraft, Kirchengeschichte; Schlottmann, das Evangelium Johannis. Im Sommer 1865: Schaarschmidt, Allgemeine Geschichte der Philosophie; Jahn, Archäologie; Ritschl, Lateinische Grammatik; Springer, deutsche Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Außerdem nahm er an den Uebungen des philologischen (Ritschl), archäologischen (Jahn) und kunsthistorischen Seminars (Springer) theil. In Leipzig Winter 1865/66: Ritschl, Lateinische Epigraphik; Ritschl, Geschichte der griechischen Tragödie und Einleitung zu des Aeschylus Sieben gegen Theben; Curtius, Geschichte der griechischen Litteratur; Roscher, Grund-

lagen der praktischen Politik als Einleitung in die gesammte Staats- und Rechtswissenschaft. Im Winter 1866/67: Curtius, Griechische Grammatik; Curtius, Erklärung der Fragmente der griechischen Lyriker; Tischendorf, Griechische Paläographie; Ritschl, Lateinische Grammatik. Sommer 1867: Ritschl, Lateinische Grammatik. Vom ersten Leipziger Semester an war er Mitglied des philologischen Seminars. Es ist möglich, daß er außer den angegebenen noch andere Collegien gehört hat; wahrscheinlich sind einige Collegienhefte verloren gegangen. Bestimmt aber hat seit der Leipziger Zeit der Schwerpunkt seiner Studien nicht im Collegienbesuch, sondern in den selbständigen häuslichen Arbeiten gelegen.

Er gedachte in diesem Winter viel mehr als früher in Gesellschaft zu gehen und schreibt über diese Absichten und manches Andre an den Freund Erwin:

Naumburg, 8. Oktober 1868.

„Im Uebrigen nehme ich mir vor, etwas mehr Gesellschaftsmensch zu werden; insbesondere habe ich eine Frau auf's Korn genommen, von der mir Wunderdinge erzählt sind, die Frau des Professor Brockhaus, Schwester Richard Wagner's, über deren Capacitäten Freund W . . . . sch (der mich besucht hat) eine erstaunliche Meinung hat. Mir gefällt dabei die Bestätigung der Schopenhauer'schen Erblichkeitstheorie; auch die andre Schwester Wagner's (in Dresden ehemals Schauspielerin)soll ein bedeutendes Weib sein. . . . .

„Kürzlich las ich auch (und zwar primum) die Jahn'schen Aufsätze über Musik, auch die über Wagner. Es gehört etwas Enthusiasmus dazu, um einem solchen Menschen gerecht zu werden; während Jahn einen instinktiven Widerwillen hat und nur mit halb verklebten Ohren hört. Ich gebe ihm trotzdem vielfach Recht, insbesondre darin, daß er Wagner für den Repräsentanten eines modernen, alle Kunstinteressen in sich auffaugenden und verdauenden Dilettantismus hält: aber gerade von diesem Standpunkte aus kann man nicht genug staunen, wie bedeutend jede einzelne Kunstanlage in diesem Menschen ist, welche unverwüstliche Energie hier mit vielseitigen künstlerischen Talenten gepaart ist: während die „Bildung", je bunter und umfassender sie zu sein pflegt, gewöhnlich mit mattem Blicke, schwachen Beinen

und entnervten Lenden auftritt. Außerdem aber hat Wagner eine Gefühlssphäre, die O. Jahn ganz verborgen bleibt: Jahn bleibt eben ein Grenzbotenheld, ein Gesunder, dem Tannhäusersage und Lohengrinatmosphäre eine verschlossene Welt sind. Mir behagt an Wagner, was mir an Schopenhauer behagt, die ethische Luft, der faustische Duft, Kreuz, Tod und Gruft &c. . . . . . .

„ . . . . Die zwei ersten Capitel meiner Laertiana sind in dem letzten Hefte des rheinischen Museums gedruckt und werden Dir in einem Einzelabzug nächstens zugehn. Ach wie widerwärtig mich diese ganze Arbeit berührt! Nonum prematur in annum! Sonst ist's nichts! Diese eben ausgeheckte Weisheit gleich drucken zu lassen ist allzu thöricht, und ich habe nichts als Aerger davon. So vielerlei ist geradezu falsch, noch mehr verwegene Stammelei, und das Ganze unmündig ausgedrückt. Zu meiner Entschuldigung dient nur, daß ich erst am 15. Oktober dieses Jahres mündig werde; an welchem Tage ich auch den militärischen Rock ausziehe“ . . . . .

Ehe ich die Erlebnisse des Winters 1868—1869 beschreibe, möchte ich auf die Studienzeit meines Bruders und deren Ideale zurückblicken. Zwei Hauptmomente treten fast gleichmäßig stark hervor, die Liebe zu Schopenhauer und zur Philologie. Alles was er darüber in jener Zeit in Gesprächen und Briefen sagte, klang in Begeisterung und Verehrung aus. Aber stand er diesen beiden Objecten seines eifrigen Studiums auch wirklich vollkommen hingebend und kritiklos gegenüber? — Die Aufzeichnungen in seinen Notizbüchern von 1866—68 geben darüber merkwürdige Aufschlüsse, vorzüglich denen, die nur den officiellen Nietzsche aus jener Zeit kennen. „Nietzsche mit sich allein“ ist oft ein ganz Anderer als der, dem ein sehr zartes Schicklichkeitsgefühl gebietet, nach Außen hin eine verehrte Persönlichkeit oder ein erwähltes Studium zu vertreten.

Um meinen Bruder zu verstehen, muß man sich vergegenwärtigen, daß in ihm sich zwei Naturanlagen, die sich sonst oft feindlich gegenüberstehen, zu einer wunderbar schönen Einheit zusammenfügten: ein warmes, poetisches, feinfühlendes, zur Ehrfurcht geneigtes Herz und ein scharfer kritischer, rücksichtslos nach Wahrheit strebender Verstand. Aber die Wärme des Herzens überwog, und das peinliche Zartgefühl gebot ihm deshalb in

vielen Fällen die äußerste Zurückhaltung. Wie rührend zart er in allen Freundschaftsbeziehungen empfand, wie heilig ihm das Wort „Freund" erklang, so daß diesem gegenüber nach Außen hin alle Kritik verstummte, das werden noch Alle wissen, die seinem Herzen nahe gestanden haben. Welch außerordentlichen Werth er der Freundschaft beimaß, kann man aus den nachfolgenden rührenden Zeilen, die einem Freundesbrief von Weihnachten 1868 entnommen sind, auf's deutlichste ersehen:

„Wer sich als Einsiedler zu fühlen gewöhnt hat, wer mit kalten Blicken durch alle die gesellschaftlichen und kameradschaftlichen Verbindungen hindurch sieht und die winzigen und zwirnfädigen Bändchen merkt, die Mensch an Menschen knüpfen, Bändchen so fest, daß ein Windhäuchchen sie zerbläst: wer dazu die Einsicht hat, daß nicht die Flamme des Genies ihn zum Einsiedler macht, jene Flamme, aus deren Lichtkreis alles flieht, weil es von ihr beleuchtet so todtentanzmäßig, so narrenhaft, spindeldürre und eitel erscheint: nein wer einsam ist vermöge einer Naturmarotte, vermöge einer seltsam gebrauten Mischung von Wünschen, Talenten und Willensstrebungen, der weiß, welch „ein unbegreiflich hohes Wunder" ein Freund ist; und wenn er ein Götzendiener ist, so muß er vor allem „dem unbekannten Gotte, der den Freund schuf", einen Altar errichten."

Nur darf man nie vergessen, daß das, was ihm am meisten als Freund galt, was er am tiefsten und heißesten liebte, die Wahrheit war. Ach was kostete es seinem warmen verehrenden Herzen, wenn diese strenge Freundin ein Opfer forderte!

Vielleicht weil er selbst am besten wußte, wie bitter, mit wie viel herben Enttäuschungen verknüpft dieses Streben nach Wahrheit sein muß, schätzte er an den Menschen einen unerbittlichen Wahrheitsdrang am höchsten; seine von ihm erwählten Freunde zeigen gerade diese Eigenschaft am stärksten. Er hatte in dieser Hinsicht ein sehr feines Ahnungsvermögen; wenn er sich gegen Persönlichkeiten, mit denen ihn irgend welche Verhältnisse verknüpften, ablehnend verhielt, so war es ein Anzeichen, daß man einer unwahren Natur gegenüber stand, die einen ganz anderen Charakter zeigte, als sie wirklich besaß, und nicht den Muth hatte, sich zu ihrer eigenen Persönlichkeit zu bekennen. Feigheit und Unwahrhaftigkeit waren meinem Bruder grenzenlos

zuwider. Oft meinte er: „Was mich von manchen Menschen so abgrundweit trennt, ist nicht der Unterschied der Begabung oder daß sie mich nicht verstehen, sondern die seltsame Verlogenheit ihrer Natur; ich suche mich oft zu bezwingen, aber ich kann es nicht mit ihnen aushalten, ich laufe ihnen davon."

Mit seiner zur Ehrfurcht geneigten Art und Weise trat mein Bruder immer zuerst an alle Ueberzeugungen und Personen heran; nur leise erscholl im Anfang der stahlharte Kriegsgesang einer unerbittlichen Kritik. Deshalb erlebte er auch so viel mehr als andre Menschen, da er Erlebnisse und Thatsachen immer von zwei oder noch mehreren Seiten sah und gewissermaßen auch durchlebte. Aber schwer trug er oft an diesen verschiedenartigen Erfahrungen! Daß es so wenig Ideale giebt, die auf die Dauer einer vollen Ehrfurcht werth sind, das war der Schmerz, der an seinem Herzen nagte, wenn auch damals in seiner strahlendsten Jugendzeit noch ganz leise und wenig bemerkt.

Ob mein Bruder schon damals „wußte", was im Grunde der Dinge, vielleicht auch in jedem Menschen liegt? In einer Aufzeichnung jener Zeit sagt er von sich: „Vor einer vagen Zerflossenheit in die vielen Richtungen meiner Talente bewahrte mich ein gewisser philosophischer Ernst, der nie zufrieden war, als im Angesichte der nackten Wahrheit und eine Unerschrockenheit, ja Zuneigung zu harten und bösen Consequenzen." — Jedenfalls breitete das Wort „Freund" eine dichte, glänzende und verklärende Hülle über ein geliebtes und verehrtes Wesen aus: er schmückte es mit allen seinen eignen besten Eigenschaften und machte ein Kunstwerk daraus.

Schopenhauer war für ihn nicht ein Buch, sondern ein Freund. Der Philosoph war todt, als mein Bruder seine Schriften kennen lernte, sonst wäre er sofort zu ihm gegangen, um ihn als Freund und Vater zu begrüßen; denn während seiner ganzen Jugendzeit von Kindheit an sehnte er sich nach dem väterlichen Freund, den er durch den allzufrühen Tod unsres Vaters so bitter entbehrt hatte. Deshalb war er auch stets bemüht, den Menschen Schopenhauer ganz anders zu erkennen, als ihn seine damaligen Schüler schilderten. „Was wollen diese flachen, wässrigen Köpfe von dem Menschen Schopenhauer wissen!" — meinte er oft entrüstet.

Hat er aber selbst in der Periode seiner höchsten Begeisterung alle Ansichten Schopenhauer's kritiklos hingenommen? Von höchster Wichtigkeit ist hiefür das im Anhang mitgetheilte Fragment einer „Kritik der Schopenhauer'schen Philosophie", das seinen intimen Notizbüchern entnommen ist. Schon im Herbst des Jahres 1867 setzt sich sein kritischer Verstand privatim mit den Lehren des verehrten Philosophen auseinander, wenn auch die Ehrfurcht gebot, öffentlich nichts davon verlauten zu lassen. — Stünde die Entstehungszeit dieser Aufzeichnungen nicht unzweifelhaft fest, so würde sie niemand dieser frühen, anscheinend kritiklos schopenhauer-gläubigen Periode zuschreiben: man würde diese kritischen Gedanken aus „inneren Gründen" in die spätere Schopenhauer entfremdete Zeit verweisen. Mein Bruder hat in seiner letzten Zeit in späteren Vorreden zu früheren Werken mehrfach auf die Präexistenz späterer Grundanschauungen und Gefühle hingewiesen und sich dadurch den leichtfertigen Vorwurf kenntnißloser Kritiker zugezogen, daß er vordatirend in frühere Werke spätere Gedanken hineininterpretire. Es ist kennzeichnend für die Entwicklung meines Bruders, daß fast alle seine Anschauungen sehr früh sich zu bilden beginnen, aber in seinen Werken erst spät zu Tage treten, nachdem sie lange Zeit durch andre Oberströmungen verdeckt geblieben sind.

Auch in seinem Verhältniß zur Philologie zeigt er eine frühe Selbständigkeit. Durch Ritschl, durch seine Erfolge in den philologischen Studien, durch seine Vorträge in dem von ihm gegründeten philologischen Verein ermuthigt, durch die allgemeine Anerkennung lebhaft angestachelt, hatte sich mein Bruder, wie wir aus allen Aufzeichnungen sehen, mit großem Eifer auf die Philologie geworfen. Trotzdem finden wir vom Anfang des Jahres 1866 bis Herbst 1868 eine ganze Reihe Notizen, welche beweisen, wie skeptisch er dem gesammten philologischen Studium, wie es im Allgemeinen betrieben wird, gegenüberstand; wie er immer wieder von Neuem mit sich allein die Frage erörtert: „Sind die jetzigen Ziele der Philologie werth, Leben und alle geistigen Kräfte darauf zu verwenden?" Die eigentliche Antwort wäre den ganzen Fähigkeiten und Bestrebungen meines Bruders nach ein schroffes „Nein" gewesen. Da ist es nun fast rührend zu sehen, was er aus dieser trockenen Wissenschaft macht,

wie er sie erweitert, vertieft und zu unendlich hohen und großen Aufgaben in Beziehung bringt, um sie dadurch zu einem Lebensziel zu erheben und um es selber mit ihr aushalten zu können. Ich kann es mir nicht versagen, einige dieser privaten Betrachtungen aus seinen Notizbüchern (Herbst 1867 bis Herbst 1868) hier wiederzugeben, da sie den Zweifel und den Kampf seiner eignen Meinungen so deutlich wiederspiegeln.

„Philologie und Sittlichkeit.

„In der Methode: Aufgeben des Egoismus, der subjektiven Launen und Neigungen 2c. Absterben der Welt 2c. (gemeinsam mit jeder wissenschaftlichen Beschäftigung).

„Ethische Wendung der Studien.

„Zunächst liegt philologische Beschäftigung weiter von der Ethik ab als andre Studien, Jurisprudenz, Theologie, selbst Medizin und Naturwissenschaften.

„Sie kennen Welt und Menschen nicht. Ueberschätzen unbedeutende Bemühungen. Neigung zur Mikrologie.

„Das Beste was uns die Geschichte giebt, ist nach Goethe der Enthusiasmus, den sie erweckt.

„Die Geschichte der Philologie zeigt eine übertrieben eifrige Hingabe an Dinge, deren Verständniß erst sehr spät aufgeht. Alle fast kauen mit stumpfen Zähnen an der Schale herum. Der Anblick ist lächerlich und traurig. Es ist unendlich viel Zeit und Kopf vergeudet worden.

„Es ist immer schwer den Faden zu erkennen, der einen selbst an irgend eine überlieferte Gewohnheit knüpft. Um zur Schätzung und Wirkung des Alterthums zu kommen, machen wir zu viel Anstalten, lernen zu viel und denken zu wenig. Was noch außerdem die Beschäftigung mit dem Alterthum hervorbringt, ist eigentlich unnützes Zeug. Darum weil etwas gewesen ist, darf nichts untersucht werden, sondern weil es besser war als jetzt und also vorbildlich wirkt.

„Also eifrig Gegenwärtiges und Vergangnes vergleichen, aber nicht mit kalter Miene vergangne todte Dinge an's Licht ziehn! Immer zieht uns bloß an die Stellung zur Gegenwart. Wer frühere Perioden der Menschheit behandelt, hat immer sein

Publikum: denn es ist anziehend, seinen eignen Dickkopf mit dem irgend eines Mikrocephalen zu vergleichen.

„Die Anfänge der Wissenschaft bei den Griechen sind eben so anziehend für die Wissenschaftlichen unsrer Zeit. Man beachte, was für wissenschaftliche Typen damals hervortraten. Wie z. B. der Begriff „Philosoph" oder „Philolog" sich ausbildet. Welche Rolle der „Mathematiker" spielt. Die gesellschaftliche Stellung der Philosophen.

„Es wird allmählich Zeit, nicht mehr über den Buchstaben zu hocken. Das Bestreben der nächsten Philologengeneration muß endlich sein, abzuschließen und das große Vermächtniß der Vergangenheit anzutreten. Auch diese Wissenschaft muß dem Fortschritt dienen.

„Sein Leben würdig anzulegen muß das Bestreben junger Kräfte sein. Also stecke man sich entsprechende Aufgaben. Man nähere die Wissenschaft dem Streben der gegenwärtigen Menschen, man ziehe, was in der Rumpelkammer steht, nicht wieder hervor. Das Wiederkäuen muß aufhören.

„Vor allem aber bringe man das zügellos umschweifende Geschichtsunwesen in seine Grenzen. Der Mensch hat mehr zu thun als Geschichte zu treiben. Wenn er es aber thut, so suche er die bildenden Punkte. Wenn ich auf's Genauste prüfe und festzustellen suche, was ich am 20. Dez. 1866 that, so ist dies eine Spielerei, eine Verschwendung des Scharfsinns, besonders wenn dadurch Dinge constatirt werden sollen, welche die Betrachtung der Gegenwart viel schneller und anschaulicher lehrt. Und immer ist die Betrachtung an einer Person noch sicher und giebt Resultate. Die Geschichte aber ist ein Wissen von vielen Dingen und darunter einer Menge von zufälligen, das heißt durch zwecklose Verkettung entstandenen.

„Auch die litterarischen Studien werden übertrieben. Man lese Shakespeare mehr als über ihn. Man befördere die Lektüre Plato's.

„Es fehlt in der Philologie an großen Gedanken und daher in dem Studium an hinreichendem Schwung. Die Arbeiter sind Fabrikarbeiter geworden. Der Betrieb des Ganzen schwindet ihnen aus den Augen.

„Es ist an der Zeit die rechten Werthgrade für die Schriften des Alterthums zu finden und den unnützen Ballast heraus zu werfen.

„Unsre Philologen sollen lernen mehr im Großen zu urtheilen und das Feilschen um einzelne Stellen mit den großen Erwägungen der Philosophie zu vertauschen. Man muß neue Fragen stellen können, wenn man neue Antworten haben will.

„Die vergangne Periode hat endlich die Texte methodisch hergestellt. Das war eine Hülfsarbeit. Es bleibt der Gegenwart mehr zu thun als die Correktoren zu spielen. Erstaunlich ist der Fortschritt der Sprachvergleichung. Hier entdeckte man Gesetze und trat in die Naturwissenschaften hinein. Hier schritt man bis in die Anfänge jeglicher Kultur zurück, hier suchte man einen Weg zu den Problemen des Denkens. Es bleibt noch viel zu thun. Die Gesetze der Litterargeschichte müssen sich durch Vergleichung ergeben.

„Das Princip auch der wissenschaftlichen Studien muß Arbeit für den Nächsten sein.

„Der volle Umschwung soll uns nicht unvorbereitet treffen. Die Philologie des Alterthums hat kein unendliches Objekt; und viel ist schon endgültig abgethan worden.

„Die Macht einer strengen Methode ist immer noch selten unter Philologen. Nirgends wird solch ein Spiel mit Möglichkeiten getrieben.

„Die dichtende Kraft und der schaffende Trieb haben das Beste in der Philologie gethan. Den größten Einfluß haben einige schöne Irrthümer erlangt.

„Es ist gewiß ein großes Verdienst, eine total neue Anschauung zu fassen: aber das größere ist, auf sie so zu schlagen, daß sie nach allen Seiten hin Funken giebt. Die Weisheit des stillen Denkens, die in der Studierstube verschlossen bleibt, hat in der Geschichte der Wissenschaft wenig Anrecht auf Werthschätzung.

„Man neigt zu einer Ueberschätzung der Wissenschaft. Es ist nicht in erster Linie Pflicht, der Wissenschaft zu nützen, in zweiter sich selbst, sondern völlig umgekehrt. Man muß dies den Studierenden sagen, damit sie darnach ihre Studien einrichten.

Hat jemand einen Ueberschuß von geistiger Kraft, so wird er, nachdem seine subjektiven Bedürfnisse befriedigt sind, sich nach den Bedürfnissen der Menschheit umsehn. Das Umgekehrte ist eine Grausamkeit und Barbarei.

„Die meisten Philologen sind Fabrikarbeiter im Dienste der Wissenschaft. Die Neigung erstirbt, irgend ein größeres Ganze zu umfassen oder weitere Gesichtspunkte in die Welt zu setzen. Dagegen arbeiten die Meisten mit emsiger Beharrlichkeit an einer kleinen Schraube. Es ist ihnen genug, in diesem engsten Bereich Meister zu sein, während in den übrigen Fragen selbst ihrer Wissenschaft, vollends aber der Philosophie, sie dem vulgus angehören.

„Die außerordentliche Laxheit in litterarischen Untersuchungen muß einmal gerügt werden. Es giebt hierin wenig Gesetze, dagegen zahllose Analogien für jede Erscheinung; das Beste, was man thun kann, ist eine bewußte poetische Neuschöpfung von Geistern, Ereignissen, Charakteren u. s. w. Ob dies Bild mit der vergangnen Wirklichkeit zusammenstimmt, ist fraglich, aber möglich.

„Ein einzelnes historisches Ereigniß bedarf solcher sorgfältigen Forschungen nicht, wenn es nicht weitere Fragen anregt.

„Oder: man rüge den schlechten Geschmack, der sich auf Untersuchung losgerissener Einzelheiten einläßt. Meine Methode ist, für eine einzelne Thatsache zu erkalten, sobald der weitere Horizont sich zeigt u. s. w. So ist unser Streben eine Wanderung in's Unbekannte mit der unsteten Hoffnung, einmal ein Ziel zu finden, wo man ausruhen kann.

„Solche Ziele sind aber nur Einsichten voll wesentlichem Einfluß auf uns selbst. Das Ergebniß einer Forschung erregt unsern Verstand, aber unser Wesenskern bleibt kalt. Aber endlich stößt man doch einmal an Auffassungen, Analogien u. s. w., die uns kräftig in Bewegung setzen.

„Es ist auch bei naturwissenschaftlichen Forschungen nicht anders. Das Treibende sind immer jene unbekannten fernen Gebiete, wo wir die Resultate des Forschens mit denen des Lebens im Einklang sehn.

„Manche bescheiden sich und sind mit dem Wege zufrieden; es genügt ihnen, nach Zielen zu wandern, sie sind zufrieden, ein Streben nach Zielen zu besitzen.

„Wo steckt die Fruchtbarkeit der Philologie, daß wir uns einigermaßen mit ihr versöhnen und zugeben, aus all dem unendlichen Bemühen seien doch auch Keime gesproßt? — Ueberall, wo ihre Studien ein Allgemein-Menschliches berühren. So ist ihr schönster Triumph die vergleichende Sprachforschung mit ihrer philosophischen Perspektive."

Mein Bruder wollte durchaus nicht wieder in irgend welche studentischen Verhältnisse zurück. Das Schlimmste schien ihm dabei die Gasthofsküche, die in Leipzig damals recht unschmackhaft gewesen sein muß. Noch im Jahre 1888 schreibt er: „Ich verneinte zum Beispiel durch Leipziger Küche, gleichzeitig mit meinem ersten Studium Schopenhauer's (1865) sehr ernsthaft meinen „Willen zum Leben". Sich zum Zweck unzureichender Ernährung auch noch den Magen verderben — dies Problem schien mir die genannte Küche zum Verwundern glücklich zu lösen." Er stöhnte nach den Ferien stets von neuem über die ihm so unangenehme Kost. Als er nun aber ein ganzes Jahr in Naumburg gewesen war (seit seiner Kindheit die einzige längere Zeit, die er an diesem Ort zubrachte), hielt er sich für so verwöhnt, daß er glaubte: er könne überhaupt nicht mehr im Gasthof essen. Er nahm deshalb eine hübsche Wohnung in der Lessingstraße und gab sich bei der Familie eines Professors in Pension. Er schrieb darüber:

„Ich bin nach Leipzig übergesiedelt mit total veränderten Ansprüchen und gänzlicher Ausziehung der Studentenhofe und auch des damit verbundenen Lebens. Ein freundlicher Dämon unter Vermittlung des vortrefflichen W . . . . sch hat mich eine Behausung finden lassen, die bis jetzt jenen Ansprüchen genügt und das Zurückfallen in die studentische inquies, sammt Restaurations- und Theaterfieber unmöglich macht. Meine Wohnung liegt am Eingang der Lessingstraße, in einem Garten, hat eine wirklich anmuthige und mannigfaltige Aussicht und erlaubt es mir, mit Vergnügen in meinen vier Pfählen zu sitzen, Abende

Digitized by Google

zu durchschwitzen und mich an Philologie zu erhitzen: das ist etwas für Fritzen, der früher die Neigung hatte, alle Abende in's Theater zu flitzen." (An Erwin R. Ende Oktober 1868.)

Er gieng aber trotzdem noch recht viel in Theater und Conzerte, hatte sich auch verschiedentlich abonnirt und recensirte gelegentlich für die „Deutsche Allgemeine Zeitung" Concerte und Vorlesungen. Ueber allerhand Musikalisches schreibt er Ende Oktober an Erwin R.:

„Heute Abend war ich in der Euterpe, die ihre Winterconzerte begann und mich sowohl mit der Einleitung zu Tristan und Isolde, als auch mit der Ouverture zu den Meistersingern erquickte. Ich bringe es nicht über's Herz, mich dieser Musik gegenüber kritisch kühl zu verhalten; jede Faser, jeder Nerv zuckt an mir, und ich habe lange nicht ein solches andauerndes Gefühl der Entrücktheit gehabt als bei letztgenannter Ouverture. Sonst ist mein Abonnementsplatz umlagert von kritischen Geistern; unmittelbar vor mir sitzt B., jenes signalisirte Scheusal, links neben mir Dr. P., jetzt Tageblattheld, 2 Plätze rechts mein Freund St., der für die Brendel'sche Musikzeitung kritische Gefühle produzirt; es ist eine scharfe Ecke: und wenn wir Vier einmüthig mit dem Kopfe schütteln, so bedeutet es ein Unglück."

Die Empfindungen des Euterpeconzerts muß man sich vergegenwärtigen, um den nachfolgenden Brief an den Freund Erwin R. vollständig zu verstehen und nachzufühlen.

Leipzig, 9. November 1868.

„Mein lieber Freund,

heute habe ich die Absicht, Dir eine Reihe von heitern Dingen zu erzählen, lustig in die Zukunft zu blicken und mich so idyllisch-behaglich zu geberden, daß Dein böser Gast, jenes katzenartige Fieber, einen krummen Buckel macht und sich ärgerlich von dannen trollt. . . . . .

„Die Akte meiner Komödie heißen: 1. Ein Vereinsabend oder der Unterprofessor, 2. der herausgeworfene Schneider, 3. ein Rendezvous mit *."

Hier folgen einige Philologica und die Beschreibung eines Tageslaufs. Er fährt dann weiter fort: „Am Abend war der erste Vortrag unseres philologischen Vereins für dies Semester

angesetzt; und man hatte mich sehr höflich ersucht, diesen zu übernehmen. Ich, der ich Gelegenheiten brauche, mich auf akademische Waffen einzupauken, war auch gleich bereit und hatte das Vergnügen, bei meinem Eintritt bei Zaspel eine schwarze Masse von 40 Zuhörern zu finden. R . . . . dt war von mir beauftragt, recht persönlich aufzupassen, damit er mir sagen könne, wie die theatralische Seite, also Vortrag, Stimme, Stil, Disposition beschaffen sei und gewirkt habe. Ich habe ganz frei gesprochen, bloß mit Zuhülfenahme eines Deminutivzettels, und zwar über die varronischen Satiren und den Cyniker Menippus: und siehe, es war alles καλὰ λίαν. Es wird schon gehen mit dieser akademischen Laufbahn.

„Hier ist nun zu erwähnen, daß ich beabsichtige, bis Ostern mich hier aller Habilitationsschereien zu entledigen und zugleich bei dieser Gelegenheit zu promoviren. Dies ist erlaubt: einen speziellen Dispens brauche ich nur, insofern ich noch nicht das übliche quinquennium hinter mir habe. Nun ist sich habilitiren und lesen zweierlei: aber recht passend scheint es mir, nachdem ich mir die Hände frei gemacht habe, dann hinauszureisen in die Welt, zum letzten Male in nichtamtlicher Stellung! Ach lieber Freund, es wird die Empfindung eines Bräutigams sein, Freude und Aerger gemischt, Humor, γένος σπουδογέλοιον, Menippus! ....

„Als ich nach Hause kam, fand ich einen Zettel, an mich adressirt, mit der kurzen Notiz: „Willst Du Richard Wagner kennen lernen, so komme um 3/4 4 in das Café théâtre. W .... sch". Diese Neuigkeit verwirrte mir etwas den Kopf, verzeih mir!, so daß ich in einen ziemlichen Wirbel gerieth. Ich lief natürlich hin, fand unsern Biederfreund, der mir neue Aufschlüsse gab. Wagner war im strengsten Incognito in Leipzig bei seinen Verwandten: die Presse hatte keinen Wind, und alle Dienstboten Brockhausens waren stumm gemacht wie Gräber in Livree. Nun hatte die Schwester Wagner's, die Professor Brockhaus, jene bewußte gescheute Frau, auch ihre gute Freundin, die Ritschelin, ihrem Bruder vorgeführt: wobei sie den Stolz hatte, vor dem Bruder mit der Freundin und vor der Freundin mit dem Bruder zu renommiren, das glückliche Wesen! Wagner spielt in Gegenwart der Frau Ritschl das Meisterlied, das ja auch Dir bekannt ist: und die gute Frau sagt ihm, daß ihr dies Lied schon wohl

bekannt sei, mea opera. Freude und Verwunderung Wagner's: giebt allerhöchsten Willen kund, mich incognito kennen zu lernen. Ich sollte für Freitag Abend eingeladen werden: W . . . . sch aber setzt auseinander, daß ich verhindert sei durch Amt, Pflicht, Versprechen: also schlägt man Sonnabend Nachmittag vor. W . . . . sch und ich liefen also hin, fanden die Familie des Professors, aber Richard nicht, der mit einem ungeheuren Hute auf dem großen Schädel ausgegangen war. Hier lernte ich also besagte vortreffliche Familie kennen und bekam eine liebenswürdige Einladung für Sonntag Abend.

„Meine Stimmung war wirklich an diesen Tagen etwas romanhaft; gieb mir zu, daß die Einleitung dieser Bekanntschaft, bei der großen Unnahbarkeit des Sonderlings, etwas an das Mährchen streifte.

„In der Meinung, daß eine große Gesellschaft geladen sei, beschloß ich große Toilette zu machen und war froh, daß gerade für den Sonntag mein Schneider mir einen fertigen Ballanzug versprochen hatte. Es war ein schrecklicher Regen- und Schneetag, man schauderte in's Freie zu gehen, und so war ich denn zufrieden, daß mich Nachmittags R . . . . r besuchte, mir etwas von den Eleaten erzählte und von dem Gott in der Philosophie — denn er behandelt als candidandus den von Ahrens gegebenen Stoff „Entwicklung des Gottesbegriffs bis Aristoteles", während R . . . . . t die Preisaufgabe der Universität „über den Willen" zu lösen trachtet. — Es dämmerte, der Schneider kam nicht und R . . . . r gieng. Ich begleitete ihn, suchte den Schneider persönlich auf und fand seine Sclaven heftig mit meinem Anzuge beschäftigt; man versprach, in ³/₄ Stunden ihn zu schicken. Ich gieng vergnügter Dinge weg, streifte Kintschy, las den Kladderadatsch und fand mit Behagen die Zeitungsnotiz, daß Wagner in der Schweiz sei, daß man aber in München ein schönes Haus für ihn baue: während ich wußte, daß ich ihn heute Abend sehen würde und daß gestern ein Brief vom kleinen König an ihn angekommen sei, mit der Adresse: „an den großen deutschen Tondichter Richard Wagner".

„Zu Hause fand ich zwar keinen Schneider, las in aller Gemächlichkeit noch die Dissertation über die Eudocia und wurde nur von Zeit zu Zeit durch gellendes, aber aus der Ferne

kommendes Läuten beunruhigt. Endlich wurde mir zur Gewißheit, daß an dem altväterlichen eisernen Gitterthore jemand warte: es war verschlossen, ebenso wie die Hausthür. Ich schrie über den Garten weg dem Manne zu, er solle in das Naundörfchen kommen: unmöglich sich bei dem Geplätscher des Regens verständlich zu machen. Das Haus gerieth in Aufregung, endlich wurde aufgeschlossen, und ein altes Männchen mit einem Packet kam zu mir. Es war halb 7 Uhr; es war Zeit meine Sachen anzuziehn und Toilette zu machen, da ich sehr weit ab wohne. Richtig, der Mann hat meine Sachen, ich probiere sie an, sie passen. Verdächtige Wendung: er präsentirt die Rechnung. Ich acceptire höflich; er will bezahlt sein, gleich, bei Empfang der Sachen. Ich bin erstaunt, setze ihm auseinander, daß ich gar nichts mit ihm als einem Arbeiter für meinen Schneider zu thun habe, sondern nur mit dem Schneider selbst, dem ich den Auftrag gegeben habe. Der Mann wird dringender, die Zeit wird dringender; ich ergreife die Sachen und beginne sie anzuziehn, der Mann ergreift die Sachen und hindert mich sie anzuziehn: Gewalt meiner Seite, Gewalt seiner Seite! Scene. Ich kämpfe im Hemde: denn ich will die neuen Hosen anziehn. Endlich Aufwand von Würde, feierliche Drohung, Verwünschung meines Schneiders und seines Helfershelfers, Racheschwur: während dem entfernt sich das Männchen mit meinen Sachen. Ende des zweiten Aktes: ich brüte im Hemde auf dem Sopha und betrachte einen schwarzen Rock, ob er für Richard gut genug ist.

„— Draußen gießt der Regen. —

„Ein viertel auf Acht: um halb acht, habe ich mit W.... sch verabredet, wollen wir uns im Theatercafé treffen. Ich stürme in die finstre, regnerische Nacht hinaus, auch ein schwarzes Männchen, ohne Frack, doch in gesteigerter Romanstimmung: das Glück ist günstig, selbst die Schneiderscene hat etwas Ungeheuerlich-Unalltägliches.

„Wir kommen in dem sehr behaglichen Salon Brockhaus an: es ist niemand weiter vorhanden als die engste Familie, Richard und wir beide. Ich werde Richard vorgestellt und rede zu ihm einige Worte der Verehrung: er erkundigt sich sehr genau, wie ich mit seiner Musik vertraut geworden sei, schimpft ent-

setzlich auf alle Aufführungen seiner Opern, mit Ausnahme der berühmten Münchener und macht sich über die Kapellmeister lustig, welche ihrem Orchester im gemüthlichen Tone zurufen: „meine Herren, jetzt wird's leidenschaftlich". „Meine Gutsten, noch ein bischen leidenschaftlicher!" Wagner imitirt sehr gern den Leipziger Dialekt. —

„Nun will ich Dir in Kürze erzählen, was uns dieser Abend bot, wahrlich Genüsse so eigenthümlich pikanter Art, daß ich auch heute noch nicht im alten Gleise bin, sondern eben nichts besseres thun kann, als mit Dir, mein theurer Freund, zu reden und „wundersame Mär" zu künden. Vor und nach Tisch spielte Wagner und zwar alle wichtigen Stellen der Meistersinger, indem er alle Stimmen imitirte und dabei sehr ausgelassen war. Es ist nämlich ein fabelhaft feuriger und lebhafter Mann, der sehr schnell spricht, sehr witzig ist und eine Gesellschaft dieser privatesten Art ganz heiter macht. Inzwischen hatte ich ein längeres Gespräch mit ihm über Schopenhauer: ach, und Du begreifst es, welcher Genuß es für mich war, ihn mit ganz unbeschreiblicher Wärme von ihm reden zu hören, was er ihm verdanke, wie er der einzige Philosoph sei, der das Wesen der Musik erkannt habe: dann erkundigte er sich, wie sich jetzt die Professoren zu ihm verhalten, lachte sehr über den Philosophencongreß in Prag und sprach von den philosophischen „Dienstmännern". Nachher las er ein Stück aus seiner Biographie vor, die er jetzt schreibt, eine überaus ergötzliche Scene aus seinem Leipziger Studienleben, an die ich jetzt noch nicht ohne Gelächter denken kann; er schreibt übrigens außerordentlich gewandt und geistreich. — Am Schluß, als wir beide uns zum Fortgehen anschickten, drückte er mir sehr warm die Hand und lud mich sehr freundlich ein, ihn zu besuchen, um Musik und Philosophie zu treiben, auch übertrug er mir, seine Schwester und seine Anverwandten mit seiner Musik bekannt zu machen: was ich denn feierlich übernommen habe. — Mehr sollst Du hören, wenn ich diesem Abende etwas objektiver und ferner gegenüberstehe. Heute ein herzliches Lebewohl und die besten Wünsche für Deine Gesundheit."

F. N.

Es ist hier noch nicht der Ort, die Folgen jenes Abends zu beschreiben. Erst später, wenn aus der flüchtigen Bekanntschaft eine Freundschaft geworden ist, sollen die innigen Beziehungen zwischen Richard Wagner und meinem Bruder geschildert werden. Diese erste zufällige Begegnung war ein bedeutsames Glied in der Kette Schicksal!

V. Capitel.

Die Professur.

Motto: Aber der Mensch nur ist sich schwer zu tragen! Das macht, er schleppt zu vieles Fremde auf seinen Schultern. Dem Kameele gleich kniet er nieder und läßt sich gut aufladen. Sonderlich der starke tragsame Mensch, dem Ehrfurcht innewohnt. (Zarathustra III.)

Weihnachten 1868 verlebte Fritz wie immer bei uns in Naumburg. Wir waren außerordentlich heiter, und die Reise nach Frankreich oder eigentlich nach Paris bildete den Gegenstand zahlloser Späßchen und Anspielungen. Gegen Schluß der Weihnachtsferien wurde Fritz plötzlich nach Leipzig gerufen. Die Sache hatte etwas seltsam Geheimnißvolles. Er reiste schnell ab und kam am Abend mit eigenthümlich leuchtenden Augen zurück. Nach diesem Ausflug war er sehr verändert; Anspielungen auf die Pariser Reise begegneten keinem heitern Lächeln mehr, sondern höchstens einem tiefen Seufzer: „Ach Lisbeth, das Leben ist schwer!" Ich begriff nicht das „Warum". Sollte sich Fritz heftig verliebt haben und das Verloben auf Schwierigkeiten stoßen? — „Was hast Du denn neulich in Leipzig gemacht?" fragte ich eines Tages vorsichtig. „Ich bin spazieren gegangen", meinte er. „Allein?" fragte ich weiter. „O Lisbeth", rief Fritz, „wie schwach, Du denkst wohl, ich will mich verloben? Zeus soll mich bewahren!"

Nein in dieser Richtung war nichts zu hoffen; seit Fritz Schopenhauer kannte und verehrte, hielt er überhaupt schreckliche Reden gegen die „Weiber", daß ich mich nicht genug verwundern

konnte. In Wahrheit stand er dem weiblichen Geschlecht zwar etwas fern, war aber von der zartesten Rücksicht gegen dasselbe erfüllt; somit schienen sich diese erstaunlichen Reden an ganz abstracte Wesen zu richten. Daß er von seiner hochverehrten Freundin, Frau Geheimräthin R . . . . l im Tone höchster Bewunderung sprach, war einer so ausgezeichneten Frau gegenüber sehr begreiflich, aber auch nach andern Seiten hin erschien er in seiner feierlichen Frauenverehrung durchaus nicht als Jünger Schopenhauer's. Ich erinnere mich noch an den Zorn meines Bruders, als jemand gelegentlich zu bezweifeln wagte, daß Hedwig Raabe, der von den Leipzigern angebetete und von ihm aus der Ferne angeschwärmte „blonde Engel“ nicht wirklich und wahrhaftig ein Engel sei!

Anfang Januar kehrte mein Bruder nach Leipzig zurück, schrieb auch ganz wie gewöhnlich ohne jede geheimnißvolle Andeutung und erwähnte sogar hin und wieder die Pariser Reise. Am 2. Februar kam er zu unserer Mutter Geburtstag nach Naumburg. Als sich die Zahl der Gratulanten mehrte, rief er mich geheimnißvoll in die Eßstube. „Lisbeth Du kannst schweigen, nicht wahr?“ fing er ziemlich aufgeregt an. „Das weißt Du doch Fritz“, antwortete ich fast gekränkt; denn in der That, ehe ich ein mir von ihm anvertrautes Wort verrathen hätte, hätte ich mich in Stücke reißen lassen! „Also höre, ich soll in Basel Professor an der Universität werden.“ „O Fritz, mach doch keinen Unsinn“, rief ich athemlos, „das ist ja nicht möglich!“ — Aber nein, es war doch möglich, es war wirklich wahr, ich mußte es glauben. Fritz erzählte darauf ausführlich den ganzen Hergang.

Der Rathsherr Professor Dr. Wilhelm Vischer in Basel, der an der Spitze des dortigen Erziehungsrathes stand, hatte verschiedene Aufsätze Fritzens gelesen und dadurch eine recht günstige Meinung von ihm gewonnen. Von den Arbeiten meines Bruders waren bis dahin folgende im Rheinischen Museum gedruckt: Zur Geschichte der Theognideischen Spruchsammlung; das Danaëlied des Simonides und die umfangreiche durch mehrere Hefte laufende Abhandlung: de Laertii Diogenis fontibus. Als nun eine Professur für klassische Philologie in Basel frei wurde, wandte sich Vischer an Geheimrath Ritschl und erkundigte sich, ob sich wohl jener Herr Fr. Nietzsche, der ihm durchaus den Ein-

druck mache, als ob er aus guter Schule sei, zu der Professur eignen würde. Ritschl ließ meinen Bruder nach Leipzig kommen, besprach sich mit ihm und schrieb darauf einen sehr warmen Brief nach Basel, ohne dabei zu verhehlen, daß mein Bruder noch nicht promovirt habe, geschweige denn habilitirt sei, mit beidem aber sich eben beschäftige. Aus einem späteren Brief Ritschl's (Leipzig, 11. Januar 1869) ist mir folgende Stelle gütigst zur Verfügung gestellt worden:

„Was soll ich weiter sagen? — Der Schwerpunkt seiner Studien lag bisher in griechischer Litteraturgeschichte (natürlich inclusive kritischer und exegetischer Behandlung der Autoren), mit besonderer Betonung, wie mir scheint, der Geschichte der griechischen Philosophie. Aber es ist mir gar kein Zweifel, daß, wenn ein praktisches Bedürfniß an ihn herantritt, er bei seiner großen Begabung auch in andere Gebiete sich mit bestem Erfolg einarbeiten werde. Er wird eben alles können, was er will."

Da sich einige Andere um die Professur bewarben und in Basel Fürsprecher fanden, blieb die Angelegenheit eine Zeit lang unentschieden und sehr zweifelhaft. Am Tage zuvor, ehe mein Bruder zu uns reiste, hatte er einen Brief erhalten, wonach sich Alles zu seinen Gunsten zu wenden schien. Indessen wünschte er doch die Neuigkeit unserer Mutter erst mitzutheilen, wenn die definitive Berufung eingelaufen sei, und so vertraute er sie zuvörderst mir allein an.

Es ist mir in der Erinnerung, als ob in den Jahren vor 1870 ein Universitätsprofessor noch mit einer ganz andern Glorie umgeben gewesen wäre, als heutzutage. Die Angelegenheiten der Universitäten, die Streitigkeiten der Professoren untereinander erregten damals ein ganz anderes Interesse und wurden auch in außerakademischen Kreisen mit der höchsten Wichtigkeit behandelt. Ein junger Universitätsprofessor war eine der beliebtesten Romanfiguren: stets war er edel und wußte Unendliches, und immer wurde er von der edlen Heldin im Stillen geliebt und angebetet. Für mich war ja natürlich nie ein Zweifel gewesen, daß mein Bruder ein Ideal sei, aber daß er sich nun auch äußerlich in diese beliebteste Romanfigur verwandelte und zwar schon mit 24 Jahren, kam mir doch ziemlich märchenhaft vor. Das Unglaublichste dabei aber war, daß Fritz eigentlich auf dem besten

Wege schien eine brillante Carriere zu machen — daran hatten wir nie gedacht! Er war in dieser Beziehung von der heitersten Unbekümmertheit, was natürlich ansteckend wirkte; ja um ganz aufrichtig zu sein: Fritz und ich empfanden Carriere-machen als etwas nicht ganz Anständiges, das mit einiger Rückgratslosigkeit verbunden sein müßte; und nun kam diese Art Glück doch, ohne daß sich Fritz im geringsten darum bemüht hätte.

Jener 2. Februar ist uns Dreien immer in sehr ergötzlicher Erinnerung geblieben. Unsere gute Mutter wußte gar nicht, was sie aus uns machen sollte. Wie es in jenem Kinderspiel heißt: „wir aßen nicht, wir tranken nicht" und gaben confuse und räthselhafte Antworten. Glücklicherweise kam schon nach zwei Tagen die Auflösung des Räthsels: Fritz schickt eine Visitenkarte:

Friedrich Nietzsche
Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel
(Gehalt 3000 Francs.)

Das Glück und das grenzenlose Erstaunen unserer lieben Mutter war nicht zu beschreiben. Und dann breitete sich die Wundermär immer weiter und weiter aus: Alles, selbst die Zeitungen, erstaunte sich über diesen Professor von 24 Jahren. Von allen Seiten erscholl Lob, Ehr und Preis für unsern Fritz, so daß es ihm viel zu viel wurde und er einmal ganz ärgerlich schrieb: „Was ist denn eigentlich Großes geschehen? Es ist ein Professor mehr auf der Welt, das ist das Ganze." Mein Bruder war überhaupt von Anfang an, seitdem die Berufungsgeschichte spielte, durchaus nicht eitel Wonne und Glückseligkeit gewesen. Die nachfolgenden zwei Briefe an Erwin R...e berichten von seinen sehr gemischten Empfindungen.

Leipzig, 16. Januar 1869.

„Mein lieber Freund,

ich hatte neulich allen Grund, an den Gliedern zu zittern und den Brief jäh abzubrechen; denn es ist ein großer Streich auf mein Haupt gefallen, und die gemeinsamen Pariser Pläne flattern in alle Lüfte. Und mit ihnen flattern meine schönsten Hoffnungen. Ich hatte es noch einmal recht wohl haben wollen, bevor ich an die Berufskette gelegt würde, ich hatte sehnlich begehrt, den tiefen Ernst und den zauberhaften Reiz eines Wan-

derlebens auszukosten, noch einmal das unbeschreibliche Glück, Zuschauer und nicht Mitspieler zu sein, mit dem treusten und verständnißreichsten Freunde zu schlürfen. Ich dachte mir uns beide, wie wir mit ernstem Auge und lächelnder Lippe, mitten durch den Pariser Strom hindurchschreiten, ein paar philosophische Flaneurs, die man überall zusammen zu sehen sich gewöhnen würde, in den Museen und Bibliotheken, in den Closeries des Lilas und der Notredame, überall hin den Ernst ihres Denkens und das zarte Verständniß ihrer Zusammengehörigkeit tragend. Und was soll ich eintauschen gegen eine solche Wanderschaft, gegen solche Freundesnähe! Ach, liebster Freund, ich glaube, so ist es dem Bräutigam zu Muthe wie mir: nie erschien mir unsre holde Ungezwungenheit, unsre ideale Sommerbummelei so beneidenswerth wie jetzt.

„Bevor ich nun das Folgende ausspreche, bitte ich Dich darum, eine Sache, die noch nicht ausgetragen ist, als ein strenges freundschaftliches Geheimniß zu betrachten, an dem fremde Nasen noch gar nicht zu schnüffeln haben.

„Lieber Freund, ich habe die wahrscheinliche, ja sichere Aussicht, allernächster Zeit an die Universität Basel berufen zu werden: ich habe mich darauf einzurichten, von Ostern an akademischer Lehrer zu sein. Mein Titel wird zunächst der eines Professor extraordinarius sein, mein Gehalt 3000 Fr. betragen und meine Stellung es mit sich bringen, an der obersten Klasse des dortigen Pädagogiums wöchentlich 6 Stunden zu geben. Nachdem diese ganze Berufung erst in Scene gesetzt ist, würde es eine unverzeihliche Laune sein, wieder sich auf die Hinterfüße zu stellen.

„Der Ursprung aber dieser märchenhaften Geschichte ist dieser. Der dortige Erziehungsrath, von Kießling benachrichtigt, daß er nächstens Basel verlassen würde — mit was für vortheilhaften Aussichten, kann Dir gleich sein — jener Erziehungsrath also, der sehr vortreffliche Vischer, fragt bei Ritschl, seinem alten Rathgeber in solchen Fällen, an und erkundigt sich bei dieser Gelegenheit nach einem Menschen meines Namens, von dem man den Eindruck habe, daß er aus guter Schule sei. Das Folgende kannst Du Dir denken: wie Ritschl mich kommen läßt, wie ich in eine glückliche Bestürzung gerathe, in der ich einen

ganzen Nachmittag, spazierengehend, Tannhäusermelodien sang, wie Ritschl über mich Bericht erstattet und wie nun schließlich Vischer wieder schreibt u. s. w. Wozu Dich noch behelligen mit dem, was noch mitten durch schwimmt, mit den eifrigen, ja gierigen Bewerbungen Anderer u. s. w.

„Nun kann ja noch ein kleiner Dämon alles wieder über den Haufen werfen; und geschieht dies, so bin ich der Letzte, der den Kopf hängen läßt. Ich habe von Anfang an mich daran gewöhnt, in dieser Geschichte eine großartige Zufälligkeit zu sehen. Sollte sie sich plötzlich in jenes lächerliche Mäuslein verwandeln, von dem der Dichter singt — immerhin! Wir sind nicht so leicht todt zu machen! (Pluralis maiestatis!) Viel schmerzlicher wird mir sein — oder würde mir sein —, wenn unsre Pariser Zukunftsträume spurlos in den Lüften zerflattern sollten.

„Lieber Freund, ich halte meinen Finger an meinen Mund und gebe Dir einen recht kräftigen Händedruck. Wir sind doch recht die Narren des Schicksals: noch vorige Woche wollte ich Dir einmal schreiben und vorschlagen, gemeinsam Chemie zu studieren und die Philologie dorthin zu werfen, wohin sie gehört, zum Urväter-Hausrath. Jetzt lockt der Teufel „Schicksal“ mit einer philologischen Professur.

„Uebrigens sind zunächst die Aussichten dieser Professur vortrefflich. Steigerungen des Ranges und des Gehaltes sind schon nach kurzen Terminen vorgesehen; und alles, was ich höre oder erhorche, spricht dafür, daß ich mit frei denkenden und nobeln Behörden — unerhört! auf preußische Taille! — zu thun habe....

„Und so lebe wohl und verzeih, wenn Du kannst, die Treulosigkeit Deines treusten Freundes. S' giebt halt keine Treue auf der Welt. Das Leben ist mir recht schwül, ich spüre so etwas wie das Herannahen des Sommers. —

„Noch eine Notiz. Kürzlich hat mich Richard Wagner, zu meiner größten Freude, brieflich grüßen lassen. Luzern ist mir nun nicht mehr unerreichbar. Am Ende dieses Monates reise ich nach Dresden, um die Meistersinger zu hören. Schließlich freue ich mich darauf mehr als auf alles, ausgenommen unsre Pariser Reise.

„Es lebe die Kunst und die Freundschaft!“

F. N.

Leipzig, 22. Februar 1869.

„Mein lieber Freund,

heute am Geburtstage Schopenhauer's habe ich niemanden, mit dem ich so vertraut reden könnte als mit Dir. Ich lebe nämlich hier in der aschgrauen Wolke der Einsamkeit und dies um so mehr, als ich von vielen Seiten mit geselligen Armen aufgenommen werde und fast Abend für Abend dem traurigen Zwange der Einladungen Folge leiste. In diesen Gesellschaften höre ich so viele Stimmen und komme gar nicht zu mir selber; wie ist es nur möglich, dieses summende Geräusch auszuhalten? Oder verletzt es mich bloß, weil ich die Ohren der Kalliope habe? Aber es erinnert an die Mücke, jenes Geräusch, und Du weißt, daß die Mücke das musikalische Unthier κατ' ἐξοχήν ist, weil zwei Mücken zusammen immer in der kleinen Sekunde singen. Menschen, mit denen man auf den Einklang gestimmt ist oder deren Reden wie schöne Terzen neben den meinigen auf- und niedersteigen, habe ich gar nicht an Ort und Stelle .... Also Einsamkeit habe ich nicht erst in Basel zu lernen.

„Es sind wieder ein paar Tage in's Land gegangen, und mein Brief an Dich ist nicht fertig geworden. Heute aber werde ich lebhaft wieder an jene Stimmung erinnert, in der ich ihn begann, heute wo ich als Erinnerung an den Geburtstag Schopenhauer's eine Photographie unseres Meisters durch die Liebenswürdigkeit Wieseke's zugeschickt bekommen, zugleich mit der Einladung, einmal persönlich in Plaue (in der Nähe von Brandenburg) zu erscheinen. Da hat nämlich dieser alte Hahn zur Feier des 22. Februars sich eine Anzahl Schopenhauerfreunde aus Berlin zusammen geladen, darunter meinen Freund G.......f; alle haben sich gefreut, daß einer ihrer Leute Professor geworden ist und haben dessen Wohl in Steinberger 57er getrunken. Erinnert das nicht an die ersten Christengemeinden und ihre Trunkenheit in süßem Weine? Als Motto für jenen Tag hatte sich jene Gesellschaft folgenden Spruch gewählt: „Wie sollte es thöricht sein, stets dafür zu sorgen, daß man die allein sichere Gegenwart möglichst genieße, da ja das ganze Leben nur ein größeres Stück Gegenwart und als solches ganz vergänglich ist?" Bei Tisch ist

der bewußte Silberpokal mit Glanz aufgetreten, der „Onkel“ hat eine kleine Rede geredet, und nach dem Braten ist ein Capitel aus Schopenhauer's Nachlaß vorgelesen worden.

„Auch der heutige Tag soll zu Ehren eines Meisters gefeiert werden. Ich bin nämlich zu einem Privatsouper im Hotel de Pologne eingeladen, um dort Franz Liszt's Bekanntschaft zu machen. Neuerdings bin ich mit meinen Ansichten über Zukunftsmusik u. s. w. etwas hervorgetreten und werde jetzt von den Anhängern derselben stark angebohrt. Sie wünschen nämlich, daß ich mich litterarisch in ihrem Interesse betheilige, ich aber für mein Theil habe nicht die geringste Lust, wie eine Henne gleich öffentlich zu gackern, und es kommt hinzu, daß meine Herren Brüder in Wagnero meistens doch gar zu dumm sind und ekelhaft schreiben. Das macht, sie sind im Grunde mit jenem Genius schlechterdings nicht verwandt und haben keinen Blick für die Tiefe, sondern nur für die Oberfläche. Daher die Schmach, daß die Schule sich einbildet, der Fortschritt in der Musik bestünde gerade in den Dingen, die Wagner's höchst eigenartige Natur wie Blasen hier und da aufwirft. Für das Buch „Oper und Drama“ ist keiner der Kerle reif. — Ich habe Dir noch nichts erzählt von der ersten Meistersingeraufführung in Dresden, von dieser größten künstlerischen Schwelgerei, die mir dieser Winter gebracht hat. Weiß Gott, ich muß doch ein tüchtiges Stück von Musiker im Leibe haben; denn in jener ganzen Zeit hatte ich die stärkste Empfindung, plötzlich zu Hause und heimisch zu sein, und mein sonstiges Treiben erschien wie ein ferner Nebel, aus dem ich erlöst war. Jetzt nun steht mir so ein tiefer, schwerer Nebel wieder bevor. Ich habe für das Sommersemester 2 Vorlesungen angekündigt, privatim Geschichte der griechischen Lyrik mit Interpretation auserwählter Proben, publice Methodik und Quellenkunde der griechischen Litteraturgeschichte. Sodann habe ich den ganzen griechischen Unterricht in der dortigen Prima zu geben, und auch das philologische Seminar wird seine Zeit und Mühe beanspruchen. Und vor allem die Einsamkeit, die Einsamkeit ἄφιλος, ἄλυρος. Augenblicklich lebe ich zerstreut, ja genußsüchtig ein verzweifeltes Carnevale vor dem großen Aschermittwoch des Berufs, der Philisterei. Es geht mir nahe — aber keiner meiner hiesigen Bekannten merkt etwas davon. Die lassen

sich blenden durch den Titel Professor und glauben, ich sei der glücklichste Mensch unter der Sonne.

„Liebster Freund, ich empfinde es immer mit dem tiefsten Mißmuth, daß wir nicht zusammen leben können. Wir beide sind Virtuosen auf einem Instrument, das andre Menschen nicht anhören mögen und können, das uns aber tiefstes Entzücken bringt; und nun setzen wir uns jeder an eine einsame Küste, Du im Norden, ich im Süden und sind beide unglücklich, weil wir den Zusammenklang unsrer Instrumente vermissen und uns darnach sehnen ......"

Diese allzufrühe Berufung thürmte eine enorme Arbeitslast auf meinen armen Bruder. Zum Glück brauchte er wenigstens die Doctordissertation nicht auszuarbeiten, denn in einer Facultätssitzung der Leipziger Universität wurde entschieden, daß die Schriften, die er bis dahin geschrieben und im Rheinischen Museum veröffentlicht hatte, vollständig zur Erlangung der Doctorwürde ausreichten und daß auch eine mündliche Prüfung unnöthig sei; scherzhaft hatte einer der Professoren gemeint: „sie könnten doch keinen Collegen examiniren". Alles dies wurde ihm mit allen Nebenumständen durch Ritschl mitgetheilt. Am 23. März 1869 wurde meinem Bruder ohne Prüfung und Disputation das Doctordiplom ausgestellt (Rector: Prof. der Theologie B. B. Brückner, Procancellarius: Prof. der Chemie O. L. Erdmann, Decan: Prof. der Physik: G. Th. Hankel). Statt der sonst in Doctordiplomen üblichen Formeln lautet der Schluß:

Fridericus Guilielmus Nietzsche
Roeckeniensis e provincia Borussiae Saxonica Professor
philologiae classicae extraordinarius in universitate litteraria
Basileensi et praeceptor linguae Graecae in paedagogio
eiusdem civitatis designatus
ob scriptorum ab eo editorum praestantiam
philosophiae doctor et bonarum artium magister creatus
et hac tabula publice declaratus est.

War ihm nun auch die Doctorarbeit abgenommen, so blieb doch der schreckliche Index zu 24 Bänden des Rheinischen Museums zu vollenden. Ich bot mich, wie schon im Herbst zuvor, zur

Mitarbeit an und wurde diesmal auch tüchtig zu den Kärnerdiensten herangezogen. Fritz arbeitete das Ganze aus, ich zerschnitt die Blätter und theilte die Notizen in die verschiedenen Fächer ein, stellte sie nach dem Alphabet zusammen und klebte sie dann in der richtigen Reihenfolge auf. Fritz lobte mich sehr und behauptete, ich mache es so gut wie ein Student, der mehrere Semester Philologie studiert habe, was mich sehr stolz und glücklich machte.

Bei diesen Arbeiten lachten wir oft bis zu Thränen und ich frage mich jetzt noch, was dabei eigentlich so drollig war? — Fritz hatte das köstlichste ansteckendste Lachen von der Welt, und seit er erwachsen war, wurde er dem Lachen außerordentlich zugethan: er meinte, er habe darin so viel nachzuholen, da er als Kind und Knabe so wenig gelacht habe. Und was für kindliche Späßchen konnten ihn zur Heiterkeit reizen! z. B. meine Uebersetzungen aus dem Lateinischen. Ich verstand nur sehr wenig lateinisch, half mir aber durch die oft trügerischen Anklänge an das Französische. Wenn ich nun einen Satz oder längeres Stück bei unsrer gemeinsamen Arbeit übersetzte und dem Ganzen irgendwelchen Sinn unterlegte, der mit dem wirklichen gar nichts zu thun hatte, so lachte Fritz auf's herzlichste und meinte, ich lese das Lateinische wie eine Keilschrift, aus der die Gelehrten das Entgegengesetzteste herausfänden. Oder wir übten zusammen, unterbrochen von stürmischem Gelächter, die Scene ein, wie der erste Student sich zu meines Bruders Collegien anmeldet. Dabei hielt ich die blödsinnigsten lateinischen Reden, jedesmal mit einer neuen Variation, und Fritz behauptete späterhin, es habe ihm, als die Studenten in Basel wirklich zur Anmeldung kamen, ordentlich Mühe gekostet, seinen Ernst zu bewahren, er hätte immer an meinen lateinischen Unsinn denken müssen.

Hier und da spielte er mir auch einen kleinen Streich: z. B. erinnere ich mich, wie er mir eines Tages, als ich besonders eifrig arbeitete, zurief: „Bring mal die Notizen zum bellum civile!" Schnell suche ich das betreffende Fach, finde aber die schmalen Notizstreifen nicht mehr darin. Du mußt sie schon haben, sage ich. „Nein ich bin sicher Du hast sie noch." Wiederholtes eifriges Suchen — sie sind verschwunden, rein verschwunden! „Du hast sie sicherlich!" behauptet Fritz mit unerschütterlicher Ruhe. Endlich komme ich zufällig an einem Spiegel vorbei

und sehe mich zu meiner Ueberraschung mit einem Indianerkopfputz von Papierstreifen. Während ich über die Arbeit gebeugt saß, hatte mir Fritz die Notizen strahlenförmig auf die Schleife geklebt, welche die Locken zusammenhielt. „Fritz! rief ich entrüstet, wie sollen deine Studenten Respect haben, wenn Du solche kindische Späße machst!" — Er lachte Thränen über meine Empörung. Vor dem Mangel an Respect fürchtete er sich nicht und mit Recht, denn von Kindheit an besaß er eine anmuthsvolle natürliche Würde, die selbst den Rohen und Ungebildeten imponirte.

Aber etwas Anderes bedrückte schwer das junge Herz: die feste vorgezeichnete Bahn, die vor ihm lag und die er, so glänzend sie erschien, doch nicht ohne das schmerzliche Gefühl einer gewissen Resignation betrat. Folgende Aufzeichnungen aus dem März 1869 zeigen uns deutlich seine Empfindungen:

„Es hat mir immer der Beachtung werth geschienen, auf welchen individuellen Wegen jemand heutzutage gerade zur klassischen Philologie kommt; denn damit glaube ich etwas Anerkanntes zu sagen, daß einige andre Wissenschaften in ihrer blühenden Jugendlichkeit und erstaunlichen Zeugungskraft ein größeres Recht auf die frische Kraft anstrebender Talente haben, als gerade unsre zwar noch rüstig einherschreitende, aber doch hier und da die welken Züge des Alters verrathende Philologie. Ich sehe ab von den Naturen, die ein gewöhnliches Brodinteresse auf diese Bahn ruft; und auch jene andern haben wenig Anziehendes an sich, die an der Hand philologischer Erzieher zu demselben Berufe widerstandslos abgerichtet werden. Viele treibt ein eingebornes Lehrtalent: aber auch für diese ist die Wissenschaft nur ein wirksames Werkzeug, nicht das ernste und mit sehnsüchtigem Auge angeschaute Ziel ihrer Lebenswanderung. Eine kleine Gemeinde lebt, die mit künstlerischem Behagen an der griechischen Formenwelt sich ergötzt, eine noch kleinere, für die die Denker des Alterthums noch nicht zu Ende gedacht sind und gedacht haben. Ich habe kein Recht, mich zu einer dieser Klassen ausschließlich rechnen zu dürfen: denn der Weg, auf dem ich zur Philologie gekommen bin, liegt gleich weit ab von dem der praktischen Klugheit und des niedrigen Egoismus als von dem, auf welchem die begeisterte Liebe zum Alterthum die Fackel voranträgt. Dies letztere auszusprechen ist nicht leicht, aber es ist ehrlich.

„Vielleicht gehöre ich überhaupt nicht zu den spezifischen Philologen, denen die Natur mit ehernem Griffel auf die Stirn zeichnet: das ist ein Philolog, und die in vollster Ungebrochenheit, mit der Naivität eines Kindes den ihnen vorgezeichneten Weg gehn. An solchem philologischen Halbgotte kommt man hier und da einmal vorüber und merkt dann, wie grundverschieden Alles, was der Instinkt und die Gewalt der Natur schafft, von dem ist, das durch Bildung, Reflexion, vielleicht gar durch Resignation hervorgebracht wird.

„Ich will nicht gerade sagen, daß ich zu diesen Resignationsphilologen ganz und völlig gehöre: aber wenn ich so zurücksehe, wie ich von der Kunst zur Philosophie, von der Philosophie zur Wissenschaft und hier wieder in ein immer engeres Bereich gerathen bin: so sieht dies fast aus wie eine bewußte Entsagung.

„Ich sollte denken, daß ein Mensch mit vierundzwanzig Jahren das Wichtigste seines Lebens bereits hinter sich hat: mag er auch später erst zu Tage bringen, was sein Leben lebenswerth macht. Ungefähr nämlich bis in diesen Zeitraum faßt die junge Seele aus allen Ereignissen und Erfahrungen, die sie im Leben wie im Denken macht, noch das Typische heraus: und aus der Welt dieser Typen wird sie nun und nimmermehr herauskommen. Wenn später dieser idealisirende Blick des Auges erloschen ist, stehn wir im Banne jener Welt von Typen, die wir als das Vermächtniß unsrer Jugend überkommen."

Und so kam mit Arbeiten und Vorbereitungen zu dem neuen Amt allzuschnell des Winters Ende und der Abschied. Die letzten Tage waren wir sehr ernst. Wir schauten wehmuthsvoll auf unsre sonnige Kindheit, wir erinnerten uns zahlloser froher Stunden, wir gedachten der Knabenzeit meines Bruders und ihrer mannigfachen Bestrebungen, dann der köstlichen Ungebundenheit seiner Studienjahre, der treuen mitstrebenden Freunde und jener hohen Ideale, denen er mit der vollen Freiheit des Geistes und dem ganzen Ungestüm der Jugend bisher hatte folgen können. Alles was dieser Band erzählt, zog noch ein Mal an unsrer Seele vorüber — aber jetzt war der Jugend Wonnetraum vorbei. Ade Freiheit! Feierlich ernst nahte das Amt, Würde und Bürde. Auf wieviel freie Selbstbestimmung sollte er schon mit 24 Jahren verzichten! Zagend blickten wir auf die Zukunft, die wie ein ge-

heimnißvoller, riesengroßer Schatten vor uns stand, unsre warmen jungen Herzen erschauerten. — Am letzten Abend schrieb Fritz noch einen Abschiedsbrief an Frh. Carl von G.; mit diesem Brief nehmen auch wir Abschied von meines Bruders sorgenloser, sonnenheller Jugendzeit.

Naumburg, 13. April 1869.

„Mein lieber Freund,

der letzte Termin ist herangekommen, der letzte Abend, den ich noch in der Heimath verlebe: morgen früh geht's hinaus in die weite weite Welt, in einen neuen ungewohnten Beruf, in eine schwere und drückende Atmosphäre von Pflicht und Arbeit. Wieder einmal gilt es Abschied nehmen: die goldne Zeit der freien unumschränkten Thätigkeit, der souveränen Gegenwart, des Kunst- und Weltgenusses als unbetheiligter oder wenigstens schwach betheiligter Zuschauer — diese Zeit ist unwiederbringlich hinüber: jetzt regiert die strenge Göttin, die Tagespflicht. „Bemooster Bursche zieh' ich aus." Du kennst ja das ergreifende Studentenlied. Ja ja! Muß selber nun Philister sein! Irgendwo hat dieser Satz immer seine Wahrheit. Man ist nicht ungestraft in Amt und Würden — es handelt sich nur darum, ob die Fesseln von Eisen oder von Zwirn sind. Und ich habe noch den Muth, gelegentlich einmal eine Fessel zu zerreißen und anderwärts und auf andre Weise das bedenkliche Leben zu versuchen. Von dem obligaten Buckel der Professoren spüre ich noch nichts. Philister zu sein, *ἄνθρωπος ἄμουσος*, Heerdenmensch — davor behüte mich Zeus und alle Musen! Auch wüßte ich kaum, wie ich's anstellen sollte, es zu werden, da ich's nicht bin. Einer Art des Philisteriums bin ich zwar näher gerückt, der species „Fachmensch"; es ist nur zu natürlich, daß die tägliche Last, die allstündliche Concentration des Denkens auf bestimmte Wissensgebiete und Probleme die freie Empfänglichkeit etwas abstumpft und den philosophischen Sinn in der Wurzel angreift. Aber ich bilde mir ein, dieser Gefahr mit mehr Ruhe und Sicherheit entgegen gehen zu können als die meisten Philologen, zu tief wurzelt schon der philosophische Ernst, zu deutlich sind mir die wahren und wesentlichen Probleme des Lebens und Denkens von dem großen Mystagogen Schopenhauer gezeigt worden, um jemals

einen schmählichen Abfall von der „Idee“ befürchten zu müssen. Meine Wissenschaft mit diesem neuen Blute zu durchdringen, auf meine Zuhörer jenen Schopenhauerischen Ernst zu übertragen, der auf der Stirne des erhabnen Mannes ausgeprägt ist — dies ist mein Wunsch, meine kühne Hoffnung: etwas mehr möchte ich sein als ein Zuchtmeister tüchtiger Philologen: die Lehrergeneration der Gegenwart, die Sorgfalt für die nachwachsende Brut, alles dies schwebt mir vor der Seele. Wenn wir einmal unser Leben austragen müssen, versuchen wir es, dieses Leben so zu gebrauchen, daß andere es als werthvoll segnen, wenn wir glücklich von ihm erlöst sind.

„Dir, theurer Freund, mit dem ich in vielen Grundfragen des Lebens eins bin, wünsche ich das Glück, das Du verdienst, mir Deine alte treue Freundschaft. Lebewohl!

Friedrich Nietzsche, Dr.

Adresse: Professor Dr. Friedrich Nietzsche in Basel.

Anhang.

Die hier mitgetheilten Aufsätze und Aufzeichnungen meines Bruders stammen aus den Jahren 1861 bis Anfang 1869 und sollen in großen Zügen ein Bild seiner geistigen Entwicklung in der Knaben- und Jünglingszeit geben. Um nicht durch persönliche Vorliebe für Einzelnes beeinflußt zu werden, habe ich die Sichtung des überreichen Materials den Herren Dr. E. von der Hellen und Dr. Fritz Kögel überlassen. Für die sorgfältige Zusammenstellung dieses Anhangs sage ich den beiden Herren meinen verbindlichsten Dank. Es sind besonders die Aufzeichnungen ausgewählt worden, die auf spätere Ideen und Anschauungen meines Bruders hinleiten. Die strenge Auswahl hat bei der Fülle des Vorhandenen sehr Vieles zurücklassen müssen, das an sich bedeutsam und mittheilenswerth gewesen wäre z. B. ein aus dem Jahre 1858 stammendes vollendetes Drama „Prometheus" und vor Allem die verschiedenen Bearbeitungen der Ermanarich-Sage, die meinen Bruder so lebhaft beschäftigt hat, daß er sie als historisch-kritische Abhandlung, als Dramen-Entwurf, Opernskizze, Ballade, endlich als musikalische Rhapsodie im Stil der Programm-Symphonien behandelt hat. — Alle Aufzeichnungen sind vollständig mitgetheilt, wenn nicht ausdrücklich das Gegentheil bemerkt ist.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

1. Schulaufsatz.

(Pforta, Oktober 1861.)

„Brief an meinen Freund, in dem ich ihm meinen Lieblingsdichter zum Lesen empfehle."

Lieber Freund.

„Einige Aeußerungen aus deinem letzten Brief über Hölderlin haben mich sehr überrascht, und ich fühle mich bewogen, für diesen meinen Lieblingsdichter gegen dich in die Schranken zu treten. Ich will dir deine harten, ja ungerechten Worte noch einmal vor Augen führen; vielleicht, daß du schon jetzt eine andre Stimmung hegst: „Wie Hölderlin dein Lieblingsdichter sein kann, ist mir völlig unerklärlich. Auf mich wenigstens haben diese verschwommenen, halbwahnsinnigen Laute eines zerrissenen, gebrochnen Gemüthes nur einen traurigen, mitunter abstoßenden Eindruck gemacht. Unklares Gerede, mitunter Tollhäuslergedanken, heftige Ausbrüche gegen Deutschland, Vergötterung der Heidenwelt, bald Naturalismus, bald Pantheismus, bald Polytheismus, wirr durcheinander — dies alles ist seinen Gedichten aufgeprägt, allerdings in wohlgelungenen, griechischen Metren."

In wohlgelungenen, griechischen Metren! Mein Gott! das ist dein ganzes Lob? Diese Verse (um nur von der äußeren Form zu reden) entquollen dem reinsten, weichsten Gemüth, diese Verse, in ihrer Natürlichkeit und Ursprünglichkeit die Kunst und Formgewandtheit Platen's verdunkelnd, diese Verse, bald im

erhabensten Odenschwung einherwogend, bald in die zartesten Klänge der Wehmuth sich verlierend, diese Verse kannst du mit keinem andern Wort beloben, als mit dem schaalen, alltäglichen „wohlgelungen?“ Und das ist wahrlich nicht die größte Ungerechtigkeit. Unklares Gerede und mitunter Tollhäuslergedanken! Aus diesen schnöden Worten leuchtet mir soviel ein, daß du erstens von einem abgeschmackten Vorurtheil gegen Hölderlin befangen bist, und zweitens vor allem, daß dir die Werke desselben nichts als unklare Einbildungen sind, indem du weder seine Gedichte noch seine übrigen Erzeugnisse gelesen hast. Ueberhaupt scheinst du in dem Glauben zu stehen, als ob er nur Gedichte geschrieben hätte. So kennst du denn also nicht den Empedokles, dieses so bedeutungsvolle dramatische Fragment, in dessen schwermüthigen Tönen die Zukunft des unglücklichen Dichters, das Grab eines jahrelangen Irrsinns, hindurchklingt, aber nicht, wie du meinst, in unklarem Gerede, sondern in der reinsten sophokleischen Sprache und in einer unendlichen Fülle von tiefsinnigen Gedanken. Auch den Hyperion kennst du nicht, der in der wohlklingenden Bewegung seiner Prosa, in der Erhabenheit und Schönheit der darin auftauchenden Gestalten auf mich einen ähnlichen Eindruck macht, wie der Wellenschlag des erregten Meeres. In der That, diese Prosa ist Musik, weiche schmelzende Klänge, von schmerzlichen Dissonanzen unterbrochen, endlich verhauchend in düstren, unheimlichen Grabliedern. —

Aber das Gesagte betraf vornehmlich nur die äußere Form; erlaube mir nun noch, einige Worte über die Gedankenfülle Hölderlin's anzufügen, die du als Verwirrtheit und Unklarheit zu betrachten scheinst. Wenn dein Tadel auch wirklich einige Gedichte aus der Zeit seines Irrsinns trifft, und selbst in den frühern mitunter der Tiefsinn mit der einbrechenden Nacht des Wahnsinns ringt, so sind doch die bei weitem zahlreichsten derselben reine, köstliche Perlen unsrer Dichtkunst überhaupt. Ich verweise dich nur auf Gedichte, wie „Rückkehr in die Heimath“, „Der gefesselte Strom“, „Sonnenuntergang“, „Der blinde Sänger“, und führe dir selbst die letzten Strophen aus der „Abendphantasie“ an, in denen sich die tiefste Melancholie und Sehnsucht nach Ruhe ausspricht.

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühn die Rosen, und ruhig scheint
Die goldne Welt; o dorthin nehmt mich,
Purpurne Wolken! und mögen droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb und Leid! —
Doch, wie verscheucht von thörichter Bitte, flieht
Der Zauber. Dunkel wird's, und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm du nun, sanfter Schlummer! Zu viel begehrt
Das Herz, doch endlich, Jugend, verglühst du ja!
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann mein Alter.

In anderen Gedichten, wie besonders in dem „Andenken“ und der „Wanderung“, erhebt uns der Dichter zur höchsten Idealität, und wir fühlen mit ihm, daß diese sein heimathliches Element war. Endlich ist noch eine ganze Reihe von Gedichten bemerkenswerth, in denen er den Deutschen bittre Wahrheiten sagt, die leider nur oft allzu begründet sind. Auch im Hyperion schleudert er scharfe und schneidende Worte gegen das deutsche „Barbarenthum“. Dennoch ist dieser Abscheu vor der Wirklichkeit mit der größten Vaterlandsliebe vereinbar, die Hölderlin auch wirklich in hohem Grade besaß. Aber er haßte in dem Deutschen den bloßen Fachmenschen, den Philister. —

In dem nicht vollendeten Trauerspiel „Empedokles“ entfaltet uns der Dichter seine eigne Natur. Empedokles Tod ist ein Tod aus Götterstolz, aus Menschenverachtung, aus Erdensattheit und Pantheismus. Das ganze Werk hat mich immer beim Lesen ganz besonders erschüttert; es lebt eine göttliche Hoheit in diesem Empedokles. Im Hyperion hingegen, ob er gleich von verklärendem Schimmer umflossen scheint, ist alles unbefriedigt und unerfüllt; die Gestalten, die der Dichter hervorzaubert, sind „Luftbilder, die in Tönen, Heimweh weckend, uns umklingen, uns entzücken, aber auch unbefriedigte Sehnsucht erwecken.“ Nirgends aber auch offenbart sich die Sehnsucht nach Griechenland in reineren Klängen, als hier; nirgends auch tritt die

Seelenverwandtschaft Hölderlin's mit Schiller und Hegel, seinem vertrauten Freund, deutlicher hervor.

Nur zu wenig habe ich bis jetzt berühren können, aber ich muß es dir, lieber Freund, überlassen, aus den angedeuteten Zügen ein Bild des unglücklichen Dichters dir zusammenzustellen. Daß ich dir die Vorwürfe, die du ihm wegen seiner widersprechenden Religionsansichten machst, nicht widerlege, mußt du meiner allzu geringen Kenntniß der Philosophie zuschreiben, die ein näheres Betrachten jener Erscheinung im hohen Maße erfordert. Vielleicht unterziehst du dich einmal der Mühe, näher auf diesen Punkt einzugehn und durch die Beleuchtung desselben etwas Licht auf die Ursachen seiner Geisteszerrüttung zu werfen, die allerdings schwerlich hierin ihre einzigen Wurzeln haben.

Du verzeihst mir gewiß, wenn ich mich in meiner Begeisterung mitunter zu harter Worte gegen dich bedient habe; ich wünsche nur — und das betrachte als den Zweck meines Briefes —, daß du durch denselben zu einer Kenntnißnahme und vorurtheilsfreien Würdigung jenes Dichters bewogen würdest, den die Mehrzahl seines Volkes kaum dem Namen nach kennt.

Dein Freund

F. W. Nietzsche.

2. Einleitung eines Germania-Aufsatzes, „Napoleon III. als Präsident.“ (Pforta, Januar 1862.)

Daß das Genie von andern und höhern Gesetzen abhängig ist, als der gewöhnliche Mensch, von Gesetzen, die oft den allgemeinen Grundsätzen von Moral und Recht zu widersprechen scheinen, im Grunde aber doch dieselben sind, wenn auch unter den weitesten Gesichtspunkten aufgefaßt, das ist eine Erscheinung, die das Endglied einer Kette bildet. In gleicher Weise nämlich, wie das Genie den Gipfelpunkt natürlicher und geistiger Harmonie bildet, von wo aus die Begabung des Menschen bis zu der beinahe thierischen Rohheit wilder Völker herabsinkt, in gleicher Weise ist dieser scheinbare Widerspruch der Geniegrundsätze mit den allgemeinen nur der äußerste Punkt einer allmählichen Er-

weiterung, parallel fortlaufend mit den Fortschritten geistiger Entwicklung des Menschen. Diese ganze Wahrnehmung beruht wieder auf einem allgemeinen Grundsatz: daß nämlich alles, was dem Menschen entgegentritt, nur unter dem Gesichtspunkt seiner geistigen Begabung aufgefaßt werden kann. . . . .

3. Fatum und Geschichte.

(Germania-Vortrag; Pforta, Frühjahr 1862.)

Wenn wir mit freiem, unbefangenem Blick die christliche Lehre und Kirchengeschichte anschauen könnten, so würden wir manche den allgemeinen Ideen widerstrebende Ansichten aussprechen müssen. Aber so, von unsern ersten Tagen an eingeengt in das Joch der Gewohnheit und der Vorurtheile, durch die Eindrücke unsrer Kindheit in der natürlichen Entwicklung unsers Geistes gehemmt und in der Bildung unsres Temperaments bestimmt, glauben wir es fast als Vergehn betrachten zu müssen, wenn wir einen freieren Standpunkt wählen, um von da aus ein unparteiisches und der Zeit angemessenes Urtheil über Religion und Christenthum fällen zu können.

Ein solcher Versuch ist nicht das Werk einiger Wochen, sondern eines Lebens.

Denn wie vermöchte man die Autorität zweier Jahrtausende, die Bürgschaft der geistreichsten Männer aller Zeiten durch die Resultate jugendlichen Grübelns zu vernichten, wie vermöchte man sich mit Phantasien und unreifen Ideen über alle jene in die Weltgeschichte tief eingreifenden Wehen und Segnungen einer Religionsentwicklung hinwegzusetzen?

Es ist vollends eine Vermessenheit, philosophische Probleme lösen zu wollen, über die ein Meinungskampf seit mehreren Jahrtausenden geführt ist: Ansichten umzustürzen, die den Menschen nach dem Glauben der geistreichsten Männer erst zum wahren Menschen erheben: Naturwissenschaft mit Philosophie zu einigen, ohne auch nur die Hauptergebnisse beider zu kennen: endlich aus Naturwissenschaft und Geschichte ein System des Reellen aufzustellen, während die Einheit der Weltgeschichte und die principiellsten Grundlagen sich dem Geiste noch nicht offenbart haben.

Sich in das Meer des Zweifels hinauszuwagen, ohne Kompaß und Führer, ist Thorheit und Verderben für unentwickelte Köpfe; die meisten werden von Stürmen verschlagen, nur sehr wenige entdecken neue Länder. Aus der Mitte des unermeßlichen Ideenozeans sehnt man sich dann oft nach dem festen Lande zurück: wie oft überschlich mich nicht bei fruchtlosen Spekulationen die Sehnsucht zur Geschichte und Naturwissenschaft!

Geschichte und Naturwissenschaft, die wundervollen Vermächtnisse unsrer ganzen Vergangenheit, die Verkünderinnen unsrer Zukunft, sie allein sind die sichern Grundlagen, auf denen wir den Thurm unsrer Spekulation bauen können.

Wie oft erschien mir nicht unsre ganze bisherige Philosophie als ein babylonischer Thurmbau; in den Himmel hineinzuragen, ist das Ziel aller großen Bestrebungen; das Himmelreich auf Erden heißt fast dasselbe. Eine unendliche Gedankenverwirrung im Volke ist das trostlose Resultat; es stehen noch große Umwälzungen bevor, wenn die Menge erst begriffen hat, daß das ganze Christenthum sich auf Annahmen gründet; die Existenz Gottes, Unsterblichkeit, Bibelautorität, Inspiration und anderes werden immer Probleme bleiben. Ich habe alles zu leugnen versucht: o, niederreißen ist leicht, aber aufbauen! Und selbst niederreißen scheint leichter, als es ist; wir sind durch die Eindrücke unsrer Kindheit, die Einflüsse unsrer Eltern, unsrer Erziehung so in unserm Innersten bestimmt, daß jene tief eingewurzelten Vorurtheile sich nicht so leicht durch Vernunftgründe oder bloßen Willen herausreißen lassen. Die Macht der Gewohnheit, das Bedürfniß nach Höherem, der Bruch mit allem Bestehenden, Auflösung aller Formen der Gesellschaft, der Zweifel, ob nicht zweitausend Jahre schon die Menschheit durch ein Trugbild irre geleitet, das Gefühl der eignen Vermessenheit und Tollkühnheit: das alles kämpft einen unentschiedenen Kampf, bis endlich schmerzliche Erfahrungen, traurige Ereignisse unser Herz wieder zu dem alten Kinderglauben zurückführen. Den Eindruck aber zu beobachten, den solche Zweifel auf das Gemüth machen, das muß einem Jedem ein Beitrag zu seiner eignen Kulturgeschichte sein. Es ist nicht anders denkbar, als daß auch etwas haften bleibt, ein Ergebniß aller jener Spekulation, was nicht

immer ein Wissen, sondern auch ein Glaube sein kann, ja was selbst ein moralisches Gefühl bisweilen anregt oder niederdrückt.

Wie die Sitte als ein Ergebniß einer Zeit, eines Volkes, einer Geistesrichtung dasteht, so ist die Moral das Resultat einer allgemeinen Menschheitsentwicklung. Sie ist die Summe aller Wahrheiten für unsre Welt; möglich, daß sie in der unendlichen Welt nicht mehr bedeutet, als das Ergebniß einer Geistesrichtung in der unsrigen: möglich, daß aus den Wahrheitsresultaten der einzelnen Welten sich wieder eine Universalwahrheit entwickelt! Wissen wir doch kaum, ob die Menschheit selbst nicht nur eine Stufe, eine Periode im Allgemeinen, im Werdenden, ob sie nicht eine willkürliche Erscheinung Gottes ist. Ist nicht vielleicht der Mensch nur die Entwicklung des Steines durch das Medium Pflanze, Thier? Wäre hier schon seine Vollendung erreicht und läge hierin nicht auch Geschichte? Hat dies ewige Werden nie ein Ende? Was sind die Triebfedern dieses großen Uhrwerks? Sie sind verborgen, aber sie sind dieselben in der großen Uhr, die wir Geschichte nennen. Das Zifferblatt sind die Ereignisse. Von Stunde zu Stunde rückt der Zeiger weiter, um nach Zwölfen seinen Gang von Neuem anzufangen; eine neue Weltperiode bricht an.

Und könnte man als jene Triebfedern nicht die immanente Humanität nehmen? (Dann wären beide Ansichten vermittelt.) Oder lenken höhere Rücksichten und Pläne das Ganze? Ist der Mensch nur Mittel oder ist er Zweck?

Für uns ist Zweck, für uns ist Veränderung da, für uns giebt es Epochen und Perioden. Wie könnten wir auch höhere Pläne sehen? Wir sehen nur, wie aus derselben Quelle, aus der Humanität, sich unter den äußern Eindrücken Ideen bilden; wie diese Leben und Gestalt gewinnen; Gemeingut Aller, Gewissen, Pflichtgefühl werden; wie der ewige Produktionstrieb sie als Stoff zu neuen verarbeitet, wie sie das Leben gestalten, die Geschichte regieren; wie sie im Kampf von einander annehmen und wie aus dieser Mischung neue Gestaltungen hervorgehn. Ein Kämpfen und Wogen verschiedenster Strömungen mit Ebbe und Fluth, alle dem ewigen Ozeane zu.

Alles bewegt sich in ungeheuren immer weiter werdenden Kreisen um einander; der Mensch ist einer der innersten Kreise.

Will er die Schwingungen der äußern ermessen, so muß er von sich und den nächst weitern Kreise auf noch umfassendere abstrahiren. Diese nächst weitern sind Völker-, Gesellschaft- und Menschheitsgeschichte. Das gemeinsame Centrum aller Schwingungen, den unendlich kleinen Kreis zu suchen, ist Aufgabe der Naturwissenschaft; jetzt erkennen wir, da der Mensch zugleich in sich und für sich jenes Centrum sucht, welche einzige Bedeutsamkeit Geschichte und Naturwissenschaft für uns haben müssen.

Indem der Mensch aber in den Kreisen der Weltgeschichte mit fortgerissen wird, entsteht jener Kampf des Einzelwillens mit dem Gesammtwillen; hier liegt jenes unendlich wichtige Problem angedeutet, die Frage um Berechtigung des Individuums zum Volk, des Volkes zur Menschheit, der Menschheit zur Welt; hier auch das Grundverhältniß von Fatum und Geschichte.

Die höchste Auffassung von Universalgeschichte ist für den Menschen unmöglich; der große Historiker aber wird ebenso wie der große Philosoph Prophet; denn beide abstrahiren von inneren Kreisen auf äußere. Dem Fatum aber ist seine Stellung noch nicht gesichert; werfen wir noch einen Blick auf das Menschenleben, um seine Berechtigung im Einzelnen und damit im Gesammten zu erkennen.

Was bestimmt unser Lebensglück? Haben wir es den Ereignissen zu danken, von deren Wirbel wir fortgerissen werden? Oder ist nicht vielmehr unser Temperament gleichsam der Farbenton aller Ereignisse? Tritt uns nicht alles im Spiegel unsrer eignen Persönlichkeit entgegen? Und geben nicht die Ereignisse gleichsam nur die Tonart unsres Geschickes an, während die Stärke und Schwäche, mit der es uns trifft, lediglich von unserm Temperament abhängt? Frage geistreiche Mediziner, sagt Emerson, wie viel Temperament nicht entscheidet und was es überhaupt nicht entscheidet?

Unser Temperament aber ist nichts als unser Gemüth, auf dem sich die Eindrücke unsrer Verhältnisse und Ereignisse ausgeprägt haben. Was ist es, was die Seele so vieler Menschen mit Macht zu dem Gewöhnlichen niederzieht und einen höhern Ideenaufflug so erschwert? Ein fatalistischer Schädel- und Rückgratsbau, der Stand und die Natur ihrer Eltern, das Alltägliche ihrer Verhältnisse, das Gemeine ihrer Umgebung, selbst das Ein-

tönige ihrer Heimath. Wir sind beeinflußt worden, ohne die Kraft zu einer Gegenwirkung in uns zu tragen, ohne selbst zu erkennen, daß wir beeinflußt sind. Es ist ein schmerzliches Gefühl, seine Selbständigkeit in einem unbewußten Annehmen von äußern Eindrücken aufgegeben, Fähigkeiten der Seele durch die Macht der Gewohnheit erdrückt und wider Willen Keime zu Verwirrungen in die Seele gegeben zu haben.

In höherm Maßstabe finden wir dies alles in der Völkergeschichte wieder. Viele Völker, von denselben Ereignissen getroffen, sind doch auf die verschiedenste Art beeinflußt worden.

Es ist deshalb Beschränktheit, der ganzen Menschheit irgend eine spezielle Form des Staates oder der Gesellschaft gleichsam mit Sterotypen aufdrucken zu wollen; alle socialen und communistischen Ideen leiden an diesem Irrthum. Denn der Mensch ist nie derselbe wieder; sobald es aber möglich wäre, durch einen starken Willen die ganze Weltvergangenheit umzustürzen, sofort träten wir in die Reihe unabhängiger Götter, und Weltgeschichte hieße dann für uns nichts als ein träumerisches Selbstentrücktsein; der Vorhang fällt, und der Mensch findet sich wieder, wie ein Kind mit Welten spielend, wie ein Kind, das beim Morgenglühn aufwacht und sich lachend die furchtbaren Träume von der Stirne streicht.

Der freie Wille erscheint als das Fessellose, Willkürliche; er ist das unendliche Freie, Schweifende, der Geist. Das Fatum aber ist eine Nothwendigkeit, wenn wir nicht glauben sollen, daß die Weltgeschichte ein Traumesirren, die unsäglichen Wehen der Menschheit Einbildungen, wir selbst Spielbälle unsrer Phantasien sind. Fatum ist die unendliche Kraft des Widerstandes gegen den freien Willen; freier Wille ohne Fatum ist eben so wenig denkbar, wie Geist ohne Reelles, Gutes ohne Böses. Denn erst der Gegensatz macht die Eigenschaft.

Das Fatum predigt immer wieder den Grundsatz: „Die Ereignisse sind es, die die Ereignisse bestimmen.“ Wäre dies der einzig wahre Grundsatz, so ist der Mensch ein Spielball dunkel wirkender Kräfte, unverantwortlich für seine Fehler, überhaupt frei von moralischen Unterschieden, ein nothwendiges Glied in einer Kette. Glücklich, wenn er seine Lage nicht durchschaut, wenn er nicht convulsivisch in den Fesseln zuckt, die ihn um-

stricken, wenn er nicht mit wahnsinniger Lust die Welt und ihren Mechanismus zu verwirren trachtet!

Vielleicht ist in ähnlicher Weise, wie der Geist nur die unendlich kleinste Substanz, das Gute nur die subtilste Entwicklung des Bösen aus sich heraus sein kann, der freie Wille nichts als die höchste Potenz des Fatums. Weltgeschichte ist dann Geschichte der Materie, wenn man die Bedeutung dieses Wortes unendlich weit nimmt. Denn es muß noch höhere Principien geben, vor denen alle Unterschiede in eine große Einheitlichkeit zusammenfließen, vor denen alles Entwicklung, Reihenfolge ist, alles einem ungeheuren Ozeane zuströmt, wo sich alle Entwicklungshebel der Welt wiederfinden, vereinigt, verschmolzen, alleins. —

4. Willensfreiheit und Fatum.

(Germania-Aufsatz; Naumburg, Ostern 1862.)

Freiheit des Willens, in sich nichts anderes als Freiheit des Gedankens, ist auch in ähnlicher Weise wie Gedankenfreiheit beschränkt. Der Gedanke kann die Weite des Ideenkreises nicht überschreiten, der Ideenkreis aber beruht auf den gewonnenen Anschauungen und kann mit deren Erweiterung wachsen und sich steigern, ohne über die durch den Bau des Gehirns bestimmten Grenzen hinauszukommen. Ebenso ist auch bis zu demselben Endpunkte die Willensfreiheit einer Steigerung fähig, innerhalb dieser Grenzen aber unbeschränkt. Etwas anderes ist es, den Willen in's Werk zu setzen; das Vermögen hiezu ist uns fatalistisch zugemessen. — Indem das Fatum dem Menschen im Spiegel seiner eignen Persönlichkeit erscheint, sind individuelle Willensfreiheit und individuelles Fatum zwei sich gewachsene Gegner. Wir finden, daß die an ein Fatum glaubenden Völker sich durch Kraft und Willensstärke auszeichnen, daß hingegen Frauen und Männer, die nach verkehrt aufgefaßten christlichen Sätzen die Dinge gehen lassen, wie sie gehen, da „Gott alles gut gemacht hat,“ sich von den Umständen auf eine entwürdigende Art leiten lassen. Ueberhaupt sind „Ergebung in Gottes Willen“ und „Demuth“ oft nichts als Deckmäntel für feige Furchtsamkeit, dem Geschick mit Entschiedenheit entgegen zu treten.

Wenn aber das Fatum als Grenzbestimmendes doch noch mächtiger als der freie Wille erscheint, so dürfen wir zweierlei nicht vergessen, zuerst, daß Fatum nur ein abstrakter Begriff ist, eine Kraft ohne Stoff, daß es für das Individuum nur ein individuelles Fatum giebt, daß Fatum nichts ist als eine Kette von Ereignissen, daß der Mensch, sobald er handelt und damit seine eignen Ereignisse schafft, sein eignes Fatum bestimmt, daß überhaupt die Ereignisse, wie sie den Menschen treffen, von ihm selbst bewußt oder unbewußt veranlaßt sind und ihm passen müssen. Die Thätigkeit des Menschen aber beginnt nicht erst mit der Geburt, sondern schon im Embryon und vielleicht — wer kann hier entscheiden — schon in Eltern und Voreltern. Ihr alle, die ihr an Unsterblichkeit der Seele glaubt, müßt auch an die Vorexistenz der Seele glauben, wenn ihr nicht aus etwas Sterblichem etwas Unsterbliches sich entwickeln lassen wollt, ihr müßt auch an diese Art der Seelenexistenz glauben, wenn ihr nicht die Seele in der Luft herumflattern lassen wollt, bis sie endlich in den Körper hineingepfropft wird. Der Hindu sagt: Fatum ist nichts, als die Thaten, die wir in einem früheren Zustande unseres Seins begangen haben.

Woraus soll man widerlegen, daß man nicht seit Ewigkeiten schon mit Bewußtsein gehandelt habe? Aus dem ganz unentwickelten Bewußtsein des Kindes? Können wir nicht vielmehr behaupten, daß unsre Handlungen immer im Verhältniß zu unserm Bewußtsein stehn? Auch Emerson sagt: Immer ist der Gedanke vereint mit dem Ding, das als sein Ausdruck erscheint.

Ueberhaupt kann ein Ton uns berühren, wenn nicht eine entsprechende Saite in uns ist? Oder anders ausgedrückt: können wir einen Eindruck in unserm Gehirn aufnehmen, wenn nicht unser Gehirn schon eine Aufnahmefähigkeit dazu besitzt?

Freier Wille ist ebenso nur ein Abstraktum und bedeutet die Fähigkeit, bewußt zu handeln, während wir unter Fatum das Princip verstehn, das uns beim unbewußten Handeln leitet. Handeln an und für sich drückt immer zugleich auch eine Seelenthätigkeit aus, eine Willensrichtung, die wir selbst noch nicht als Objekt in das Auge zu fassen brauchen. Bei bewußtem Handeln können wir uns ebenso sehr von Eindrücken leiten lassen, wie beim unbewußten, aber auch ebenso wenig. Man sagt öfters

bei einer glücklichen That: das habe ich zufällig so getroffen. Das braucht keineswegs immer wahr zu sein. Die Seelenthätigkeit dauert fort und ebenso ungeschwächt, wenn wir sie auch nicht mit unsern geistigen Augen betrachten.

Aehnlich meinen wir oft, wenn wir im hellen Sonnenschein die Augen geschlossen haben, daß für uns die Sonne nicht scheine. Aber ihre Wirkungen auf uns, das Belebende ihres Lichtes, ihre milde Wärme hören nicht auf, ob wir sie auch mit den Sinnen nicht weiter wahrnehmen.

Wenn wir also den Begriff des unbewußt Handelns nicht blos als ein Sichleitenlassen von frühern Eindrücken nehmen, so entschwindet für uns der strenge Unterschied von Fatum und freiem Willen, und beide Begriffe verschwimmen zu der Idee der Individualität.

Je mehr sich die Dinge vom Unorganischen entfernen und je mehr sich die Bildung erweitert, um so hervortretender wird die Individualität, um so mannigfaltiger ihre Eigenschaften. Selbstthätige, innere Kraft und äußere Eindrücke, ihre Entwicklungshebel, was sind sie anders als Willensfreiheit und Fatum?

In der Willensfreiheit liegt für das Individuum das Princip der Absonderung, der Lostrennung vom Ganzen, der absoluten Unbeschränktheit; das Fatum aber setzt den Menschen wieder in organische Verbindung mit der Gesammtentwicklung und nöthigt ihn, indem es ihn zu beherrschen sucht, zur freien Gegenkraftentwicklung; die fatumlose, absolute Willensfreiheit würde den Menschen zum Gott machen, das fatalistische Princip zu einem Automaten.

5. Ueber das Christenthum.

(Fragment; Pforta, April 1862.)

.... Nur christliche Anschauungsweise vermag derartigen Weltschmerz hervorzubringen, einer fatalistischen liegt er sehr fern. Es ist nichts als ein Verzagen an eigner Kraft, ein Vorwand der Schwäche, sich mit Entschiedenheit selbst sein Loos zu schaffen. Wenn wir erst erkennen, daß wir nur uns selbst verantwortlich sind, daß ein Vorwurf über verfehlte Lebensbestimmung nur uns,

nicht irgend welchen höhern Mächten gelten kann, dann erst werden die Grundideen des Christenthums ihr äußeres Gewand ablegen und in Mark und Blut übergehn. Das Christenthum ist wesentlich Herzenssache; erst wenn es sich in uns verkörpert hat, wenn es Gemüth selbst in uns geworden ist, ist der Mensch wahrer Christ. Die Hauptlehren des Christenthums sprechen nur die Grundwahrheiten des menschlichen Herzens aus; sie sind Symbole, wie das Höchste immer nur ein Symbol des noch Höhern sein muß. Durch den Glauben selig werden heißt nichts als die alte Wahrheit, daß nur das Herz, nicht das Wissen, glücklich machen kann. Daß Gott Mensch geworden ist, weist nur darauf hin, daß der Mensch nicht im Unendlichen seine Seligkeit suchen soll, sondern auf der Erde seinen Himmel gründe; der Wahn einer überirdischen Welt hatte die Menschengeister in eine falsche Stellung zu der irdischen Welt gebracht: er war das Erzeugniß einer Kindheit der Völker. Die glühende Jünglingsseele der Menschheit nimmt diese Ideen mit Begeisterung hin und spricht ahnend das Geheimniß aus, das zugleich auf der Vergangenheit in die Zukunft hinein wurzelt, daß Gott Mensch geworden. Unter schweren Zweifeln und Kämpfen wird die Menschheit männlich: sie erkennt in sich „den Anfang, die Mitte, das Ende der Religion."

6. Einleitung und Schluß eines Schulaufsatzes, „Versuch einer Charakterschilderung der Kriemhild nach den Nibelungen."

(Pforta, Oktober 1862.)

Großes und Erhabenes ist stets das Erzeugniß eines tiefen, vollen Herzens; die kleinen schwächlichen Naturen, die, einer großartigen Entwicklung von Kraft nicht fähig, in ihren Handlungen nur die eigne Beschränktheit wiederspiegeln, pflegen über die lebensvolle Gluth in leidenschaftlichen Charakteren zu spotten oder zu moralisiren; mitunter auch zu erschrecken, wenn sie etwas von der dämonischen Gewalt ahnen, die durch Himmel und Hölle, durch die Abgründe von Liebe und Haß fortreißt und in grellen

Gegensätzen hinstürmend bald das Erhabenste zertrümmert, bald das Kühnste verwirklicht . . . . .

. . . . . Nur volle, tiefe Naturen können sich einer furchtbaren Leidenschaft so völlig hingeben, daß sie fast aus dem Menschlichen heraus zu treten scheinen; mir graut aber vor der Herzlosigkeit derjenigen, die den ersten Stein gegen solche Unglückliche aufheben können. „Menschen, sagt Gutzkow, stellt dem Weltenrichter großartige Aufgaben; Sprüche urtiefer Weisheit werden fallen, nicht Schulcensuren."

7. Aus der Einleitung eines Schulaufsatzes, „In wiefern ist den Soldaten in Wallenstein's Lager an der Erhaltung ihres Feldherrn im Oberbefehl sehr gelegen?"

(Pforta, Januar 1863.)

. . . . . Das Geheimnißvolle, das bedeutende Menschen umschleiert, die Ahnung der kühnen Pläne, die sie in sich bewegen, das Eigenthümliche und Neue, das sie selbst in Kleinigkeiten zeigen: alles dies reizt den Menschen und zwingt ihn zu einem unbestimmten Gefühl der Abhängigkeit von jenen. Wenn sie aber plötzlich mit ihrem eigensten Wesen hervortreten, wenn die verwegenen Folgerungen ihrer Grundsätze in hellem Licht erscheinen: dann wendet sich der Mensch wie geblendet ab; das Dunkle, Dämmernde war ihm lieber als der helle Tag. Und hier tritt dann der Fall ein, daß geistige Größen plötzlich verlassen und vereinsamt erscheinen, daß sie sich in einen Kampf mit dem Alltäglichen und Gewöhnlichen verstricken, aus dem sie selten als Sieger hervorgehn; denn das Gewicht des Gewöhnlichen wird fast immer auch die bedeutendste Einzelmacht niederdrücken.

8. Ueber Stimmungen.

(Naumburg, Ostern 1864.)

Man vergegenwärtige sich, wie ich am Abende des ersten Ostertages in einen Schlafrock eingehüllt zu Hause sitze; draußen

regnet es fein; niemand ist sonst im Zimmer. Ich starre lang auf das vor mir liegende weiße Papier, die Feder in der Hand, ärgerlich über die wirre Menge von Stoffen, Ereignissen und Gedanken, die alle niedergeschrieben zu werden verlangen; und manche verlangen es sehr stürmisch, da sie noch jung und gährend im Most sind; dagegen sträubt sich aber mancher alte, ausgereifte, geklärte Gedanke, wie ein alter Herr, der mit zweideutigem Blick die Bestrebungen der jungen Welt mißt. Sagen wir es offen, unsre Gemüthsverfassung ist durch den Streit jener alten und jungen Welt bestimmt, und wir nennen die jedesmalige Lage des Streites Stimmung oder auch, etwas verächtlich, Laune.

Als guter Diplomat erhebe ich mich etwas über die geistigen Parteien und schildere den Zustand des Staates mit der Unbefangenheit eines Mannes, der Tag für Tag aus Versehn allen Parteisitzungen beiwohnt und denselben Grundsatz praktisch anwendet, den er auf der Tribüne verspottet und auszischt.

Gestehn wir es, ich schreibe über Stimmungen, indem ich eben jetzt gestimmt bin; und es ist ein Glück, daß ich gerade zum Beschreiben der Stimmungen gestimmt bin.

Ich habe an diesem Tage viel die Consolations von Liszt gespielt, und ich fühle, wie die Töne in mich eingedrungen sind und in mir vergeistigt wiederklingen. Und ich habe kürzlich eine schmerzliche Erfahrung gemacht und einen Abschied oder einen Nichtabschied erlebt, und nun merke ich, wie dies Gefühl und jene Töne sich miteinander verschmolzen haben, und glaube, daß die Musik mir nicht gefallen haben würde, wenn ich nicht diese Erfahrung gemacht. Das Gleichartige also sucht die Seele an sich zu ziehen, und die vorhandne Masse von Empfindungen drückt die neuen Ereignisse, die das Herz treffen, aus wie eine Citrone, doch immer so, daß nur ein Theil des Neuen sich mit dem Alten vereinigt, daß aber doch ein Rest bleibt, der noch nichts Verwandtes in der Seelenwohnung findet und deshalb allein sich hier einlogirt, recht oft zur Unlust der alten Bewohner, mit denen er darum oft in Streit geräth. Aber siehe! da kommt ein Freund, da öffnet sich ein Buch, dort geht ein Mädchen, horch! da klingt Musik! — Schon strömen wieder von allen Seiten neue Gäste in das allen offenstehende Haus, und der eben allein Stehende findet viele und edle Verwandte.

Aber es ist wundersam; nicht die Gäste kommen, weil sie wollen, oder nicht die Gäste kommen, wie sie sind; sondern es kommen die, welche müssen, und nur eben die, welche müssen. Alles, was die Seele nicht reflektiren kann, trifft sie nicht; da es aber in der Macht des Willens steht, die Seele reflektiren zu lassen oder nicht, trifft die Seele nur das, was sie will. Und das scheint Vielen widersinnig, denn sie erinnern sich, wie sie sich gegen gewisse Empfindungen sträuben. Aber was bestimmt schließlich den Willen? Oder wie oft schläft der Wille, und nur die trüben Neigungen wachen! Eine der stärksten Neigungen der Seele aber ist eine gewisse Neubegierde, ein Hang nach dem Ungewohnten, und aus diesem erklärt sich, warum wir oft uns in unangenehme Stimmungen versetzen lassen.

Aber nicht nur durch den Willen nimmt die Seele an; die Seele ist aus demselben Stoffe, aus dem die Ereignisse gemacht sind, oder aus ähnlichem, und so kommt es, daß ein Ereigniß, das keine verwandte Saite trifft, doch mit der Last dir schwer auf der Seele liegt und allmählich ein solches Uebergewicht erlangen kann, daß es den andern Inhalt der Seele zusammendrückt und einengt.

Stimmungen kommen also entweder aus innern Kämpfen oder aus einem äußern Druck auf die innere Welt. Hier ein Bürgerkrieg zweier Heerlager, dort eine Bedrückung des Volkes von Seiten eines Standes, einer kleinen Minorität.

Ist mir's doch oft, wenn ich meine eignen Gedanken und Gefühle belausche und stumm auf mich achte, als ob ich das Summen und Brausen der wilden Parteien hörte, als ob ein Rauschen durch die Luft gienge, wie wenn ein Gedanke oder ein Adler zur Sonne fliegt.

Kampf ist der Seele fortwährende Nahrung, und sie weiß sich aus ihm noch genug Süßes und Schönes herauszunehmen. Sie vernichtet und gebiert dabei neues, sie kämpft heftig und zieht den Gegner doch sanft auf ihre Seite zu inniger Vereinigung. Und das Wunderbarste ist, daß sie nie auf das Aeußere achtet; Name, Personen, Gegenden, schöne Worte, Schriftzüge, Alles ist ihr von untergeordnetem Werthe, aber sie schätzt das, was in der Hülle ruht.

Das was jetzt vielleicht dein ganzes Glück oder dein ganzes

Herzeleid ist, wird vielleicht in Kurzem nur noch das Gewand eines noch tiefern Gefühls sein und wird darum in sich verschwinden, wenn das Höhere kommt. Und so vertiefen sich immer mehr unsre Stimmungen, keine einzige gleicht einer andern genau, sondern jede ist unergründlich jung und die Geburt des Augenblicks.

Ich denke jetzt an manches, was ich liebte; Namen und Personen wechselten, und ich will nicht behaupten, daß wirklich ihre Naturen immer tiefer und schöner geworden wären; wohl aber ist es wahr, daß jede dieser ähnlichen Stimmungen für mich einen Fortschritt bedeutet, und daß es dem Geist unerträglich ist, dieselben Stufen, die er durchschritt, noch einmal zu durchschreiten; immer mehr in Tiefe und Höhe will er sich breiten.

Seid mir gegrüßt, liebe Stimmungen, wundersamer Wechsel einer stürmischen Seele, mannichfach wie die Natur ist, aber großartiger als die Natur ist, da ihr ewig euch steigert, ewig aufstrebt; die Pflanze aber duftet noch jetzt, wie sie am Tage der Schöpfung duftete. Ich liebe nicht mehr, wie ich vor Wochen liebte; ich bin in diesem Augenblick nicht mehr so gestimmt, wie ich es beim Beginn des Schreibens war. —

9. Fantasie.

(Fragment; Naumburg, Sommer 1864).

Ich versuchte es erst in Tönen: siehe es gieng nicht; weiter stürmte das Herz; und der Ton blieb todt. Ich versuchte es dann in Versen: nein, nicht Reime fassen's, nicht ruhige, gemessne Rythmen. Fort Papier: ein neues her und nun kritzle schnell Feder, nun rasch Tinte!

Weicher Sommerabend; dämmernd und blaßstreifig. Kinder stürmen auf den Gassen; in der Ferne Lärm und Musik; es ist Messe; die Leute tanzen, bunte Laternen brennen, die wilden Thiere brummen, hier knallt ein Schuß, dort Paukengerassel, gleichmäßig, durchdringend.

Es ist etwas dunkel in der Stube; ich zünd' ein Licht an; doch blickt des Tages Auge neugierig durch die halbverhangenen

Fenster — o es nicht wieder sehn! — mitten hinein in dies Herz, das heißer als das Licht, dämmernder als der Abend, bewegter als die Stimmen aus der Ferne, tief innerlich zittert und schwingt, wie eine große Glocke, die bei einem Gewitter geläutet wird.

Und ich erflehe ein Gewitter; zieht nicht das Glockenläuten die Blitze an? Nun so nahe Gewitter, läutere, reinige, blase Regendüfte in meine matte Natur, sei willkommen, endlich willkommen!

Sieh! Da zuckst du, erster Blitz mitten hinein in das Herz, und daraus steigt's wie ein langer fahler Nebel aufwärts, kennst du ihn, den düstern, tückischen? Schon blickt mein Auge heller, und meine Hand strecke ich nach ihm aus, um ihm zu fluchen. Und der Donner murrt, und eine Stimme erscholl: „Sei gereinigt."

Dumpfe Schwüle; mein Herz schwillt. Nichts regt sich. Da ein leiser Hauch, am Boden zittert das Gras — sei mir willkommen, Regen, lindernder, erlösender! Hier ist's öde, leer, todt; pflanze du von neuem.

Sieh! Ein zweiter Schlag! Grell und zweischneidig mitten in's Herz! Und eine Stimme scholl: „Hoffe."

Und ein weicher Duft zieht aus dem Boden, ein Wind flattert heran, und ihm folgt der Sturm, heulend und seine Beute haschend. Abgeknickte Blüthen jagt er vor sich her. Der Regen schwimmt lustig dem Sturm nach.

Mitten durch's Herz. Sturm und Regen! Blitz und Donner! Mitten hindurch. Und eine Stimme scholl: „Werde neu!"

10. Ein Sylvestertraum.

(Bonn, Sylvester 1864.)

Es ist still in meiner Stube, dann und wann knistern die Kohlen im Ofen, ich habe die Lampe niedergeschraubt, und es ist keine Helle im Zimmer, nur daß einige feurige breite Streifen zitternd vom Ofen aus am Boden und an dem Mahagoni meines Pianinos hingleiten.

Es sind die letzten Stunden vor Mitternacht; ich habe bis jetzt in meinen Manuscripten und Briefen gewühlt, heißen Punsch getrunken und dann das Requiem aus dem Manfred Schumann's gespielt. Jetzt verlangt es mich, alles Fremde zu lassen und nur an mich zu denken.

Drum schür' ich noch einmal das Feuer, stütze dann meinen Kopf auf die linke Hand und die Sophaecke, schließe die Augen und denke nach. Der Geist durchfliegt schnell die ihm lieben Stätten und weilt in Naumburg, dann in Pforta und Plauen — und kehrt endlich zurück in mein Zimmer. In mein Zimmer? Doch was seh ich auf meinem Bett? Dort liegt jemand — er stöhnt leise, röchelt — ein Sterbender!

Und nicht allein! Herum wie Schatten steht und schwebt es. Ja die Schatten sprechen. „Du böses Jahr, was hast du mir verheißen und was gehalten? Ich bin elender als je, und du sagtest mir, daß ich Glück haben sollte. Sei verflucht!"

„Du liebes Jahr, du schautest mich zuerst so finster an, aber dein Mai tröstete mich, und dein Herbst über des Maies wehmüthigen Nachklang. Sei gesegnet!"

„Du altes Jahr, viel Mühe hast du mir gemacht, aber hast mich auch entschädigt. Wir sind uns nichts schuldig, lebe wohl!"

„Ich habe gewartet und sehnlich ausgeschaut, wann du meine Wünsche erfüllen wirst. Thue es jetzt, in deiner letzten Stunde, hilf mir!"

Alles blieb stumm. Das alte Jahr röchelte leise, in genauen Zwischenräumen. Es klang wie ein Seufzer.

Plötzlich wurde alles hell. Die Wände des Zimmers flogen zurück, die Decke schwebte empor. Ich sah nach dem Bett. Das Bett war leer. Ich hörte eine Stimme:

„Ihr Thoren und Narren der Zeit, die nicht und nirgends ist außer in euren Köpfen! Ich frage euch, was habt ihr gethan? Wollt ihr sein und haben, was ihr hofft, worauf ihr harrt, so thut das, was euch die Götter als Probe vor den Kampfpreis gestellt haben. Wenn ihr reif seid, wird die Frucht fallen, eher nicht!"

Da hob über mir der Zeiger aus, alles verschwand, es schlug zwölf, auf den Straßen rief man laut: „Hoch das neue Jahr!" —

11. Gedanken über das Christenthum.

(Fragment; wahrscheinlich Leipzig, Ende 1865 oder Anfang 1866).

Es ist bedauerlich, wie sich der Blick für das Zunächstliegende, für die charakteristischen Zeichen der Gegenwart abstumpft, bedauerlich für den, der sich ohne vorurtheilsvollen Dünkel, sondern mit klarer Erkenntniß in seiner Zeit bewegt. Denn das Gemeine und Alltägliche erscheint ihm leicht zu bedeutungslos, als daß seine Aufmerksamkeit darauf haften bliebe; und doch tritt in diesem gerade die festgesetzte Masse der Gegenwart hervor. Vielmehr verweilt der Forscher mit Vorliebe auf einigen hervorstechenden Ereignissen und sucht aus diesen die Unterschiede und Vorzüge der Gegenwart abzuleiten. Die nicht denkenden Menschen betrachten ihrer Mehrzahl nach das Daseiende als etwas Festes, dem Wechsel nicht Unterworfenes und bemühen sich daher, sich unter den gegebenen Verhältnissen ein leidliches Leben zu zimmern. Andre wenigere, besonders unkräftige oder durch Alter geschwächte Naturen setzen die Gegenwart als das Unvollkommene entgegen einer alten guten Zeit, indem sie die Erfahrung, daß die Erinnerung die Vergangenheit verklärt, zu einer Kritik des Weltlaufs verwenden. Folgerichtig müßten sie nun annehmen, daß vor dieser guten Zeit eine noch bessere gewesen sei. Hier hören sie jedoch auf zu schließen.

Im Gegentheil ist ein Glaube gemeinsam, daß im Ganzen doch die Menschheit unglaublich fortgeschritten sei; darin liege das Verdienst des Christenthums. Man denkt mit Schauder an die sogenannte Barbarei des Mittelalters. Daß wir sogar einstmals Heiden gewesen sind, ist abscheulich. Mit diesem Namen umfaßt man nämlich alles, was nicht jüdisch-christlich ist. Viel schroffer als die Griechen von ihren Barbaren reden wir von den Heiden. Man spricht ihnen die Moral und eine höhere Erkenntniß ab, während der Glaube herrscht, daß nur das „Licht der Vernunft" bei ihnen leuchten könne. Das Licht der Vernunft führt aber nicht zu einem Gotte, daher sind sie unmoralisch, daher ist es nöthig ihnen Missionare zu schicken. Es liegt in

diesem Zusammenfassen aller außerchristlichen Völker zu dem Begriff der armen elenden Heiden eine fast lächerliche Barbarei. Zu Grunde liegt der ungeheure Denkfehler, Theismus und Moralität zu identifiziren oder überhaupt die Moral abhängig zu machen von der Anschauung, die man von Gott hat. In den Händen der Priester wird nun diese Verwirrung der Begriffe zum zweischneidigen Schwert. Sie sind zum Theil selbst die Opfer dieser Verwirrung; indem sie das Selbstdenken in den Dienst der Kirche geben, haben sie die Kraft verloren, ihre Moral anders als mit ihrem Theismus zu begründen. Sie müssen durch Drohungen und Belohnungen zu erreichen suchen, was ihnen durch Gründe nicht mehr möglich ist. Deshalb erklären sie das Gründesuchen schon für einen Eingriff in ihren Theismus, und deshalb gilt Philosophiren, Unglaube, Unmoralität für ein und dasselbe. Dabei sind sie doch immer genöthigt, das Zwingende ihres Offenbarungsglaubens zu beweisen, dafür haben sie ihr Mittel in der Inspirationslehre, wonach wir auf ein Buch gewiesen werden, das einen übermenschlichen Ursprung hat. Fragt man nach der Begründung der letzten Lehre, so wird man auf Selbstzeugnisse dieser Schrift verwiesen. Leugnet man überhaupt deren Kraft, so giebt es jetzt drei Wege. Entweder man wird einfach des Unglaubens bezichtigt oder man wird an eine sogenannte Religionsphilosophie gewiesen, die mit größter Sicherheit immer das beweist, was man wünscht, oder man ruft den christlichen Staat um Hülfe. Große Dichter und Denker gelten für verkappte Heiden. Der Werth jeder Persönlichkeit wird nach dem Grade ihres Bekenntnisses gemessen.

Kurz, die christliche Priesterschaft leidet an demselben Fanatismus, der jede Priesterschaft in der Welt beseelt hat. Ein unlogischer Grund, anmaßliches Vordrängen in alle Verhältnisse, in Schule, Staat und Kunst, Machtsprüche geschleudert gegen Gründe, ungemessenes Selbstgefühl [der Priester] als solcher, an die die Seligkeit des Menschen geknüpft ist u. s. w., alles das findet sich überall wieder, und von einem Fortschritt, selbst nur von einer Gradverschiedenheit kann nicht die Rede sein.

Die Priesterschaft ist immer nur der Ausdruck der sich allein berechtigt anerkennenden, sich selbst genügenden Religion. Der Stoff zu letzterer ist gleichgültig.

12. Aphorismen über Geschichte und historische Wissenschaft (vor Mitte 1867).

Den großen Gedanken produzirt nur der Einzelne.

Massenüberzeugungen haben immer etwas Halbes und Verschwommenes.

Dagegen sind die Triebe der Masse mächtiger als die des Einzelnen.

Wer den Ideen-Kreis und -Verlauf ganzer Zeiten darzustellen hat, muß immer die Dummheit und die Furcht vor der Ganzheit in Rechnung ziehn.

Völker leiten heißt, Triebe in Schwung bringen, um eine Idee durchzuführen.

Dasselbe gilt auch in der Pädagogik.

Was für die einen ein Trieb ist, ist für die andern oft eine Anschauung, ein Begriff.

Eine Geschichte des Denkens im Gegensatz zu einer Geschichte der Triebe.

Der Gedanke will auch existiren. Nur sind oft, und weit öfter als bei Trieben, die Leiter dieser Art der Elektrizität schlecht.

Befürfnisse befriedigen heißt Erfolge haben und umgekehrt. Aber in der Geschichte wie im Leben des Einzelnen wechseln die Bedürfnisse. Die Bedürfnisse, deren Befriedigung recht ostensibel ist und sich in Kriegen, Litteraturen u. s. w. zeigt, sind deshalb nicht die wichtigsten. Ein Stück Brod ist immer wichtiger als ein Buch.

Eine Anzahl Anschauungen sind vom Triebe erzeugt, z. B. Gott u. s. w., das heißt vom Bedürfnisse. Hier ist der Irrthum fast nothwendig, aber eine begriffliche Widerlegung nicht stark genug, die Anschauung aufzuheben. Es gilt Bedürfnisse durch Bedürfnisse auszurotten.

Dies gilt auch von der Geschichte. Das Bedürfniß, geistig thätig zu sein, treibt die vielen Menschen auf sie hin. Der Nutzen, den sie leistet, liegt zum größten Theil in der Beschäftigung mit ihr. Im Ganzen steht es mit Philosophie, Naturwissenschaften u. s. w. nicht besser.

Vor allem aber sind diese Studien dadurch nützlich, daß sie

die Menschen vom Experimentiren mit den Menschen, von socialen Reformen u. dgl. fernhalten. Auch sind diese Beschäftigungen im Ganzen billig.

Es ist ein schrecklicher Gedanke, eine Unzahl mittelmäßiger Köpfe mit wirklich einflußreichen Dingen beschäftigt zu wissen.

Das zeigt die Halbheit und Leidenschaft aller politischen Bestrebungen in der Menge. Aehnlich steht es mit theologischen Dingen.

Immerhin aber ist es nützlich, der Wissenschaft ihren „überaus herrlichen“ Mantel etwas vom Leibe zu ziehn. Ein gesundes Volk, wie die Griechen, kennt sie nur in geringem Grade. Wir leugnen nicht ihren Nutzen, aber der Volksführer muß wissen, daß die Masse mit diesem Elemente nicht zu sehr getränkt werden darf. Man führe Krieg gegen Alles, was die Menschen beengt, aber ja nicht auf dem Wege, daß man sie lehrt, Bedürfnisse durch Anschauungen zu zersetzen. Kurz, man bilde die Bedürfnisse um, die Befriedigung mag sich die Menge suchen.

Zum Beispiel setze man die starken religiösen Bedürfnisse in sittliche um. Die politischen in wohlthätige. Die Genußbedürfnisse in Kunstbedürfnisse. Aber langsam. Einem Branntweintrinker Sinn für schöne Statuen einflößen zu wollen, ist Unsinn. Aber Sinn für Bier und Politik. —

Jeder, der ein Bedürfniß seiner Zeit befriedigt, darf auf deren Dank rechnen.

Aber es giebt Bedürfnisse, die erst gepflanzt werden und deren Urheber gewöhnlich Unverstand und Undank ernten. Wer hieß sie auch, neue Bedürfnisse zu erzeugen?

Man überschätzt gegenwärtig die Geschichte. Daß man sie treibt, ist natürlich. Denn ein Trieb ist der Ursprung ihres Daseins. Vielleicht lernt auch der Politiker oder der Diplomat etwas aus ihr. Wir andern fühlen recht wohl, daß die Entwicklung von Vorstellungen, die mit einzelnen Fakten hier und da belegt sind, etwas Schemenhaftes hat. Der historische Thatbestand hat etwas Erstarrendes, Medusenhaftes, das nur dem Auge des Dichters schwindet. Aus den Blöcken der historischen Thatsachen müssen wir uns erst Statuen heraushauen.

Somit ist Geschichte, wie ich sie hier geschildert, nichts als Geschichte der Masse, für welche Geschichte die einzelne Persön-

lichkeit nur so viel Einfluß hat, als sie auf die Masse eingewirkt hat.

Im Allgemeinen aber ist Geschichte im Gegensatz zur Philosophie: Betrachtung der verschlungenen Bedürfnisse im Gegensatz zur Betrachtung des einzelnen losgelösten Bedürfnisses.

Doch dies hat sie mit den Naturwissenschaften gemein.

Am Ende giebt es bloß eine Betrachtungsweise der Dinge, die wissenschaftlich ist.

Eine andre ist die, welche auf den Willen gerichtet ist.

Die dritte ist für den Künstler.

Der „organische" Geschichtsschreiber muß Dichter sein: es schadet jedenfalls etwas, wenn er nicht Dichter ist.

Die historischen Gesetze bewegen sich nicht in der Sphäre der Ethik. Der „Fortschritt" ist überhaupt kein historisches Gesetz, weder der intellektuelle noch der moralische noch der ökonomische. —

Die Wissenschaft hat etwas Todtes. Insbesondere ist die Ethik schädlich den guten Eigenschaften des Menschen.

Der Trieb gut zu handeln ist da: man darf ihn aber nicht bewußt anschauen. Siehe, das ist Amor und Psyche.

Das ethische Leben und die ethischen Vorstellungen haben keinen nothwendigen Parallelismus. —

Gesetzmäßigkeit existirt nur für den betrachtenden Geist, der es versteht, das Speziellste zu übersehen. Dies ist keine vernünftige Gesetzmäßigkeit, sondern nur der eine selbe Trieb, der in verschiednem Material zur Erscheinung kommt.

Die Aufgabe des Historikers ist es somit, Bedürfnisse zu erkennen, die der großen Menge. Diese sind oft die durch starke Geister eingebornen Bedürfnisse. Diesen Werth haben dann die einzelnen Persönlichkeiten für ihn: die einen als Beweise der Massenbedürfnisse, die andern wenigen als Erzeuger neuer Bedürfnisse.

Die Ereignisse, weder die des Einzelnen noch die der Geschichte, haben einen nothwendigen Gang, das heißt den Gang einer vernünftigen Nothwendigkeit.

Es versteht sich, daß Alles was ist, aus Gründen ist, und daß diese Kette nicht abbricht. Diese Nothwendigkeit ist nichts Erhabnes, nichts Schönes, nichts Vernünftiges.

Zum Beispiel ein Mann, der ein Volk oder eine Familie beglücken kann, fällt unter dem Sturz des Baumes. Hier ist Ursache und Wirkung, aber keine Vernünftigkeit.

Den besagten natürlichen Gang der Nothwendigkeit zeigen kann kein Historiker. Denn wir können es nicht bei unsern einzelnen Erlebnissen.

Einen großen Gang der Nothwendigkeit wollen manche zeigen: es ist eine Täuschung.

Wohl aber können wir Glieder der ersten Nothwendigkeitskette finden, die nach kurzem wieder abreißt.

Nun finden wir einzelne Kettenstückchen im Ganzen häufig wieder. Diese nehmen wir zusammen und suchen uns die in der Bedürfnißlehre der Menschen vorkommenden Gründe, die solche Erscheinungen treiben.

Kurz, wir wenden jetzt eine naturwissenschaftliche Methode an, wir erkennen eine Gesetzmäßigkeit, die sich bei Betrachtung des einzelnen Dinges nicht ergeben kann.

Ebenso wie wir zur Einsicht der Gesetze unsres Handelns, das heißt des Charakters, durch Combination vieler einzelnen Thatsachen kommen.

Nur daß der Irrthum einer Geschichtsbetrachtung näher liegt als einer Charakterbetrachtung.

Aber vor allem betone man die Kleinheit der Kettenstückchen.

Der Skeptiker kann immer noch die Existenz von Gesetzen abstreiten. Es giebt, kann er sagen, keine gleichen Ursachen, darum keine gleichen Wirkungen. Das ist auch richtig. Jede Gleichheit ist imaginär. Ebenso doch ist es in der Natur, die trotzdem ihre Gesetzmäßigkeit hat. —

Das Medium, durch das der Historiker sieht, sind seine eignen Vorstellungen (auch die seiner Zeit) und die seiner Quellen.

F. C. Bauer dagegen glaubt daran, daß der Prozeß, der sich hinter der Geschichte entwickle, sich anschauen lasse, er will nicht nur die zwei Häute der Zeit- und Quellen-Vorstellungen zerreißen, sondern auch die dicke und undurchdringbare Haut, mit der die Dinge an sich umhüllt sind. Die Dinge an sich sind etwas ganz unerreichbares.

Er will also mehr können als ein Philosoph bei einer Er-

scheinung, die sich vor seinen Augen entwickelt: wenn dieser das Gras nicht wachsen hören kann, weil er taub wie alle Menschen ist, so will Bauer es sogar noch wachsen hören, wenn ihm jemand davon berichtet, daß es dort und dort wachse.

Wir haben genug zu thun, ja vielleicht mehr zu thun als möglich ist, wenn wir die „Subjektivität“ unsrer Erscheinung und der Quellen abzustreifen suchen: die „Objektivität“, die wir erstreben können, ist weit entfernt es zu sein. Es ist nichts als „Subjektivität“ auf einer weiteren Stufe. —

Was ist Geschichte anders als der Kampf unendlich verschiedner und zahlloser Interessen für ihre Existenz?

Die großen „Ideen,“ in denen Manche glauben diesen Kampf aufzufassen, sind die abgeschwächten Reflexe großer oder kleiner Ingenien, auf dem verworrnen Meere schwimmend. Sie beherrschen das Meer nicht, aber verschönern oft die Welle für das Auge des Zuschauers. Es ist aber gleichgültig, ob das Licht Mond-, Sonnen- oder Lampenlicht ist: die Welle wird höchstens schwächer oder stärker beleuchtet.

13. Ideen zur Geschichte der litterarischen Studien (Herbst 1867).

Eine Geschichte der litterarischen Studien mit speziellem Bezuge auf das klassische Alterthum ist eine Aufgabe, der sich ein ordentlicher und ideenreicher Philolog einmal unterziehn sollte. Ich meine eine deutliche Darlegung der fruchtbar gewordnen Gesichtspunkte, von denen aus man das Alterthum betrachtet, sammt allen Verkehrtheiten, kurz jene Grenzlinie zwischen den Philosophemen und der Litteraturgeschichte. Dazu ist nöthig eine Erkenntniß über die Kette von Theoremen, die man über Geschichte aufgestellt hat.

Ein Satz daraus. Zu aller Zeit hat man den Dichtern und Schriftstellern der Vergangenheit denselben Rang und dieselbe Bedeutung beigemessen als den zeitgenössischen. Die litterargeschichtliche Forschung spiegelt die Bilder der gegenwärtigen Dichter wieder. — Zu beachten sind die Lieblingsautoren von Zeiten und Richtungen.

Einflüsse auf die litterarhistorischen Studien:

a) die zeitgenössischen Dichter, Schriftsteller 2c., ihre Stellung, ihre Bestrebungen, ihre ästhetischen Anschauungen.

b) die herrschenden Philosopheme, vel Religionen vel Ethik.

c) die gegenwärtige Art, Geschichte zu schätzen und zu treiben.

d) die Stellung und die Studien der Litteratoren selbst.

e) die größere oder kleinere Fähigkeit eines Volkes, Fremdes und Vergangenes anzuerkennen.

Die Geschichte der Homerfrage ist durchzuführen durch alle Zeiten unter den 5 Gesichtspunkten. Insgleichen das Liebeslied. Das Volkslied. Das Drama. Neigung für indische Poesie. Mystischer Drang und Allegoriensucht. Rationalismus. Optimismus und Pessimismus.

Der Gleiche erkennt den Gleichen. Es ist nachzuweisen, wie alle große litterarische Einsicht wieder auf die großen verwandten Ingenien zurückgeht: was einen schönen Beweis für die Erbärmlichkeit des gemeinen Intellekts abgäbe. Er kann keine großen Werke schaffen: ja er kann sie nicht einmal herauserkennen. Der große Kanon der Classiker ist allmählich von den Classikern gebildet. Die Durchschnittsköpfe brauchen schrecklich viel Material, um ihre Dichter zu „verstehen“: weil sie eben das Stoffliche verstehen wollen und eigentlich auch nur können. Daher die Ausdehnung der Litteraturstudien. Dann ist es weder ihre Absicht, noch können sie es, die Ingenien in gurgite vasto zu erkennen. Vielmehr neigen sie zur „historischen“ Erkenntniß, d. h. sie reihen die großen Köpfe in ein lange Reihe ein, die von Köpfen ihres Schlags gebildet ist. Sie wollen keinen absoluten Unterschied, sondern nur einen graduellen anerkennen. Dann suchen sie die Existenz des großen Kopfes als eine „nothwendige“ d. h. aus Zeit und Umgebung nicht nur erklärliche, sondern zwingend sich ergebende nachzuweisen: wobei sie das Ingenium unter eine häßliche Zwangsgewalt beugen. Endlich wollen sie das Schwache, Vergängliche und Böse am großen Individuum möglichst erkennen; auch, wie sie sagen, um sie vollständig zu verstehen. In Wirklichkeit: um sie sich näher zu bringen.

Es ergiebt sich

a) Hypertrophie des Studiums (ebenso wie in der Hermeneutik).

b) Mangel oder Unselbständigkeit der Grundeinsichten.

c) Betonung der persönlichen Schwächen, aber der allgemeinen zeitlichen Tugenden und Kräfte.

Alle Wissenschaft entsteht, wenn man etwas, was Mittel ist, als Zweck betrachtet, z. B. Sprachwissenschaft. Dagegen ist es das Zeichen einer entarteten Wissenschaft, wenn sie den Zweck über den Mitteln aus dem Auge verliert z. B. in der Litteraturgeschichte oder in der Hermeneutik. Zunächst sucht man litterarische Data zu erfahren, um einen speziellen Dichter zu verstehen; dann faßt man die litterarischen Daten zusammen in's Auge zum Zweck einer litteraturgeschichtlichen Erkenntniß. Wenn aber Einem oder einer Zeit die Fähigkeit fehlt, zusammenzuschauen, so entartet die litterarische Wissenschaft.

Vom Einfluß der Geistesnahrung, der gelesenen Schriftsteller auf eine Zeit.

Das Urtheil über gewisse Philosophen, Dichter u. s. w. ist immer charakteristisch für den einzelnen Menschen und für eine Zeit. Besonders wenn jene Männer charakteristisch auffallend sind, z. B. Heraklit, Schopenhauer, Sappho, Jean Paul.

14. Wirkung einiger Musikstücke.

(wahrscheinlich Herbst 1867.)

Erhabenste Ueberschwänglichkeit — Gloria in Beethoven's Messe.

Verschwimmendes Ruhegefühl — Schumann, Abendlied.

Genialer Champagnerrausch — Beethoven's Phantasie.

Krystallne Entrücktheit — Gesang der seligen Knaben in Schumann's Faust.

Lebensschwung mit eingestreuten Erinnerungsblättern — Letzter Theil der 7. Beethovenschen Symphonie. (Bacchisch-Orphisch.)

Warmes Selbstmitleid — „Dir der Unberührbaren", Schumann.

Diese Wirkungen machen mir ein Musikstück werth und unvergeßlich.

15. Gedanken über Musik-Aesthetik.

(Herbst 1867.)

Eine Aesthetik der Musik hat auszugehen von Wirkungen
A) 1. eines Tons,
2. einer Tonfolge,
3. eines Tonsprungs,
B) 4. das Rhythmus,
C) 5. des Zusammenklingens von Tönen.

A) Ursache des Tons. Eine Sprache des Affekts. Vgl. das Singen der Thiere.

Ursprung also in Leidenschaften, im Willen.

Parallele zwischen Sprache und Musik. Die Sprache besteht aus Lauten wie die Musik.

Die Interjektion und das Wort. Erstere schon musikalisch. Beim Wort ist das Musikalische (das Klangliche) verkümmert, aber sobald der Affekt kommt, tritt es hervor. Ursprüngliche Wurzel von Musik und Poesie.

16. Aphorismen (1867—1869).

Gute Fähigkeiten. Es ist eine gute Fähigkeit, seinen Zustand mit einem künstlerischen Auge ansehn zu können und selbst in Leiden und Schmerzen, die uns treffen, in Unbequemlichkeiten und dergleichen jenen Blick der Gorgo zu haben, der augenblicklich Alles zu einem Kunstwerk versteint: jenen Blick aus dem Reiche, wo kein Schmerz ist. — Eine andre gute Fähigkeit ist es, Alles was uns trifft als ein Bildungselement zu erkennen und an sich zu verwerthen: im Grunde heißt dies nur gute Miene zum bösen Spiele machen. Eine solche Gewohnheit kann zum Glauben an eine spezielle Vorsehung verführen: jedenfalls erhebt diese Fähigkeit über die Macht der Unglücksfälle, eben so wie jener vorher angemerkte künstlerische Blick. (Ende 1867).

Die fruchtbaren Gedanken. Wir fangen unsre Studien über einen Punkt der Wissenschaft gewöhnlich nur zufällig an;

das heißt: nicht der Keimgedanke, auf dem die ausgeführte Forschung beruht, ist der Anfang und Ausgangspunkt, sondern irgend eine nebensächliche Kleinigkeit. An diese knüpfen wir andre an, bis wir den ganzen Boden, auf dem wir stehen, mit andern Augen anzusehn beginnen; wir fühlen plötzlich das Wehen von Grundproblemen, deren einzelne Spitzen oder Auswüchse wir zufällig ertappten. Das Finden der Grundgedanken ist uns wie eine Revelation; aber eine solche wird nur dem pertinaciter inquirenti zu theil. — Haben wir nun diese Gedanken gefaßt, so erscheinen uns die Zufälligkeiten der anfänglichen Untersuchung in schlechtem Lichte; wir beseitigen sie meistens oder räumen ihnen eine kleine Ecke in dem späteren Baue ein. (Ende 1867.)

Der Intellekt ist keine reale Einheit, sondern nur eine gedankliche: ein zusammenfassendes Wort für viele Erscheinungen. (Herbst 1868.)

Man ist über sich selbst entweder mit Scham oder mit Eitelkeit ehrlich. (Anfang 1869.)

Eine Kette von Ereignissen scheint uns oftmals nicht mehr zu sein als ein Würfelspiel des blinden Schicksals: aber später offenbart es sich, wie unser Instinkt, der werthvollste Theil unsres Charakters leise tastend das ihm Adäquate aussucht und findet. (Anfang 1869.)

17. Ueber Demokrit.

(Fragmente; Herbst 1867 bis 1868.)

Motto: Demokrit eine schöne griechische Natur, wie eine Statue scheinbar kalt, doch voll verborgener Wärme.

Es ist für einen litterarhistorischen Forscher unsrer Tage nicht mehr anständig, im Schatten der Tradition behaglich zu schlummern. Langsam und zum großen Theil ohne Bewußtsein

der Alterthumsfreunde hat sich eine kritische Methode gebildet, die unserem Denken sich klar und durchsichtig als ein Ergebniß des gesunden Menschenverstandes darstellt. Indeß ist es mit besagtem gesunden Menschenverstande eine eigne Sache. Man glaubt an ihm etwas Consistentes, durch alle Zeiten Verharrendes zu haben, so daß etwa Urtheile aus Perikles und Bismarck's Zeit, falls sie nur dieser gemeinsamen Wurzel entsprossen sind, auch nothwendig zusammenstimmen müßten. Ein großer Irrthum, den die Geschichte jeder Wissenschaft widerlegt! Vielmehr ist jener sogenannte gesunde Menschenverstand ein perpetuum mobile, ein unfaßbares Ding, eine Art Gradmesser der logischen Fähigkeiten einer Periode, eines Volkes, einer Wissenschaft, eines Menschen! Der Deutsche und der Franzose, der Fabrikant und der Gelehrte, der Naturforscher und der Philolog, das Weib und der Mann, sie alle gebrauchen das eine Wort und meinen doch ein jeder etwas Verschiednes damit.

Die litterarhistorischen Forscher vergangner Zeiten, die die Belege für irgend eine Thatsache zusammensuchten und, wenn unter diesen irgend ein Widerstreit sich kund gab, sich auf die Seite der zahlreicheren Zeugen stellten, glaubten sicherlich damit den Anforderungen des gesunden Menschenverstandes genug gethan zu haben. Nicht anders machte es ja der ehemalige Textkritiker, der sorgsam die Handschriften zählte, aber nicht abwog. Im Grunde ist man auf der Bahn litterarhistorischer Forschungen nur dadurch fortgeschritten, daß man sich nicht bei einer Antwort beruhigte, sondern weiter fragte, daß man sich entschloß, keine Frage auf dem Herzen zu behalten, daß man allmählich die übertriebene Pietät gegen alte Zeugnisse verlernte. Es war gewißlich etwas Ethisches in jener verstummenden Hingebung an die Urtheile des Alterthums, aber es war die Ethik des Weibes. In der neueren Forschung, die kein Blatt vor den Mund nimmt, die den Kranz von dem einen Haupte Homer's nahm und ihn in alle Winde zerstreute, die den kühnen Titel Aristoteles pseudepigraphus erfand, weht die kühne und unerschrockne Sittlichkeit des Mannes. Hier sehen wir, wie Erkennen und Wollen, gesunder Menschenverstand und Moral in der allmählich heranreifenden Methode einer Wissenschaft gemeinsam ihre Rolle spielen.

Durch dies energische Weiterfragen ist das naive Zutrauen zu dem Alterthum und seinen selbsteignen Aussagen verschwunden. Mancher verlor sich ohne Steuer in den unruhigen Fluthen der Skepsis, mancher packte, um nicht jeden Halt zu missen, herumschwimmende Trümmer und suchte sich zu überreden, er habe festen Boden gefunden. Grenzenlos wie früher das Vertrauen ist jetzt das Mißtrauen, und sittlich erscheint jetzt der Zweifel, wie es früher der Glaube war.

Dieser Zustand hat nichts beunruhigendes, er ist kein Krankheitssymptom unsrer Wissenschaft. Vielmehr darf man nicht vergessen, daß die Skepsis vermöge ihrer eigenthümlichen Natur ihre eignen Kinder anbeißt, daß sie eine Grenze zu erreichen pflegt, wo sie sich überschlägt und denselben Pfad zurückläuft, den sie eben verlassen hat. Inzwischen spähen wir aus, ob noch nicht über einigen der Hauptprobleme z. B. über den homerischen, den platonischen, den aristotelischen Fragen das Licht zu dämmern beginnt, und begnügen uns einstweilen mit dem reichen Nebenertrage dieser skeptischen Studien. Durch dieselben ist nämlich eine große Masse latentes Alterthum aufgedeckt worden, so daß es uns, wenn selbst die großen Fragen ungelöst bleiben sollten, doch nicht schlimmer gegangen sein würde als den Alchymisten, die den Stein der Weisen suchten und sehr viel nützliche Dinge, Pulver, Porzellan u. s. w. fanden.

Durch diese vorausgeschickten Bemerkungen wollen wir den Horizont der nachfolgenden Untersuchungen umschreiben. Durch die Skepsis untergraben wir die Tradition, durch die Consequenzen der Skepsis treiben wir die versteckte Wahrheit aus ihrer Höhle und finden vielleicht, daß die Tradition Recht hatte, obwohl sie auf thönernen Füßen stand. Ein Hegelianer also würde etwa sagen, daß wir die Wahrheit durch die Negation der Negation zu ermitteln suchten. Wem aber eine derartige Wahrheit mißfällt, der halte sich an den nicht unbeträchtlichen Nebenertrag. Denn ungespeist soll niemand von diesem Tische weggehen, wenn er nicht einen allzuverwöhnten Gaumen mitbringt.

Wir sind Demokrit noch viele Todtenopfer schuldig, um nur einigermaßen wieder gut zu machen, was die Vergangenheit an

ihm verschuldet hat. In der That hat selten ein bedeutender Schriftsteller so mannigfache und den verschiedensten Beweggründen entsprungene Angriffe erleiden müssen wie Demokrit; Theologen und Metaphysiker haben auf seinen Namen ihren eingewurzelten Groll gegen den Materialismus gehäuft; hielt doch der göttliche Plato seine Schriften für so gefährlich, daß er sie in einem privaten Autodafé zu vernichten dachte und nur durch die Ueberlegung gehindert wurde, daß es schon zu spät sei, daß das Gift sich zu weit schon verbreitet habe. Später rächten sich die Dunkelmänner des Alterthums dadurch an ihm, daß sie ihre magische und alchymistische Schriftstellerei unter seiner Firma einschmuggelten und dadurch den Vater aller aufklärenden, rationalistischen Tendenzen in den Ruf eines großen Magus brachten. Dem hereinbrechenden Christenthum endlich gelang es, den energischen Plan Plato's durchzuführen: und allerdings mußten einem antikosmischen Zeitalter die Schriften Demokrit's ebenso wie die Epikur's als das inkarnirte Heidenthum erscheinen. Unserer Zeit endlich blieb es aufbehalten, auch die philosophische Größe des Mannes zu leugnen und die Natur eines Sophisten an ihm wiederzuerkennen. Diese Angriffe bewegen sich alle auf einem Boden, der für uns nicht weiter betretbar ist.

Er wird mit dem Aufbau der Welt und der Ethik zu schnell fertig: die tieferen Probleme verbergen sich vor ihm. Das macht, sein Wille treibt seinen Forschersinn; er will nun einmal fertig sein und die letzte Erkenntniß erreicht haben. Daran glaubt er dann; und dies verleiht ihm die selbstgenugsame Sicherheit. Noch nicht hatte er beim Zurückschauen auf frühere Systeme eine endlose Fülle von verschiednen Standpunkten bemerkt; er schied aus den wenigen Vorgängern das ihm Homogene, das Verständige, Einfache aus und verurtheilte schonungslos jede Hineinmischung einer mythischen Welt. Er ist somit ein vertrauender Rationalist; er glaubt an die erlösende Wirkung seines Systems und sieht das Arge und Unvollendete nur außerhalb desselben.

Damit erreicht er als der erste der Griechen den wissenschaftlichen Charakter, der in dem Bestreben liegt, eine Fülle

der Erscheinungen einheitlich zu erklären, ohne in schwierigeren Momenten einen deus ex machina herbeizuziehn. Dieser neue Typus hat den Griechen imponirt. Eine derartige Hingabe an die Wissenschaft, die ein ruheloses Wanderleben voller Entbehrungen und schließlich ein unvermögendes Alter bewirkte, war der harmonischen Ausbildung und Mitte zuwider. Demokrit selbst empfand dies als ein neues Lebensprincip; eine wissenschaftliche Ergründung schätzte er höher als das Perserreich. Im wissenschaftlichen Leben glaubte er das Ziel aller Eudämonie gefunden zu haben. Von diesem Standpunkte verwarf er das Leben der Menge und der frühern Philosophen. Das Leid und Wehe der Menschen leitete er aus ihrem unwissenschaftlichen Leben ab, vor allem aus ihrer Götterfurcht. Dabei mußte er an den großen Vorgänger Empedokles denken und an seine düstere Mythologie. Er hat eben ein unbedingtes Vertrauen zu der Schlußkraft der ratio; die Welt und die Menschen sind ihm, wie er meint, entschleiert, und darum verwirft er die Hüllen und Grenzen, die andre eben derselben ratio setzen. Ein wissenschaftliches Leben war damals eine Paradoxie; und Demokrit bezeugte sich als ein schwärmerischer Apostel der neuen Lehre. Daher der dichterische Schwung seiner Darstellung, die wir leicht als auffällig betrachten könnten. Die Poesie liegt nicht in seinem System, sondern in dem Glauben, den er an das System knüpft. Aehnlich ist der Enthusiasmus der Pythagoräer für die Zahl zu erklären; die ersten Anfänge einer wissenschaftlichen Erkenntniß sind von den Griechen mit trunkenen Blicken betrachtet worden.

Also für Demokrit hatte seine Betrachtungsweise einen ethischen Werth erhalten; er glaubte an das Glück der Menschen, wenn seine wissenschaftliche Methode in's Leben träte: wobei an Auguste Comte zu erinnern ist. Dieser Glaube machte ihn zum Dichter, so wenig auch die Lehre selbst poetische Momente in sich schloß. Sein ganzes Leben widmete er nur dem Streben, in alle Art von Dingen mit seiner Methode einzudringen. So war er auch der erste, der systematisch allen Wissensstoff durcharbeitete.

18. Fragment einer Kritik der Schopenhauerischen Philosophie.

(Wahrscheinlich Herbst 1867.)

1.

Das Titelblatt der „Welt als Wille und Vorstellung" enthüllt uns bereits, was Schopenhauer durch dieses Werk der Menschheit geleistet zu haben beansprucht. Die sehnsüchtige Frage aller Metaphysiker, wie sie das Goethische Wort ausspricht: „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?" wird von ihm kühnlich mit Ja beantwortet, und damit die neue Erkenntniß wie eine Tempelinschrift weit und breit in die Augen falle, so hat er die erlösende Formel für das älteste und wichtigste Räthsel der Welt seinem Buche als Titel an die Stirn geschrieben: die Welt als Wille und Vorstellung.

Um bequem aufzufassen, worin das Lösende und Aufklärende dieser Formel zu suchen sei, empfiehlt es sich, sie in eine halb bildliche Form umzusetzen:

Der grundlose erkenntnißlose Wille offenbart sich, unter einen Vorstellungsapparat gebracht, als Welt.

Wenn wir von diesem Satze das subtrahiren, was als das Vermächtniß des großen Kant auf Schopenhauer übergegangen ist, und was dieser jederzeit in seiner großartigen Manier mit dem gebührendsten Respekt betrachtet hat: so bleibt das eine Wort „Wille" sammt seinen Prädikaten zurück, somit ein schwergemünztes, vielumschließendes Wort, wenn anders mit ihm ein so bedeutend über Kant hinaus schreitender Gedanke bezeichnet sein soll, daß sein Entdecker von ihm sagen konnte, er halte ihn für dasjenige, was man unter dem Namen der Philosophie sehr lange gesucht habe und dessen Auffindung ebendaher von den historisch Gebildeten für so unmöglich gehalten werde als die des Steins der Weisen.

Dabei fällt uns zur rechten Zeit ein, daß auch Kant eine nicht minder fragwürdige Entdeckung, die altmodisch schnörkelhafte Kategorientafel, als die größte, ergebnißreichste That seines Lebens erschien, obwohl mit dem charakteristischen Unterschied, daß nach Beendigung des Schwersten, was jemals zum Behuf

der Metaphysik unternommen werden konnte, Kant sich selbst wie eine gewaltsam hervorbrechende Naturkraft anstaunte und die Weihe empfieng, als Reformator der Philosophie aufzutreten, wogegen Schopenhauer allezeit für seinen angeblichen Fund der genialen Besonnenheit und anschaulichen Kraft seines Intellekts Dank weiß.

Die Irrthümer großer Männer sind verehrungswürdig, weil sie fruchtbarer sind als die Wahrheiten der kleinen.

Wenn wir also gegenwärtig darangehen jenen vorhin aufgestellten Satz, den Inbegriff des Schopenhauerischen Systems, prüfend zu zerlegen, so steht kein Gedanke uns ferner, als mit einer solchen Kritik Schopenhauer selbst auf den Leib zu rücken, ihm triumphirend die einzelnen Stücke seiner Beweise vorzuhalten und am Schluß mit hochgezogenen Augenbrauen die Frage aufzuwerfen, wie in aller Welt ein Mensch mit einem so durchlöcherten System zu solchen Prätensionen komme.

2.

In der That darf nicht geleugnet werden, daß auf jenen Satz, den wir als den Inbegriff des Schopenhauerischen Systems vorangestellt haben, von vier Seiten aus erfolgreiche Angriffe gemacht werden können.

1. Der erste und allgemeinste, gegen Schopenhauer nur insofern gerichtet, als er hier nicht, wo es nöthig war, über Kant hinaus gieng, hat den Begriff eines Dings an sich im Auge und sieht in demselben, um mit Überweg zu reden, nur eine versteckte Kategorie.

2. Selbst aber Schopenhauer's Berechtigung zugegeben, auf jenen gefährlichen Pfad Kant zu folgen, so ist dasjenige, was er an Stelle des Kantischen x setzt, der Wille, nur mit Hülfe einer poetischen Intuition erzeugt, während die versuchten logischen Beweise weder Schopenhauer noch uns genügen können.

3. Zudritt sind wir gezwungen uns gegen die Prädikate zu verwahren, die Schopenhauer seinem Willen beilegt, welche für etwas schlechthin Undenkbares viel zu bestimmt lauten und durchweg aus dem Gegensatze zur Vorstellungswelt gewonnen sind: während zwischen dem Ding an sich und der Erscheinung nicht einmal der Begriff des Gegensatzes eine Bedeutung hat.

4. Immerhin könnte man zu Gunsten Schopenhauer's gegen alle diese 3 Instanzen eine dreifache potenzirte Möglichkeit geltend machen: es kann ein Ding an sich geben, allerdings in keinem andern Sinn, als auf dem Gebiete der Transcendenz eben alles möglich ist, was jemals in eines Philosophen Hirn ausgebrütet ist. Dies mögliche Ding an sich kann der Wille sein: eine Möglichkeit, die, weil sie aus der Verbindung zweier Möglichkeiten entstanden ist, bloß noch die negative Potenz der ersten Möglichkeit ist, mit andern Worten schon einen starken Schritt nach dem andern Pol zu, der Unmöglichkeit, bedeutet. Wir steigern diesen Begriff einer immer abnehmenden Möglichkeit noch einmal, indem wir zugeben, daß selbst die Prädikate des Willens, die Schopenhauer annahm, ihm zukommen können: eben weil zwischen Ding an sich und Erscheinung ein Gegensatz zwar unerweislich ist, aber doch gedacht werden kann. Gegen einen solchen Knäuel von Möglichkeiten würde sich nun zwar jedes sittliche Denken erklären, aber selbst auf diesen ethischen Einwand könnte man noch entgegnen, daß der Denker, vor dem Räthsel der Welt stehend, eben kein andres Mittel hat als zu rathen, in der Hoffnung, daß ein genialer Moment ihm das Wort auf die Lippen legt, das den Schlüssel zu jener vor Aller Augen liegenden und doch ungelesenen Schrift bietet, die wir Welt nennen. Ob dies das Wort „Wille" ist? — Hier ist die Stelle, wo wir unsern vierten Angriff machen müssen. Das Schopenhauerische Grundgewebe verstrickt sich in seinen Händen: zum kleinsten Theil in Folge einer taktischen Ungeschicklichkeit seines Urhebers, zumeist aber, weil die Welt sich nicht so bequem in das System einspannen läßt, als Schopenhauer in der ersten Finderbegeisterung gehofft hatte. In seinem Alter klagte er, daß das schwerste Problem der Philosophie auch durch seine Philosophie nicht gelöst sei. Er meinte damit die Frage nach den Grenzen der Individuation.

5.

Fürderhin wird uns eine bestimmte Gattung jener Widersprüche, von denen das Schopenhauerische System durchlöchert ist, angelegentlich beschäftigen; eine Gattung von äußerst wichtigen und kaum vermeidlichen Widersprüchen, die gewissermaßen noch unter dem Herzen der Mutter ruhend sich schon zum

Kriege gegen sie rüsten und die, kaum geboren, ihre erste That thun, indem sie die Mutter tödten. Sie beziehn sich sämmtlich auf die Grenzen der Individuation und haben ihr πρῶτον ψεῦδος in dem unter Nummer 3 berührten Punkte.

„Der Wille als Ding an sich", sagt Schopenhauer (W. a. W. u. V. I. Band, erstes Buch, § 23), „ist von seiner Erscheinung gänzlich verschieden und völlig frei von allen Formen derselben, in welche er eben erst eingeht, indem er erscheint, die daher nur seine Objektität betreffen, ihm selbst fremd sind. Schon die allgemeinste Form aller Vorstellung, die des Objekts für ein Subjekt, trifft ihn nicht; noch weniger die dieser untergeordneten, welche insgesammt ihren gemeinschaftlichen Ausdruck im Satz vom Grunde haben, wohin bekanntlich auch Zeit und Raum gehören, und folglich auch die durch diese allein bestehende und möglich gewordene Vielheit. In dieser letztern Hinsicht werde ich, mit einem aus der alten eigentlichen Scholastik entlehnten Ausdruck, Zeit und Raum das principium individuationis nennen". In dieser Darstellung, der wir in zahllosen Variationen in Schopenhauer's Schriften begegnen, überrascht der diktatorische Ton, der von jenem durchaus außerhalb der Erkenntnißsphäre liegenden Dinge an sich eine Anzahl negativer Eigenschaften aussagt und somit nicht im Einklang mit der Behauptung bleibt, daß es von der allgemeinsten Form der Erkenntniß, Objekt zu sein für ein Subjekt, nicht getroffen werde. Dies drückt Schopenhauer selbst (W. a. W u. V. I. Band, erstes Buch, § 22) so aus: „Dieses Ding an sich, welches als solches nimmermehr Objekt ist, eben weil alles Objekt schon wieder seine bloße Erscheinung, nicht mehr es selbst ist, mußte, wenn es dennoch objektiv gedacht werden sollte, Namen und Begriff von einem Objekt borgen, von etwas irgendwie objektiv Gegebenem, folglich von einer seiner Erscheinungen." Schopenhauer verlangt also, daß etwas, was nie Objekt sein kann, dennoch objektiv gedacht werden soll: auf welchem Wege wir aber nur zu einer scheinbaren Objektivität gelangen können, insofern ein durchaus dunkles unfaßbares x mit Prädikaten wie mit bunten Kleidern behängt wird, die einer ihm selbst fremden Welt, der Erscheinungswelt, entnommen sind. Die Forderung ist nachher, daß wir die umgehängten Kleider, nämlich die Prädikate, für das Ding an sich ansehn sollen: denn

das bedeutet der Satz „wenn es dennoch objektiv gedacht werden soll, muß es Namen und Begriff von einem Objekte borgen". Der Begriff „Ding an sich" wird also, „weil es so sein soll", heimlich bei Seite geschafft und uns ein anderer in die Hand gedrückt.

Der geborgte Name und Begriff ist eben der Wille, „weil er die deutlichste, am meisten entfaltete, vom Erkennen unmittelbar beleuchtete Erscheinung des Dings an sich ist". Doch das geht uns hier nichts an: wichtiger ist für uns, daß auch die sämmtlichen Prädikate des Willens von der Erscheinungswelt geborgt sind. Freilich macht Schopenhauer hier und da den Versuch, den Sinn dieser Prädikate als gänzlich unfaßbar und transscendent darzustellen, z. B. (W. a. W. u. V. II. Band, zweites Buch, Kapitel 25) „die Einheit jenes Willens, in welchem wir das Wesen an sich der Erscheinungswelt erkannt haben, ist eine metaphysische, mithin die Erkenntniß derselben transscendent, d. h. nicht auf den Funktionen unsers Intellekts beruhend und daher mit diesen nicht eigentlich zu erfassen." Vgl. dazu W. a. W. u. V. I. Band, erstes Buch, § 23 u. 25. Wir überzeugen uns aber aus dem ganzen System Schopenhauer's, und besonders allerdings aus der ersten Darstellung desselben im ersten Bande der W. a. W. u. V., daß er, wo es ihm irgend paßt, den menschlichen und durchaus nicht transscendenten Gebrauch der Einheit im Willen sich erlaubt und im Grunde nur dann auf jene Transscendenz recurrirt, wo die Lücken des Systems sich ihm zu sichtlich darstellen. Es ist also mit dieser „Einheit" wie mit dem „Willen", es sind aus der Erscheinungswelt genommene Prädikate des Dings an sich, unter denen der eigentliche Kern, eben das Transscendentale, sich verflüchtigt. Es gilt eben von den drei Prädikaten, der Einheit, Ewigkeit (d. h. Zeitlosigkeit), Freiheit (d. h. Grundlosigkeit), was von dem Ding an sich gilt: sie alle sind sammt und sonders unzertrennlich mit unsrer Organisation verknüpft, so daß es völlig zweifelhaft ist, ob sie außerhalb der menschlichen Erkenntnißsphäre überhaupt eine Bedeutung haben. Daß sie aber dem Ding an sich zukommen sollen, weil ihre Gegensätze in der Erscheinungswelt dominiren, das wird uns weder Kant noch Schopenhauer beweisen, ja nicht einmal wahrscheinlich machen können, letzterer vor allem deshalb nicht, weil sein Ding an sich, der Wille, mit jenen drei Prädi-

katen nicht auskommen und haushalten kann, sondern fortwährend genöthigt ist, ein Anlehen bei der Erscheinungswelt zu machen, d. h. den Begriff der Vielheit, Zeitlichkeit und der Causalität auf sich zu übertragen.

Dagegen behält seine volle Richtigkeit, wenn er (I. Band, zweites Buch, § 17) sagt, daß „von außen dem Wesen der Dinge nimmermehr beizukommen ist: wie immer man auch forschen mag, so gewinnt man nichts als Bilder und Namen".

4.

Der Wille erscheint; wie konnte er erscheinen? Oder anders gefragt: woher der Vorstellungsapparat, in dem der Wille erscheint? Schopenhauer antwortet mit einer ihm eigenthümlichen Wendung, indem er den Intellekt als eine μηχανή des Willens bezeichnet (II. Band, zweites Buch, Kapitel 22). Die Steigerung aber der Gehirnentwicklung werde durch das sich immer mehr erhöhende und complicirende Bedürfniß der entsprechenden Erscheinungen des Willens herbeigeführt. Das erkennende und bewußte Ich sei somit im Grunde tertiär, indem es den Organismus voraussetzt, dieser aber den Willen (W. a. W. u. V. II. Band, zweites Buch, Kapitel 22). Schopenhauer denkt sich somit eine Stufenfolge von Willenserscheinungen mit fortwährend sich steigernden Existenzbedürfnissen: um diese zu befriedigen, bediene sich die Natur einer entsprechenden Stufenfolge von Hülfsmitteln, unter denen auch der Intellekt vom kaum dämmernden Empfinden an bis zu seiner äußersten Klarheit seine Stelle habe. Bei einer derartigen Anschauung wird eine Erscheinungswelt vor die Erscheinungswelt gesetzt: wenn wir nämlich die Schopenhauerischen termini über das Ding an sich festhalten wollen. Auch schon vor der Erscheinung des Intellekts sehen wir das principium individuationis, das Gesetz der Causalität in voller Wirksamkeit. Der Wille ergreift das Leben in voller Hast und sucht auf alle Weise in die Erscheinung zu treten; er beginnt bescheidener Weise mit den untersten Stufen und dient gewissermaßen von der Pike auf. In dieser Gegend des Schopenhauerischen Systems ist schon alles in Worte und Bilder aufgelöst: von den uranfänglichen Bestimmungen des Dings an sich ist alles, fast bis auf die Erinnerung verloren gegangen. Und wo diese einmal dazwischen

tritt, da dient sie nur dazu, den vollendeten Widerspruch in volle Tagesbeleuchtung zu stellen. Parerga, Band II, Kapitel VI § 87, zur Philosophie und Wissenschaft der Natur: „Die allem Leben auf der Erde vorhergegangenen geologischen Vorgänge sind in gar keinem Bewußtsein dagewesen: nicht im eigenen, weil sie keines haben; nicht in einem fremden, weil keines da war. Also sie waren überhaupt nicht; oder was bedeutet denn noch ihr Dagewesensein? — Es ist im Grunde ein bloß hypothetisches: nämlich wenn zu jenen Urzeiten ein Bewußtsein dagewesen wäre, so würden in demselben solche Vorgänge sich dargestellt haben: dahin leitet uns der Regressus der Erscheinungen: also lag es im Wesen des Dinges an sich, sich in solchen Vorgängen darzustellen." Sie sind, wie Schopenhauer auf derselben Seite sagt, nur Übersetzungen in die Sprache unsres anschauenden Intellekts.

Aber, fragen wir nach diesen besonnenen Ausführungen, wie war dann jemals die Entstehung des Intellekts möglich? Das Dasein der letzten Stufe vor Erscheinung des Intellekts ist doch gewiß eben so hypothetisch als das jeder früheren, d. h. sie war nicht vorhanden, weil kein Bewußtsein vorhanden war. Auf der nächsten soll nun der Intellekt erscheinen, d. h. aus einer nicht existirenden Welt soll plötzlich und unvermittelt die Blume der Erkenntniß hervorbrechen. Dies soll zugleich in einer Sphäre der Zeitlosigkeit und Raumlosigkeit geschehn sein, ohne Vermittlung der Causalität: was aber aus einer solchen entweltlichten Welt stammt, muß selbst — nach den Schopenhauerischen Sätzen — Ding an sich sein: entweder ruht nun der Intellekt als ein neues Prädikat ewig zusammengeschlossen mit dem Ding an sich; oder es kann keinen Intellekt geben, weil niemals ein Intellekt werden konnte.

Aber es existirt einer: folglich würde er nicht ein Werkzeug der Erscheinungswelt, wie Schopenhauer will, sein können, sondern Ding an sich sein, d. h. Wille. Das Schopenhauerische Ding an sich würde also zugleich principium individuationis und Grund der Necessitation sein: mit andern Worten: die vorhandene Welt. Er wollte das x einer Gleichung finden: und es ergiebt sich aus seiner Rechnung, daß es = x ist, d. h. daß er es nicht gefunden hat.

Es ist zu beachten, mit welcher Behutsamkeit Schopenhauer der Frage nach dem Ursprung des Intellekts aus dem Wege geht: sobald wir in die Region dieser Frage kommen und im Stillen hoffen, daß es jetzt kommen werde, da verbirgt er sich gewissermaßen hinter Wolken: obwohl es ganz ersichtlich ist, daß der Intellekt im Schopenhauerischen Sinn schon eine im principium individuationis und den Gesetzen der Causalität befangene Welt voraussetzt. Einmal, soweit ich sehe, liegt ihm dies Bekenntniß auf der Zunge: aber er würgt es auf eine so seltsame Weise herunter, daß wir hierauf näher eingehn müssen. W. a. W. u. V. II. Band, zweites Buch, Kapitel 22: „Gehn wir nun, in der objektiven Auffassung des Intellekts, soweit wir irgend können, zurück;" u. s. w.

5. Idee.

6. Charakter.

7. Teleologie und Gegensatz.

8.

19. Gedanken zu „Schopenhauer als Schriftsteller".
(Frühjahr 1868.)

Es ist dies das Zeitalter Schopenhauer's; ein gesunder Pessimismus, der zum Hintergrund das Ideal hat, ein manneskräftiger Ernst, eine Abneigung gegen das Hohle, Substanzlose und Zuneigung zum Gesunden und Einfachen.

Im Gegensatz zu Kant ist Schopenhauer der Dichter, im Gegensatz zu Goethe ist er der Philosoph.

Gegen Kant ist er naiv und klassisch.

Er hat überhaupt einen Stil: während die meisten Philosophen ihn nicht haben und einige leugnen, daß Wissenschaften wie Mathematik, Logik u. s. w. ihn haben können.

Man kann öfter beurtheilen, wo er neu ansetzte, wo er in Fluß und genialen Schwung geräth.

Auch die Urtheile Schopenhauer's haben eine klassische Ursprünglichkeit: vieles was schon als Erbgut der Völker ganz abgeschliffen und flach geworden ist, tritt bei ihm als eine Neuschöpfung auf. Er hat verachtete Münzen gereinigt und ihren Goldglanz enthüllt.

Schopenhauer ist der Philosoph einer wiedererweckten Klassizität, eines germanischen Hellenenthums.

Schopenhauer ist der Philosoph eines regenerirten Deutschlands, insofern stand er auch weit über seiner Zeit, die ihm jetzt anfängt näher zu kommen. Er ist nüchterner als seine Zeitperiode, zugleich gesunder, doch auch schöner und ideeller als selbe, vor Allem aber wahrer. Er ist der wahrste Philosoph: der kräftigste Brustsauger aus den Philosophen.

Für Schopenhauer ist Philosophie ein ungestümer Trieb.

20. Ueber Ethik.

(Frühjahr 1868.)

Man wirft der Schopenhauerischen Ethik vor, daß sie keine imperative Form habe.

Das Ding, was die Philosophen Charakter nennen, ist eine unheilbare Krankheit. Eine imperative Ethik ist eine solche, welche mit den Krankheitssymptomen zu thun hat und, indem sie gegen diese kämpft, den Glauben hat, den einheitlichen Grundstock, das Urübel zu beseitigen. Wer gar die praktische Ethik auf Aesthetik gründen will, der wäre wie ein Arzt, der nur die Symptome bekämpfte, welche häßlich und wider den guten Geschmack wären.

Philosophisch betrachtet ist es gleich, ob ein Charakter sich äußert oder ob seine Aeußerungen zurückgehalten werden; nicht erst der Gedanke, nein schon die Constitution macht den Mörder, er ist schuldig ohne That. Es giebt eine ethische Aristokratie anderseits, wie es eine geistige giebt: in sie kann man weder durch Adelsverleihungen noch durch Heirath kommen.

In wiefern ist nun Erziehung, Volksunterricht, Katechismus berechtigt, ja nothwendig?

Der unveränderliche Charakter wird in seinen Aeußerungen durch seine Umgebung und Bildung beeinflußt: nicht in seinem Wesen. Eine Volksethik will also im allgemeinen Wohl die schlechten Aeußerungen möglichst unterdrücken; ein Unternehmen, das viel Aehnlichkeit mit der Polizei hat. Das Mittel ist eine Religion mit Belohnungen und Strafen; es kommt eben nur

auf die Aeußerungen an: deshalb kann der Katechismus sagen: Du sollst nicht tödten. Du sollst nicht fluchen u. s. w. Unsinnig aber ist der Imperativ „sei gut!“ wie es jener andre ist „sei weise“, „sei ein Talent“.

Das „allgemeine Wohl“ ist nicht die Sphäre der Wahrheit; denn die Wahrheit verlangt gesagt zu werden, auch wenn sie häßlich und unethisch ist.

Zugegeben z. B. daß die Lehre Schopenhauer's (doch auch des Christenthums) von der erlösenden Kraft der Leiden wahr ist, so wäre es eine Sorge für das „allgemeine Wohl“ die Leiden nicht zu mindern, ja vielleicht sie zu mehren, nicht nur für sich, sondern für andere. An dieser Grenze wird die praktische Ethik häßlich, ja consequente Menschenquälerei. Aehnlich ist die Wirkung des Christenthums verneinend, wenn es gebietet, vor jeder Art von Obrigkeit Respekt zu haben 2c., insgleichen jedes Leiden ohne Versuch der Abwehr über sich ergehn zu lassen.

21. Die Teleologie seit Kant.

(Frühjahr 1868.)

(Diese Gedanken-Entwürfe sind fast vollständig mitgetheilt; ausgelassen sind nur die Stellen, an denen Nietzsche Kantische Citate und Gedankengänge ohne eigene Bemerkungen giebt. Die ohne nähere Titel-Angabe gebrachten §-Zahlen beziehen sich auf Kant's Kritik der Urtheilskraft.)

Kant sucht zu erweisen, daß eine Nöthigung existire, uns die Naturkörper als prämeditirt d. h. nach Zweckbegriffen zu denken. Ich kann nur zugeben, daß dies eine Art ist, sich die Teleologie zu erklären. Die Analogie der menschlichen Erfahrung stellt daneben noch die zufällige d. h. die nicht meditirte Entstehung des Zweckmäßigen, z. B. in dem glücklichen Zusammentreffen von Talent und Schicksal, Lotterieloosen 2c. Also: in der unendlichen Fülle von wirklichen Fällen müssen auch die günstigen oder zweckmäßigen sein. Die Nöthigung, von der Kant spricht, existirt für unsre Zeit kaum mehr: man denke aber daran, daß selbst Voltaire den teleologischen Beweis für unbezwinglich hielt.

Optimismus und Teleologie gehn Hand in Hand: beiden liegt daran, das Unzweckmäßige zu bestreiten als etwas wirklich Unzweckmäßiges.

Gegen Teleologie im Allgemeinen ist die Waffe: Nachweis des Unzweckmäßigen. Dadurch wird nur erwiesen, daß die höchste Vernunft nur sporadisch gewirkt hat, daß es auch ein Terrain für geringere Vernunft giebt. Es giebt also keine einheitliche teleologische Welt; doch eine schaffende Intelligenz.

Die Annahme einer solchen wird nach menschlicher Analogie gemacht: warum kann es nicht eine unbewußt das Zweckmäßige schaffende Macht d. h. Natur geben: man denke an den Instinkt der Thiere. Dies der Standpunkt der Naturphilosophie. Man legt also das Erkennende nicht mehr außerhalb der Welt. Aber wir bleiben in der Metaphysik stecken und müssen ein Ding an sich heranziehn.

Schließlich kann auf streng menschlichem Standpunkte eine Lösung möglich sein: die empedokleische, wo das Zweckmäßige nur als ein Fall unter vielem Unzweckmäßigen erscheint.

Zwei metaphysische Lösungen sind versucht: die eine, grob anthropologische, stellt einen idealen Menschen außerhalb der Welt, die andre, ebenfalls metaphysische, flüchtet in eine intelligible Welt, in der der Zweck den Dingen immanent ist.

Naturphilosophisch.

Die einfache Idee tritt in Vielheit der Theile und Zustände des Organismus auseinander, aber sie bleibt als Einheit in der nothwendigen Verknüpfung der Theile und Funktionen. Dies macht der Intellekt.

Die Zweckmäßigkeit des Organischen, die Gesetzmäßigkeit des Unorganischen ist von unserm Verstande in die Natur hineingebracht.

Dieselbe Idee, erweitert, giebt die Erklärung der äußern Zweckmäßigkeit. Das Ding an sich muß seine Einheit zeigen in der Uebereinstimmung aller Erscheinungen. Alle Theile der Natur kommen einander entgegen, weil ein Wille da ist.

Aber den Gegensatz zur ganzen Theorie bildet jener schreckliche Kampf der Individuen (die doch auch eine Idee manifestiren) und der Gattungen. Die Erklärung setzt also eine durchgehende

Teleologie voraus: die nicht existirt. Das Schwierige ist eben die Vereinigung der teleologischen und unteleologischen Welt.

Die Stellung des Problems.
Kant's Zurückweisung von Lösungsversuchen.
Lösungen der Naturphilosophen.
Kritik von Kant's Ansicht.

Die Frage hat darin Aehnlichkeit mit der nach der Freiheit des menschlichen Willens, daß man ihre Lösungen im Gebiete einer intelligibeln Welt suchte, weil man eine coordinirte Möglichkeit übersah.

Es giebt keine Frage, die nothwendig nur durch die Annahme einer intelligibeln Welt gelöst wird.

Teleologie: innere Zweckmäßigkeit. Wir sehen eine complicirte Maschine, die sich erhält und können nicht einen andern Bau aussinnen, wie sie einfacher zu construiren sei. Das heißt aber nur: die Maschine erhält sich, also ist sie zweckmäßig. Ein Urtheil über „höchste Zweckmäßigkeit" steht uns nicht zu. Wir könnten also höchstens auf eine Vernunft schließen, haben aber kein Recht, sie als eine höhere oder niedre zu bezeichnen.

Eine äußere Zweckmäßigkeit ist eine Täuschung.

Dagegen ist uns die Methode der Natur bekannt, wie ein solch „zweckmäßiger" Körper entsteht, eine sinnlose Methode. Demnach erweist sich die Zweckmäßigkeit nur als Lebensfähigkeit, d. h. als conditio sine qua non. Der Zufall kann die schönste Melodie finden.

Zweitens kennen wir die Methode der Natur, wie solch ein zweckmäßiger Körper erhalten wird. Mit sinnlosem Leichtsinn.

Die Teleologie wirft aber eine Menge Fragen auf, die unlösbar sind oder bis jetzt nicht gelöst sind.

Der Weltorganismus, Ursprung des Bösen gehört nicht hierher. Aber z. B. die Entstehung des Intellektes.

Ist es nöthig, der Teleologie eine erklärte Welt entgegenzustellen? Es ist nur eine andre Wirklichkeit auf einem abgegrenzten Gebiete nachzuweisen.

Gegenannahme: die sich offenbarenden logischen Gesetze können auf höheren Stufen höhere sein. Aber wir dürfen gar nicht von logischen Gesetzen reden.

Zweckmäßig.

Wir sehen eine Methode zur Erreichung des Zweckes oder richtiger: wir sehen die Existenz und ihre Mittel und schließen, daß diese Mittel zweckmäßig sind. Darin liegt noch nicht die Anerkennung eines hohen, gar eines höchsten Vernunftgrades.

Wir staunen sodann das Complicirte an und muthmaßen (nach menschlicher Analogie) darin eine besondere Weisheit.

Das Wunderbare ist uns eigentlich das organische Leben: und alle Mittel, dies zu erhalten, nennen wir zweckmäßig. Weshalb hört in der unorganischen Welt der Begriff des Zweckmäßigen auf? Weil wir hier lauter Einheiten haben, nicht aber zusammengehörige in einander arbeitende Theile.

Die Beseitigung der Teleologie hat einen praktischen Werth. Es kommt nur darauf an, den Begriff einer höheren Vernunft abzulehnen: so sind wir schon zufrieden.

Schätzung der Teleologie in ihrer Würdigung für die menschliche Ideenwelt.

Die Teleologie ist wie der Optimismus nur ein ästhetisches Produkt.

Die strenge Nothwendigkeit von Ursache und Folge schließt die Zwecke in der unbewußten Natur aus. Denn da die Zweckvorstellungen nicht in der Natur erzeugt sind, müssen sie als außerhalb der Causalität liegende hier und da eingeschobene Motive betrachtet werden; wodurch eben die strenge Nothwendigkeit fortwährend unterbrochen wird. Das Dasein ist mit Wundern durchlöchert.

Die Teleologie als Zweckmäßigkeit und Folge bewußter Intelligenz treibt immer weiter. Man fragt nach dem Zwecke dieses vereinzelten Eingreifens und steht hier vor der reinen Willkür.

Ordnung und Unordnung giebt es nicht in der Natur.

Wir schreiben dem Zufall die Wirkungen zu, deren Verknüpfung mit den Ursachen wir nicht sehen.

Die Dinge existiren, also müssen sie existiren können d. h. sie müssen die Bedingungen zur Existenz haben. Wenn der Mensch etwas anfertigt d. h. existenzfähig machen will, so überlegt er, unter welchen Bedingungen dies geschehn könne. Er nennt die Bedingungen zur Existenz am verfertigten Werke nachher zweckmäßig. Deshalb nennt er auch die Existenzbedingungen der Dinge zweckmäßig: d. h. nur unter der Annahme, sie seien wie menschliche Werke entstanden.

Wenn ein Mensch aus einer Urne ein Loos zieht und dies nicht das Todesloos ist: so ist dies weder unzweckmäßig noch zweckmäßig, sondern, wie der Mensch sagt, zufällig d. h. ohne vorhergegangene Ueberlegung. Aber es giebt die Bedingung seiner Fortexistenz an.

„Die Organisation der Natur hat nichts Analogisches mit irgend einer Causalität, die wir kennen“ (d. h. der Organismus), sagt Kant, Kritik der teleologischen Urtheilskraft (§ 65).

„Ein Organismus ist das, in welchem alles Zweck und wechselseitig auch Mittel ist“ (§ 66).

„Jedes Lebendige, sagt Goethe, ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit: selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbständigen Wesen“. (Goethe, Bildung und Umbildung organischer Naturen. Einleitendes.)

Sehr wichtig Goethe (Zur Naturphilosophie im Allgemeinen, Anschauende Urtheilskraft) zum Ursprung seiner Naturphilosophie aus einem Kantischen Satze.

Der Organismus ist eine Form. Sehen wir von der Form ab, ist es eine Vielheit.

Der organische Körper ist eine Materie, deren Theile miteinander zweckmäßig verknüpft sind. Darum verlangen wir Ursachen, die im Stande sind die Theile einer Materie zweckmäßig zu verknüpfen, d. h. sagt Kant (§ 65, 66) „organisirende Ursachen, die gedacht werden müssen als wirksam nach Zwecken“.

Darin liegt aber ein Sprung. Es ist nur nöthig eine coordinirte Möglichkeit aufzuweisen, um das Zwingende der Vorstellung Kant's zu beseitigen. Der Mechanismus verbunden mit dem Casualismus giebt diese Möglichkeit.

Das was Kant fordert, fordert er nach einer schlechten Analogie: da es nämlich nach seinem Bekenntniß „nichts dem Zweckmäßigkeitsverhältniß des Organismus Aehnliches giebt" (§ 65).

Das Zweckmäßige entstanden als ein Spezialfall des Möglichen: eine Unzahl Formen entstehn d. h. mechanische Zusammensetzungen: unter diesen zahllosen können auch lebensfähige sein. Die Voraussetzung ist, daß das Lebendige aus Mechanismus entstehn könne. Das leugnet Kant.

In Wahrheit steht nur fest, daß wir nur das Mechanische erkennen. Was jenseits unsrer Begriffe ist, ist völlig unerkennbar. Die Entstehung des Organischen ist insofern eine hypothetische, als wir uns vorstellen, es sei ein menschlicher Verstand zugegen gewesen. Nun ist aber auch der Begriff des Organischen nur menschlich: hinzuweisen ist auf das Analoge: das Lebensfähige entsteht unter einer Unmenge von Lebensunfähigem. Damit nähern wir uns der Lösung des Organismus.

Wir sehen, daß vieles Lebensfähige entsteht und erhalten wird und sehen die Methode. Gesetzt die Kraft, die im Lebensfähigen und in dem Hervorbringenden und Erhaltenden wirkt, sei dieselbe: so ist diese sehr unvernünftig. Dies ist aber die Annahme der Teleologie.

„Die Idee der Wirkung ist der Begriff des Ganzen" (§ 65).

„Im Organismus ist das wirkende Princip die Idee der zu erzeugenden Wirkung" (§ 65).

Der Begriff des Ganzen ist aber unser Werk. Hier liegt die Quelle der Vorstellung des Zwecks. Der Begriff des Ganzen liegt nicht in dem Dinge, sondern in uns. Diese Einheiten, die wir Organismen nennen, sind aber wieder Vielheiten. Es giebt in Wirklichkeit keine Individuen, vielmehr sind Individuen und Organismen nichts als Abstraktionen. In die von uns gemachten Einheiten tragen wir nachher die Zweckidee.

Wir nehmen an, daß die Kraft, die Organismen einer Art hervorbringt, eine einheitliche sei. Dann ist die Methode dieser

Kraft, wie sie die Organismen schafft, erhält, zu beachten. Hier erweist sich, daß wir zweckmäßig nur nennen, was sich lebensfähig erweist. Das Geheimniß ist nur das „Leben“. Ob auch dies nur eine in der Organisation bedingte Idee ist?

„Die rasende Verschwendung setzt uns in Erstaunen“. Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung Band II, Zweites Buch, Kapitel 26) sagt: „Der Natur kosten die Werke keine Mühe“; darum ist die Zerstörung gleichgültige Natur.

Schopenhauer meint, daß es eine Analogie zu dem Organismus gebe (Welt als Wille und Vorstellung a. a. O.). „Der Wille das Bewegende, was ihn bewegt, das Motiv (causa finalis)“.

Goethe's Versuche.

Die Metamorphose gehört zu den Erklärungen des Organischen aus der wirkenden Ursache.

Jede wirkende Ursache beruht schließlich auf einem Unerforschlichen. (Das eben beweist, daß dies der richtige menschliche Weg ist.)

Deshalb verlangt man nicht bei der unorganischen Natur nach den Endursachen, weil hier nicht Individuen, sondern Kräfte zu bemerken sind; d. h. weil wir alles mechanisch auflösen können und in Folge davon nicht mehr an Zwecke glauben.

Ein falscher Gegensatz.

Wenn in der Natur nur mechanische Kräfte walten, so sind auch die zweckmäßigen Erscheinungen nur scheinbare, ihre Zweckmäßigkeit ist unsre Idee.

Die blinden Kräfte handeln absichtslos, also können sie nichts Zweckmäßiges bewirken. Das Lebensfähige ist nach einer unendlichen Kette mißlungener und halbgelungener Versuche gebildet.

Das Leben, der Organismus beweist keine höhere Intelligenz: überhaupt keinen durchgehenden Grad von Intelligenz. Das Dasein der Organismen zeigt nur blindwirkende Kräfte.

1. Beseitigung der erweiterten Vorstellung von Teleologie.
2. Grenzen des Begriffs. Das Zweckmäßige in der Natur.
3. Zweckmäßig gleich existenzfähig.
4. Organismen als Vielheiten und Einheiten.

„Die Vorstellung des Ganzen als Ursache gedacht ist der Zweck" (§ 77).

Das „Ganze" ist aber selbst nur eine Vorstellung.

Kant (§ 77):

„Möglich, daß Organismen rein mechanisch entstanden sind. Unmöglich, daß wir sie mechanisch ableiten können. Weshalb? Der Verstand ist diskursiv, nicht intuitiv; er kann das Ganze nur aus den Theilen begreifen und zusammensetzen. Im Organismus aber sind die Theile durch das Ganze bedingt. Nun sucht der Verstand vom Ganzen auszugehen, das ihm nicht in der Anschauung sondern nur in der Vorstellung gegeben ist. Die Vorstellung des Ganzen soll also die Theile bedingen: die Vorstellung des Ganzen als Ursache, d. h. Zweck".

„Soll der Verstand das Ganze nur aus den Theilen begreifen, so verfährt er mechanisch, soll er die gegebenen Theile aus dem Ganzen begreifen, so kann er sie nur aus dem Begriffe des Ganzen ableiten. Kurz, es fehlt an Intuition."

Naturgemäße Polemik.

Es wird zuerst geleugnet, daß das Ganze im Organismus ein wirkliches ist, d. h. der Begriff der Einheit wird geprüft und auf die menschliche Organisation zurückgeschoben.

Davon dürfen wir also nicht ausgehen.

Im Organismus sind nicht nur die Theile durch das Ganze bedingt, sondern das Ganze auch durch die Theile.

Also, wenn anders die Organismen mechanisch entstanden sind, so müssen sie auch ableitbar sein.

Zugegeben, daß wir bloß eine Seite im Auge behalten.

Nun werden die Theile zunächst betrachtet und in ihre Theile zerlegt: so kommt man z. B. zur Zelle.

Unter der Voraussetzung, daß die Organismen mechanisch entstanden sind. Wenn aber auch ein Zweckbegriff mit thätig war, so geschah trotzdem die Schöpfung durch Mechanismus (wie Kant [§ 78] zugiebt). Es muß sich also ein Mechanismus nachweisen lassen.

Kant: „Mechanisch erklären heißt aus äußeren Ursachen erklären" (diese Definition wird eingeführt, um nachher die inneren entgegenzustellen).

Mechanisch erklären heißt vielmehr . . . .

Unter Mechanismus versteht Kant die Welt ohne Zweckursachen: die Welt der Causalität.

Die Krystallisation können wir auch nicht ohne die Idee der Wirkung uns vorstellen.

Die Entstehung und Erhaltung organischer Wesen — inwiefern gehört sie zu den Zweckursachen?

Zwecke der Natur: in Zeugung, Erhaltung des Individuums und der Art. Damit vergleiche § 62. Dann schiebt Kant den Begriff eines Dings unter (§ 63) und verliert die allgemeinen Formen der Zweckmäßigkeit aus dem Auge.

Die Zufälligkeit seiner Form in Beziehung auf die Vernunft (diese findet sich auch bei dem Krystall).

„Ein Ding existirt als Naturzweck, wenn es von sich selbst Ursache und Wirkung ist“ (Kant, § 64). Dieser Satz ist nicht abgeleitet. Ein einzelner Fall ist genommen.

Die Ableitung, daß Organismen die einzigen Naturzwecke sind, ist nicht gelungen. In der Natur würde doch auch schon eine Maschine auf Zweckursachen führen.

„Es ist etwas verschiednes, sagt Kant (§ 67), ein Ding seiner innern Form nach als zweckmäßig zu erachten und die Existenz dieses Dinges für Zweck der Natur halten. — Deshalb streitet die unzweckmäßige Methode der Erhaltung und Fortpflanzung eines Organismus durchaus nicht mit der Zweckmäßigkeit seiner selbst“.

Dagegen ist es dasselbe zu sagen: dieser Organismus ist zweckmäßig und dieser Organismus ist lebensfähig. Also nicht: die Existenz dieses Dinges ist Zweck der Natur, sondern: was wir zweckmäßig nennen ist nichts andres, als daß wir ein Ding lebensfähig finden und in Folge davon die Bedingungen als zweckmäßig.

Wer die Methode der Natur zur Erhaltung als unzweckmäßig schilt, der betrachtet eben die Existenz eines Dinges als Zweck der Natur.

Der Begriff eines Naturzwecks haftet nur am Organismus. „Aber, sagt Kant, dieser Begriff führt nun nothwendig auf die Idee der gesammten Natur als eines Systems nach der Regel der Zwecke.“ (§ 67.) „Durch das Beispiel, das die Natur in ihren

organischen Produkten giebt, ist man berechtigt, von ihr und ihren Gesetzen nichts, als was im Ganzen zweckmäßig ist, zu erwarten." (§ 67.)

Diese Reflexion kommt nur zu Stande, indem man

1. das Subjektive des Zweckbegriffs außer Acht läßt,
2. die Natur als eine Einheit faßt,
3. ihr auch eine Einheit der Mittel zutraut.

Cap. 1. Begriff der Zweckmäßigkeit (als Existenzfähigkeit).
„ 2. Organismus (der unbestimmte Lebensbegriff, der unbestimmte Individuumsbegriff).
„ 3. Die angebliche Unmöglichkeit, einen Organismus mechanisch zu erklären (was heißt mechanisch?)
„ 4. Die erkannte Zwecklosigkeit in der Natur im Widerspruch mit der Zweckmäßigkeit.

Aus der Methode der Natur bei Erhaltung ꝛc. der Organismen auf die Entstehung der Organismen überhaupt zu schließen, ist nicht die empedokleische Ansicht, aber wohl die epikurische. Sie setzt aber voraus, daß der Zufall organische Wesen zusammenwürfeln könne: während hier gerade der streitige Punkt liegt. Aus Buchstaben kann sich eine Tragödie zusammenwürfeln (gegen Cicero), aus Meteorstücken eine Erde: aber es fragt sich eben, was das „Leben" ist, ob es eben ein bloßes Ordnungs- und Formprincip (wie bei der Tragödie) ist oder etwas ganz diverses. Dagegen ist zuzugeben, daß innerhalb der organischen Natur im Verhalten der Organismen zu einander kein andres Princip existirt als in der unorganischen Natur. Die Methode der Natur in der Behandlung der Dinge ist gleich, sie ist eine unparteiische Mutter, gegen unorganische und organische Kinder gleichmäßig hart.

Es herrscht unbedingt der Zufall, d. h. der Gegensatz der Zweckmäßigkeit in der Natur. Der Sturm, der die Dinge herum treibt, ist der Zufall. Das ist erkennbar.

Hier kommt die Frage: ob die Kraft, die die Dinge macht, dieselbe ist, die sie erhält? ꝛc.

Im organischen Wesen sind die Theile zweckmäßig zu seiner Existenz d. h. es würde nicht leben, wenn die Theile unzweckmäßig

wären. Damit ist aber für den einzelnen Theil noch nichts ausgemacht. Er ist eine Form der Zweckmäßigkeit: aber es ist nicht auszumachen, daß er die einzig mögliche Form ist. Das Ganze bedingt mithin die Theile nicht nothwendig, während die Theile nothwendig das Ganze bedingen. Wer das erste auch behauptet, behauptet die höchste Zweckmäßigkeit, d. h. die unter den verschiednen möglichen Formen der Zweckmäßigkeit ausgesuchte höchste Zweckmäßigkeit: wobei er annimmt, daß es eine Stufenfolge der Zweckmäßigkeit giebt.

Welches ist nun die Idee der Wirkung? Das Leben unter den dazu nöthigen Bedingungen? Das ist: eine allen Organismen gemeinsame Idee der Wirkung? Das Leben in einer Form unter den dazu nöthigen Bedingungen? Aber die Form und die Bedingungen fallen hier zusammen, d. h. wenn eine Form als Ursache gesetzt wird, so wird auch der Grad der Zweckmäßigkeit gleich mit in die Ursache hineingedacht. Denn Leben in einer Form ist eben Organismus. Was ist Organismus anders als Form, geformtes Leben?

Wenn wir aber von den Theilen des Organismus sagen, sie wären nicht nothwendig, so sagen wir, die Form des Organismus ist nicht nothwendig: wir setzen mit andern Worten das Organische wo anders hin als in die Form. Aber außerdem ist es bloß noch Leben. Also unser Satz heißt: zum Leben giebt es verschiedene Formen d. h. Zweckmäßigkeiten. Das Leben ist unter einer erstaunlichen Masse von Formen möglich. Jede dieser Formen ist zweckmäßig: weil aber eine Unzahl von Formen existirt, so giebt es auch eine Unzahl zweckmäßiger Formen.

Im menschlichen Leben machen wir eine Stufenfolge im Zweckmäßigen: wir setzen es gleich „vernünftig" erst dann, wenn eine ganz enge Wahl stattfindet. Wenn in einer complicirten Lage der Mensch den einzigen zweckmäßigen Weg findet, so sagen wir, er handelt vernünftig. Wenn einer aber in die Welt reisen will und einen beliebigen Weg einschlägt, so handelt er zweckmäßig aber noch nicht vernünftig. Eine Vernunft offenbart sich also in den „zweckmäßigen" Organismen nicht.

Dasjenige, was also als Idee der Wirkung Ursache ist, ist nur die Form des Lebens. Das Leben selbst kann nicht als Zweck gedacht sein, weil es vorausgesetzt wird, um nach Zwecken zu handeln.

Wenn wir also von Zweckbegriffen und -Ursachen reden, so meinen wir: an einem lebenden und denkenden Wesen wird eine Form intentionirt, in der es erscheinen will. Wir rücken mit andern Worten durch die Endursachen gar nicht heran an die Erklärung des Lebens, sondern nur der Form.

Nun erfassen wir an einem Lebenden überhaupt nichts als Formen. Das ewig Werdende ist das Leben; durch die Natur unsres Intellekts erfassen wir Formen: unser Intellekt ist zu stumpf, um die fortwährende Verwandlung wahrzunehmen: das ihm Erkennbare nennt er Form. In Wahrheit kann es keine Form geben, weil in jedem Punkte eine Unendlichkeit sitzt. Jede gedachte Einheit (Punkt) beschreibt eine Linie.

Ein ähnlicher Begriff wie die Form ist der Begriff Individuum. Man nennt Organismen so als Einheiten, als Zweckcentren. Aber es giebt nur Einheiten für unsern Intellekt. Jedes Individuum hat eine Unendlichkeit lebendiger Individuen in sich. Es ist nur eine grobe Anschauung, vielleicht von dem Körper des Menschen zuerst entnommen.

Alle „Formen“ können ausgewürfelt werden, aber das Leben!

Die Idee des Ganzen als Ursache: dadurch ist gesagt, daß das Ganze die Theile bedinge, nichts weiter: denn daß die Theile das Ganze machen versteht sich von selbst. Wenn man von Zweckursachen redet, meint man nur, daß die Form des Ganzen beim Bilden der Theile vorschwebte, daß eine Form nicht mechanisch entstanden sein könnte.

Das Leben sammt Zeugung ist das nicht unter die Zweckursachen Eingeschlossne. Das „sich selbst organisiren“ ist bei Kant willkürlich abgeleitet.

Braucht man die Zweckursachen, um zu erklären, daß etwas lebt? Nein, nur um zu erklären, wie es lebt. Brauchen wir die Zweckursachen, um das Leben eines Dinges zu erklären? Nein, das „Leben“ ist etwas völlig Dunkles, dem wir daher auch durch Zweckursachen kein Licht geben können. Nur die Formen des Lebens suchen wir uns deutlich zu machen.

Wenn wir sagen „der Hund lebt“ und jetzt fragen „warum lebt der Hund?“ so gehört das nicht hierher. Denn hier haben wir „leben“ gleich „dasein“ genommen. Die Frage, „warum ist etwas“ gehört in die äußere Teleologie und liegt ganz aus unserm Bereiche. (Kindische anthropomorphische Beispiele auch bei Kant.) Wir können den Hund nicht mechanisch erklären; das macht, er ist ein lebendes Wesen.

Die Form ist alles, was vom „Leben“ an der Oberfläche sichtbar erscheint.

Die Betrachtung nach Zweckursachen ist also eine Betrachtung nach Formen. In der That sind wir auch genöthigt im aufschießenden Krystall nach Zweckursachen zu fragen. Mit andern Worten: teleologische Betrachtung und Betrachtung der Organismen fällt nicht zusammen, sondern teleologische Betrachtung und Betrachtung nach Formen. Zwecke und Formen sind in der Natur identisch.

Wenn also die Naturforscher meinen, ein Organismus könne aus „Zufall“ entstehen d. h. nicht nach Zweckursachen, so ist dies der Form nach zuzugeben. Es fragt sich nur, was das „Leben“ ist.

Cap. 1. Teleologische Betrachtung ist Betrachtung nach Formen.
„ 2. Formen (Individuen) sind der menschlichen Organisation zugehörig und entnommen.
„ 3. Lebenskraft.

Welches Recht haben wir, die Erscheinungsweise eines Dinges z. B. eines Hundes als vorexistirend zu fassen? Die Form ist für uns etwas. Denken wir sie als Ursache, so verleihen wir einer Erscheinung den Werth eines Dings an sich.

„Zweckmäßig“ ist nur gesagt in Bezug auf das „Leben“. Nicht also in Bezug auf die Formen des Lebens. Also liegt im Begriff der Zweckmäßigkeit nicht die Anerkennung der Vernünftigkeit.

Was als Idee der Wirkung Ursache sein soll, kann nicht das „Leben“ sondern nur die Form sein, d. h. eine Erscheinungsweise eines Dings wird als präexistirend gedacht und als real.

Ein Ding lebt — also sind seine Theile zweckmäßig: das Leben des Dinges ist der Zweck der Theile. Um aber zu leben giebt es unendlich verschiedene Weisen d. h. Formen d. h. Theile.

Die Zweckmäßigkeit ist keine absolute, sondern eine sehr relative: von andrer Seite gesehn, oft Unzweckmäßigkeit.

Zweckursache heißt: die Idee des Ganzen wird als Ursache bezeichnet, d. h. eine Erscheinungsform wird als real und präexistirend bezeichnet.

Der Begriff des Ganzen bezieht sich nur auf die Form, nicht auf das „Leben".

1. Nicht „ein „Leben" soll erzeugt werden, also müssen Formen gesucht werden",
2. sondern „unter folgenden Formen soll ein „Leben" erscheinen".

Es ist unmöglich den Begriff des Lebens zu fassen: also gehört er nicht in die Idee des Ganzen.

Individuum ist ein unzureichender Begriff. Was wir vom Leben sehn, ist Form; wie wir sie sehn, Individuum. Was dahinterliegt, ist unerkennbar.

Die Zeugung ist nicht unter die Zweckursachen eingeschlossen, denn sie fragt nicht: zu welchem Zwecke soll ein Wesen werden? Dies gehört in die äußere Teleologie d. h. in ein System von Naturzwecken.

Ein System von Naturzwecken hat folgende Sätze gegen sich:

1. Das Subjektive des Zweckbegriffs in den Organismen ist objektiv genommen,
2. die Natur ist als eine Einheit gefaßt,
3. und ihr eine Einheit der Mittel zugetraut.

Ist ein Ding deshalb nicht zweckmäßig, weil es mechanisch entstanden ist? Kant behauptet dies. Warum kann denn der Zufall nichts Zweckmäßiges hervorbringen? Er hat Recht: das Zweckmäßige liegt dann nur in unsrer Idee.

Das „Leben" tritt auf mit dem Empfinden: also als Bedingung für das „Organische" betrachten wir das Empfinden. Leben ist „bewußt" d. h. menschenähnlich zu existiren. Die Frage nach dem Organismus ist die: woher das Menschenähnliche in der Natur? Beim Mangel eines Selbstbewußtseins?

Wir können uns das „Leben" d. h. die empfindende, wachsende Existenz nicht anders vorstellen als analog dem Menschlichen.

Der Mensch erkennt einiges Menschenähnliche und Menschenfremde in der Natur und fragt nach der Erklärung.

Ich habe beobachtet, daß man öfter auch im Schlafe anhaltend denkt: ein zufälliges Erwachen belehrt darüber, indem noch Fetzen des eben Gedachten im Kopfe hängen.

Verstehn wir das bewußtlose Zusammenarbeiten einzelner Theile zu einem Ganzen? In der unorganischen Natur, z. B. in dem Bau des Weltalls ist Gesetzmäßigkeit und Zweckmäßigkeit sehr wohl zu denken als Folge des Mechanismus. Kant sah darin eine planmäßige Nothwendigkeit, das Gegentheil des Zufalls (Kuno Fischer, Geschichte der neuern Philosophie, Band III, Kapitel 7, Abschnitt 2).

Höchst bemerkenswerthe Stelle „Mich dünkt, man könne in gewissem Sinne ohne Vermessenheit sagen: gebt mir Materie, ich will euch zeigen, wie eine Welt daraus entstehen soll — rc. (Kant, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, Zweiter Theil, Vorwort.)

Was Hamann von Kant's Optimismus (Versuch einiger Betrachtungen über den Optimismus) sagt, gilt überhaupt von dem Optimismus: „seine Einfälle sind blinde Jungen, die eine eilfertige Hündin geworfen .... Er beruft sich auf das Ganze, um von der Welt zu urtheilen. Dazu gehört aber ein Wissen, das kein Stückwerk mehr ist. Vom Ganzen also auf die Fragmente zu schließen ist eben so, als von dem Unbekannten auf das Bekannte". (Brief Hamann's an Lindner vom 12. Oktober 1759. Vgl. Kuno Fischer, a. a. O., Kapitel 7, Abschnitt 4.)

Es fällt Kant sehr schwer, sich in fremde Philosopheme zu versetzen: was für einen originalen Denker sehr charakteristisch ist.

Zu lesen sind:

Kant, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels.
Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes.

Holbach, Système de la nature.

Hume, Dialogues concerning natural religion.

Schopenhauer, Ueber den Willen in der Natur.

Treviranus, Ueber die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens.

Czolbe, Neue Darstellung des Sensualismus.
" Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß.
Moleschott, Kreislauf des Lebens.
" Die Einheit des Lebens.
Virchow, Vier Reden über Leben und Krankſein.
" Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin.
Trendelenburg, Logische Untersuchungen.
" Monatsberichte der Berliner Akademie, November 1854, Februar 1856.
" Historische Beiträge zur Philosophie.
Ueberweg, System der Logik.
Helmholtz, Ueber die Erhaltung der Kraft.
" Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte.
Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele.
Lotze, Streitschriften.
" Medicinische Psychologie.
Herbart, Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral.
Schelling, Ideen zu einer Philosophie der Natur.
" System des transcendentalen Idealismus.
Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.
Bichat, Sur la vie et la mort.
Joh. Müller, Ueber das organische Leben.
" Ueber die Physiologie der Sinne.
Fries, Mathematische Naturphilosophie.
Schleiden, Ueber den Materialismus in der neueren Naturwissenschaft (bei Schleiden mechanische Erklärbarkeit der Organismen).
Kuno Fischer, Geschichte der neuern Philosophie. (Kant u. s. w.)
C. Rosenkranz, Schelling, Vorlesungen.
" Geschichte der Kant'schen Philosophie.
Sal. Maimon, Berliner Journal für Aufklärung, herausgegeben von A. Riem, Bd. VIII, Juli 1790.
Oken, Die Zeugung.
" Lehrbuch der Naturphilosophie.
Carus, Grundzüge der vergleichenden Anatomie und Physiologie.
Gustav Schneider, De causa finali Aristotelis.

22. Ueber die Methode der philologischen Quellenkritik.

(Fragment, Herbst 1868.)

Gegen die üblichen und leider auch nothwendigen Methoden in derartigen Quellenuntersuchungen, wie sie hier unternommen werden sollen, herrscht unter exakt geschulten Naturforschern und Mathematikern unsrer Tage eine begründete Abneigung. Die allgemeinste Form dieser Methode und zugleich ihre Schwäche liegt nämlich darin, daß eine Hypothese, welche eine Reihe spezifischer Erscheinungen einheitlich lösen soll, schließlich nur eine Möglichkeit ist, deren Ausschließlichkeit und Verbindlichkeit erst dann erwiesen wäre, wenn keine coordinirte Möglichkeit übersehen ist. Wir sehn ein Land in ewigem Nebel und wir zeichnen seine Karte mit dem Gefühl, vielleicht das Richtige getroffen zu haben, aber ohne Hoffnung uns Gewißheit verschaffen zu können. Alles was wir zu unserm Troste sagen können, ist aber, daß nach dem vorliegenden Material eine andre Antwort unmöglich ist. Sodann aber ist das vorliegende Material mitunter so reich, die Aufklärung, die die gefundene Hypothese bringt, so in die Augen fallend und verschiedenartig, daß ein Schluß aus der Deutlichkeit und dem Reichthum der Wirkungen auf die Richtigkeit der Ursache wenn nicht geboten so doch erlaubt sein muß.

Auf rein diskursivem Wege ist es gar nicht möglich in diesen Gebieten zum Ziele zu kommen, da das vorhandene Material sich nicht in die Form einer logischen Kette gießen läßt, in der Ring auf Ring in gleich kräftigem Gefüge folgt: vielmehr hemmt alle Augenblicke schlüpfriger Boden unsren Weg, den wir im günstigen Falle mit Wahrscheinlichkeiten, im ungünstigen gar mit Möglichkeiten überbrücken müssen. Also ist hier das Bereich der Hypothese, jenes intuitiv gefundenen Bildes, in dem eine längere Reihe spezifischer und bisher vereinzelter Erscheinungen zusammengeschaut und als verschiedene Wirkungen einer Ursache an verschiednem Material erkannt wird.

23. Selbstbeobachtung. (1868.)

Sie betrügt.

Erkenne dich selbst.

Durch Handeln, nicht durch Betrachten.

Die sich an einem Ideale messen, lernen sich nicht kennen, außer in ihren Schwächen. Aber auch deren Grade sind ihnen unbekannt.

Das Beobachten hemmt die Energie; es zersetzt und zerbröckelt.

Der Instinkt ist das Beste.

Die Selbstbeobachtung eine Waffe gegen fremde Einflüsse.

Die Selbstbeobachtung als Entwicklungskrankheit.

Unsere Thaten müssen unbewußt geschehn.

Namen-Register zu Band I.

Dr. Carl Fuchs.

Thematikon zu Peter Gast's komischer Oper
Die heimliche Ehe.

Nebst einer Einleitung: „Im Foyer“, und 240 in den Text gedruckten Notenbeispielen. 8°. 16 Bogen broschiert Mark 1.50.

Unter anderen schreibt **Richard von Pergh** über dieses Buch in der Allgemeinen Kunstchronik, Wien: — „Wir erhalten einen Einblick in das Werk eines noch unbekannten Tonsetzers und gewinnen volle Achtung für dasselbe. Bei dem herrschenden Mangel an wertvollen komischen Opern scheint es fast unbegreiflich, dass Gast's „heimliche Ehe“ nicht längst Boden gefasst hat; die Musik — soweit wir sie aus den in dem Thematikon allerdings zahlreich angeführten Notenbeispielen beurteilan können — ist durchaus vornehm, melodisch und ansprechend. Jedenfalls werden die Operndirektoren gut tun, das vorliegende Buch in die Haud zu nehmen und vorläufig alle Bedenken beiseite zu lassen, welche die Gleichheit des Titels mit jenem der köstlichen Oper Cimarosa's wohl jederzeit erwecken dürfte.“

Inzwischen wurde die Oper auf dem Danziger Stadttheater mit grossem Erfolge aufgeführt; sie war übrigens das Entzücken Friedrich Nietzsche's, welcher in seinem „Fall Wagner“ (1888) über Peter Gast schrieb: „Ich kenne nur einen Musiker, der heute noch im Stande ist, eine Ouverture aus ganzem Holze zu schnitzen: und niemand kennt ihn.“

Friedrich von Hindersin.

Gedichte und Schauspiele.

Gedichte. Klein 8°. 5¼ Bogen	broschiert Mark	1.—
Heinrich IV. Klein 8°. 5¼ Bogen	„ „	1.—
Nero. Klein 8°. 6 Bogen	„ „	1.—
Kaiser Otto III. Klein 8°. 6¾ Bogen	„ „	1.—
Jesus von Nazareth. Klein 8°. 7 Bogen	„ „	1.—
Alexander. Klein 8°. 6½ Bogen	„ „	1.—
Cäsar. Klein 8°. 6½ Bogen	„ „	1.—
Luther. Klein 8°. 5¾ Bogen	„ „	1.—
Wuotans Ende. Klein 8°. 5½ Bogen	„ „	1.—

Wir begrüssen in diesem Verfasser unbedingt ein dramatisches Talent, er besitzt die Gabe, eine spannende, dramatische Handlung aufzubauen und in theaterwirksamen Szenen vorüberrollen zu lassen, und versteht es, seinen Helden einen grossen, ergreifenden Zug zu geben. **Magazin.**

Ein gutes Volksstück, wahrscheinlich viel besser als alle anderen Luther, die gelegentlich einen Theaterabend langweilig machen. Der Wert liegt in den sehr lebendig gehaltenen Volksszenen. **Berner Bund.**

Wir wollen Hindersin nicht mit Shakespeare in eine Linie stellen, aber wir stehen nicht an zu behaupten, dass die Persönlichkeit Cäsar's bei Hindersin besser zur Geltung kommt, als bei Shakespeare, bei dem Cäsar mehr ein Opfer als ein Cäsar ist. Wie jener Abschluss des Stückes, so sind noch andere, kühnere und doch nicht minder zweckmässige Neuerungen von Hindersin eingeführt worden. Hindersin's „Julius Cäsar“ zählt zu den besten historischen Dramen, welche in den letzten Jahren erschienen sind.

Vossische Zeitung.

Digitized by Google

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

JUN 3 0 2003
MAY 0 3 2004

Digitized by Google

Digitized by Google